

vermutlich die Mehrheit der Frauen. So hat gut ein Drittel der Frauen Schuldgefühle gegenüber ihren Kindern, weil sie ihnen keine „normale“ Familie bieten können. Und in einem Drittel der Fälle wünschen sich die Kinder, dass die Eltern ihre Beziehung wieder aufnehmen. Obwohl die Frauen kaum über diesbezügliche Schuldgefühle berichten, so ist doch zu erwarten, dass sich solche Wünsche der Kinder belastend auf die Frauen auswirken.

Teil III: Zweite Teiluntersuchung

Nachdem im Teil II anhand von offen geführten Gesprächen die familiäre Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern eher qualitativ geschildert worden ist, bezieht sich die folgende Darstellung auf eine repräsentative Befragung von über 350 Familien mit schulpflichtigen Kindern in der Stadt Zürich. Auch diese Erhebung ist im Rahmen des Projekts „Familiäre Erziehung, Fremdbetreuung und generatives Verhalten“ durchgeführt worden. Im Unterschied zur ersten Untersuchung ist hier ein standardisiertes Erhebungsinstrument entwickelt und angewendet worden. Bei der Erhebung kam ein eigens rekrutierter und geschulter Stab von Interviewerinnen und Interviewer zum Einsatz, und für die Auswertungen wurden überwiegend statistische Methoden angewendet. Die Ergebnisse können als repräsentative Beschreibung der familiären Situation von städtischen Familien mit Kindern im schulpflichtigen Alter betrachtet werden. Im speziellen interessierte uns bei dieser Teiluntersuchung die Frage, wie sich Ansprüche auf partnerschaftliche Beziehungen mit den erzieherischen Aufgaben von Eltern vereinbaren lassen.

Im Kapitel 9 gehen wir auf methodische Fragen und die Untersuchungsanlage ein. Nach einigen Anmerkungen zur mündlichen und schriftlichen Befragungstechnik erläutern wir unser Vorgehen bei der Bildung der Erhebungsinstrumente und bei der Durchführung der Befragung. Mit einer kurzen Beschreibung der Stichprobe wird ein erster Bezug zur Fragestellung hergestellt, indem die Lebenssituation von in der Stadt wohnhaften Familien zur Darstellung kommt.

Im Kapitel 10 stellen wir uns die Frage, wie weit die Familiengründung als bewusste Entscheidung von jungen Erwachsenen betrachtet werden kann und welche Gründe dabei relevant sind. Wie weit wird die Elternschaft als Belastung empfunden, und von welchen Rahmenbedingungen lassen sich Eltern in ihrer Entscheidung leiten? Hat die Elternschaft Auswirkungen auf die Partnerschaft, so dass daraus allenfalls Erklärungen für die gegenwärtige Zurückhaltung im generativen Verhalten der schweizerischen Bevölkerung abzuleiten sind?

Im Kapitel 11 betrachten wir die familiäre Arbeitsteilung bei Elternpaaren. Wie sind die Aufgaben innerhalb der Paare verteilt, und in welchem Verhältnis steht die tatsächliche Arbeitsteilung zu den geäußerten Idealvorstellungen? Wie stark werden einzelne Aufgaben aus der Familie ausgelagert, und welches sind dabei die zentralen Motive?

Im Kapitel 12 befassen wir uns mit der Erziehung innerhalb der Familie. Welche Erziehungsziele werden bevorzugt? Welche pädagogischen Einstellungen werden von den Eltern vertreten, und wie verhalten sich die Eltern im Umgang mit ihren Kindern?

9 Methode und Stichprobe

Für die empirische Untersuchung haben wir ein Erhebungsinstrument entwickelt, das aus einem Fragebogen für die mündliche Befragung der Mütter (und der alleinerziehenden Väter) und einem Fragebogen für die schriftliche Befragung der (männlichen) Partner der befragten Mütter besteht. Wir wollten damit die familiäre Situation in einer entscheidenden Phase (die Kinder sind soeben schulpflichtig geworden, und das Ende der generativen Phase der Familie ist vermutlich erreicht) in städtischen Verhältnissen erfassen. Die Aufteilung der familiären Arbeiten erlaubt es, die Familien zu typisieren, wobei wir – wie in der ersten Teiluntersuchung – zwischen „traditionellen“ und „partnerschaftlichen“ Verhältnissen unterscheiden. Die Familien befinden sich in einer Phase, wo Institutionen wie die Schule und andere Organisationen vermehrt die Betreuung der Kinder übernehmen. Es ist anzunehmen, dass sich die Eltern (insbesondere die Frauen) überlegen, wie die neue Betreuungssituation genutzt werden kann, da die Kinder nun nicht mehr so stark auf eine dauernde Beaufsichtigung angewiesen sind. Immer häufiger entsteht dann auch das Bedürfnis nach Erwerbstätigkeit bei beiden Eltern. Wir haben deshalb einmal die gegenwärtige Erwerbstätigkeit beider Eltern erfasst, weiter aber auch Idealvorstellungen über die Aufteilung der Erwerbstätigkeit in Familien mit Kindern. Damit hängt dann meistens auch ein vermehrtes Bedürfnis nach familienexternen Betreuungsangeboten für die Kinder zusammen. Wir haben deshalb in der Befragung einmal die Kenntnis der vorhandenen Fremdbetreuungsangebote in der Stadt Zürich erhoben, dann den Bedarf an institutionalisierter Fremdbetreuung wie auch die konkreten Gründe für den Bedarf und schliesslich die Nutzung, wobei wir unterscheiden zwischen privater und institutionalisierter Fremdbetreuung. Um den Bedarf und das Angebot an Fremdbetreuung miteinander in Beziehung setzen zu können, haben wir bezüglich des Angebots an Fremdbetreuung in der Stadt Zürich eine kleine zusätzliche Erhebung durchgeführt. Weiter haben wir die Eltern auch über erzieherische Themen wie auch zu ihrem persönlichen generativen Verhalten befragt.

Für eine einzelne Untersuchung sind dies sehr viele verschiedene Aspekte, die jeweils nur ansatzweise erfasst werden können. Wir mussten uns deshalb beschränken, um das Erhebungsinstrument nicht zu überladen. Für die empirische Untersuchung konzentrierten wir uns auf die Aspekte familiäre Arbeitsteilung (Kinderbetreuung, Hausarbeit, Erwerbstätigkeit), Erziehung und Kinderbetreuung (Erziehungsziele, Sanktionen, Aktivitäten, schöne Seiten der Elternschaft und Belastungen durch Kinder), Einstellung zur Schulsituation (Belastungen), Fremdbetreuung (Kenntnis, Bedarf und Nutzung) und generatives Verhalten (Wunsch, Planung und Einstellung zu Lösungen bei unerwünschter Schwangerschaft).

Es folgen nun einige Ausführungen zur verwendeten Untersuchungsmethode „normierte mündliche bzw. schriftliche persönliche Einzelbefragung“ mit ergänzenden

offenen Fragen.¹ Anschliessend beschreiben wir die praktische Durchführung der Datenerhebung und die demographischen Merkmale der Stichprobe.

9.1 Standardisierte Befragung als Untersuchungsmethode

Die Befragung wird als die am häufigsten verwendete Datenerhebungsmethode innerhalb der Sozialwissenschaften bezeichnet (Friedrichs 1980, p. 193; Laatz 1993, p. 103). Es handelt sich dabei um einen in der Regel einseitigen Kommunikationsprozess, bei dem eine interviewende Person mit gezielten Fragen von einer interviewten Person Informationen abfragt. Die Qualität der mittels Befragung erhaltenen Erkenntnisse ist abhängig vom Erhebungsinstrument (Fragebogen), von dessen Anwendung (Kompetenz der Interviewerinnen und Interviewer, Schulung, Interviewsituation) und der Verarbeitung der erhobenen Daten (Codierung, Auswertungsverfahren, Interpretation). Es existieren verschiedene Formen der Befragung. Wir verwenden in unserer Untersuchung die Form der normierten mündlichen (teilweise schriftlichen) persönlichen Einzelbefragung (Laatz 1993, p. 103ff.). Dabei wird angestrebt, möglichst alle zu erhebenden Informationen im vornherein zu normieren, so dass die anschliessende Auswertung der Daten möglichst effizient erfolgen kann. Dies ist möglich, weil wir – aufgrund der Ergebnisse unserer ersten Teiluntersuchung – davon ausgehen, über das Untersuchungsfeld (Familien mit Kindern) genügend unterrichtet zu sein.

Um den Rücklauf zu steigern und die Interpretationsbandbreite (Verständnisprobleme bei einzelnen Fragen) zu schmälern, haben wir uns für mündliche Interviews entschieden. Die demographischen Daten und die Befragung der Partner haben wir als schriftliche Erhebung durchgeführt. Für die Form des Einzelinterviews – im Gegensatz zum Gruppeninterview – haben wir uns entschieden, weil es schwierig sein dürfte, bei Paaren beide Partner zugleich zu einem Interviewtermin zu gewinnen. Die Gruppenbefragung (bei Paaren) hätte zwar einige Vorteile, wie die gegenseitige Kontrolle der Antworten (etwa beim Thema familiäre Arbeitsteilung) oder bessere Erinnerung bei retrospektiven Themen (Kinderwunsch, Verhütungsverhalten), andererseits könnte aber auch gerade diese Kontrolle das Antwortverhalten verzerren, da gewisse Themen innerhalb der Paare allenfalls tabuisiert sind und in Anwesenheit Dritter nicht offen zur Sprache gebracht werden. Hingegen fördert die Quasi-Intimität der persönlichen Einzelbefragung (mit garantierter Anonymisierung der Informationen) den Abbau von Zurückhaltung und kommt unserem Forschungsanliegen entgegen (Laatz 1993, p. 114).

¹ Diese Bezeichnung basiert auf der Typologie von Laatz (1993, p. 103f.), der vier Dimensionen unterscheidet, um die Befragungsmethoden zu charakterisieren. Diese Dimensionen betreffen den Grad der Normierung (offen vs. normiert), die Kommunikationsform (mündlich vs. schriftlich), das Medium (postalisch, Telefon oder persönlich) und die soziale Situation (einzeln vs. Gruppe).

Eine Befragung durchführen heisst die verschiedenen Dimensionen der Untersuchungsfrage in Einzelfragen umsetzen (Operationalisieren), damit eine empirische Evidenz erreicht werden kann. Viele Aspekte lassen sich direkt erfragen. Gewisse komplexere Dimensionen und theoretische Konstrukte, die ausserhalb des Alltagsverständnisses der Befragten liegen, müssen indirekt erfasst werden, indem mit mehreren Fragen, die in einem systematischen Zusammenhang stehen, ein Index gebildet wird. Wir wollen z.B. Aussagen über den familiären Erziehungsstil machen, was mit einer direkten Frage nicht zu erfassen ist. Fragen lassen sich auch nach der Art des erfragten Wissensbereichs unterscheiden, nämlich Sachfragen, Meinungsfragen und Verhaltensfragen. Bei Sachfragen werden wahrheitsgetreue Aussagen z.B. über die demographischen Verhältnisse der Befragten erwartet. Diese Informationen werden dann häufig auch als erklärende Variablen verwendet. Bei Meinungsfragen muss davon ausgegangen werden, dass Stimmungsschwankungen auf individueller Ebene und aktuelle Tendenzen der öffentlichen Meinung einen gewissen Einfluss auf das Antwortverhalten ausüben. Wir betrachten solche Daten eher als „weiche“ Daten. Verhaltensfragen beziehen sich auf durchgeführte oder unterlassene Aktivitäten. In der Regel besteht dabei keine Kontrollmöglichkeit über den Wahrheitsgehalt der Antworten. Zu vermuten ist, dass die Antworten entsprechend der Erwartungserwartungen der Befragten „geschönt“ werden. Es handelt sich somit auch hierbei um „weiche“ Daten. Um eine gewisse Vergleichbarkeit zu erzielen, werden für die „weichen“ Daten Vorgaben gemacht, die in Form von linearen Ratingskalen den Befragten eine abgestufte Zuordnung ihrer Äusserungen erlauben.

Unser Erhebungsinstrument besteht überwiegend aus geschlossenen Fragen, teilweise mit impliziten Vorgaben, die in der Frage bereits enthalten sind, meistens aber mit expliziten Vorlagen, die den Befragten mit einem Hilfsmittel (Skalen und Listen auf separaten Kärtchen) vorgelegt werden. Wir erreichten damit eine vollständigere Beantwortung der Fragen, insofern Ausfälle als Folge von Erinnerungslücken vermieden werden. Allerdings könnte es sein, dass die Befragten so zu Antworten verleitet werden, die sie ohne Vorgaben nicht geäussert hätten.

Als Vorgaben werden Antwortkategorien verwendet, die sich gegenseitig ausschliessen und zusammen die erwarteten möglichen Antworten vollständig abdecken. Für einige Situationen, in denen die Vorgaben zur Beantwortung der Frage unter Umständen nicht zutreffen, wird eine offene Kategorie „anderes“ vorgesehen. Bei der Auswertung kann die Menge der Antworten in dieser Restkategorie ein Hinweis dafür sein, wie vollständig die Frage durch die Antwortkategorien operationalisiert worden ist.

In manchen Situationen werden auch in standardisierten Befragungen offene Fragen ganz gezielt eingesetzt. Einmal gibt es Fragestellungen über singuläre Aspekte des Untersuchungsobjektes, für die ein geschlossenes Kategoriensystem nicht auszuführen ist oder unhandlich wäre. Z.B. lohnt es sich nicht, ein Kategoriensystem für die Berufsbezeichnungen vorzusehen, da es sehr viele und dabei wenig standardisierte

Berufsbezeichnungen gibt. Da die geschlossene Form der Interviewsituation für die Befragten mit der Dauer der Befragung etwas einengend wirken kann, werden offene Fragen oft auch zur Ergänzung der Antwortvorgaben und zur „Besänftigung“ der Befragten eingesetzt. Befragte möchten nicht in ein vorgegebenes Raster gepresst werden und suchen nach authentischen Aussagen über ihre individuelle Situation. Für die Befragten ist es meistens eine Erleichterung, wenn sie feststellen dürfen, dass auf ihre persönliche Einschätzung oder Meinung zum behandelten Thema geachtet wird. Somit haben offene Fragen auch eine Motivationsfunktion für die Befragten. Als Nachteil der offenen Fragen muss aber angemerkt werden, dass sie statistisch nicht leicht zu behandeln sind. Im weiteren stellen sie auch einen vermehrten Aufwand für die Befragung und die anschliessende Verkodung dar.

Eine verbreitete Methode der Meinungsbefragung stellt die Verwendung von Antwortskalen dar. Dabei wird einleitend eine Situation oder ein Sachverhalt geschildert, um anschliessend verschiedene Aspekte (sog. Items) des dargestellten Sachverhalts zu behandeln. Die Befragten werden gebeten, bei jedem Aspekt ihre persönliche Meinung oder Einschätzung anhand einer mehrstufigen Skala zwischen zwei extremen Positionen anzugeben (Laatz 1993, p. 123). Die einzelnen Skalenvorgaben werden den befragten Personen bei jeder Frage von neuem vorgelegt, so dass diese die alternativen Antwortmöglichkeiten bildlich vor sich haben. Diese Skalen haben auch die Funktion, den Befragten nicht nur simple „ja-nein“-Antworten abzurufen, sondern ihnen die Möglichkeit zu geben, sich etwas dosierter für oder gegen eine Ansicht oder auch für eine Mittelposition zwischen ja und nein zu äussern. Die Verwendung von Ratingskalen, die bei der Befragung optisch präsentiert werden, soll auch bewirken, dass für die erhobenen Daten Intervall-Skalenqualität unterstellt werden kann. Allerdings ist diese Unterstellung meistens gewagt und sollte von Fall zu Fall geprüft werden. Dabei stellt sich die Frage, ob alle Befragten die vorgegebene Skala jeweils gleich verstehen und bemessen (Laatz 1993, p. 137). Ratingskalen sind aber auf jeden Fall kategorial oder ordinal interpretierbar und lassen sich auch relativ leicht in alternative (dichotomisierte) Daten umwandeln und entsprechend auswerten.

In unserer Erhebung haben wir vorwiegend vierstufige Skalen verwendet, die zwischen „trifft voll zu“, „trifft eher zu“, „trifft eher nicht zu“ und „trifft gar nicht zu“ bzw. zwischen „sehr wesentlich“, „eher wesentlich“, „eher nicht wesentlich“ und „gar nicht wesentlich“ unterscheiden und dabei keine Mittelpositionen aufweisen. Für die Erfassung von Verhaltensweisen, z.B. bei der Kinderbetreuung, legten wir eine 6-stufige Skala vor, die von „nie“ bis „fünf und mehr Mal“ reichte. Mit den gewählten Vorgaben erreichten wir dass den Befragten eine Vorstellung von „viel“ und „wenig“ vermittelt wurde und sie sich darin verorten konnten.

Bei der Frageformulierung muss darauf geachtet werden, dass pro Frage nur ein Aspekt zur Sprache kommt und nicht mehrere Dimensionen gleichzeitig, die dann mehrdeutig interpretiert und beantwortet werden. Es gilt auch, den Sprachstil den Befragten und insbesondere der Befragungssituation anzupassen. Interviews werden (im

Falle einer schweizerischen Stichprobe, wie in unserem Fall) in Dialektsprache geführt, was v.a. bei den Sätzen mit Hilfsverbkonstruktionen für die Übersetzung aus der Schriftsprache sprachliche Versiertheit erfordert. Die Ausformulierung der gestellten Fragen (nicht der Anweisungen für die Interviewdurchführung) richtet sich deshalb nicht nach den Konventionen des „richtigen Deutsch“, sondern nach den Konventionen der Mundart. Bei der Ausformulierung der Fragen und Vorgaben ist auch darauf zu achten, dass verfängliche Assoziationen vermieden werden. Wir unterscheiden z.B. zwischen Planung der Kinder und Wunsch nach Kindern und haben in der Befragung explizit auf diesen Unterschied hingewiesen. Denn bei ungeplanten Schwangerschaften könnte der Eindruck entstehen, dass die entsprechenden Kinder folglich auch nicht gewünscht seien, was in der Regel natürlich nicht zutrifft.

Bevor ein Interview durchgeführt werden kann, müssen einige Vorbereitungen getroffen werden. Die Befragten sind zu kontaktieren, die Eignung (Zugehörigkeit zur Stichprobe) und die Bereitschaft, an der Untersuchung mitzumachen, ist abzuklären. Die Befragten müssen darüber aufgeklärt werden, worauf sie sich einlassen (zeitlicher Umfang, Forschungsthema, Datenschutz usw.). Dies geschieht in der Regel im Rahmen eines telefonischen Kontaktgesprächs, dem ein vorankündigender Brief vorausgegangen war. Beim Interview wird dann zuerst eine Art Warmlaufphase eingeschaltet, bevor mit den eigentlichen Themen eingesetzt wird.

Die Reihenfolge der Fragen sollte einer Art „Fragebogendramaturgie“ entsprechen (Laatz 1993, p. 149). Die Fragen werden nach den einzelnen Themen gruppiert, so dass die Befragten nicht thematischen Wechselbädern ausgesetzt werden. Die thematischen Wechsel werden durch verbale Floskeln bewältigt, so dass die Orientierung erleichtert wird. Die unproblematischen Themen werden am Anfang abgehandelt, die eher heiklen Fragen erfolgen am Schluss der Befragung. Ebenso die Fragen nach den demographischen Daten.

Mit Filterfragen werden überflüssige Fragen festgestellt, um sie zu überspringen (Auskopplung). Aufgrund der Vorinformationen können gewisse Fragen bereits zum vornherein weggelassen werden (Gabelung) (Laatz 1993, p. 153). Auskopplungen kamen in unserem Fragebogen einige vor, wobei wir diese v.a. in der mündlichen Version vorsahen. Bei der schriftlichen Befragung verzichteten wir weitgehend darauf, da es zu vorzeitigen Abbrüchen führen kann, wenn die Befragten überfordert werden. Gabelung kam in unserem Fall bei der Unterscheidung von Paaren und alleinlebenden Eltern vor, da sich die Fragen nach der Aufteilung der familiären Arbeiten bei alleinstehenden Personen erübrigten. Für die Eltern ohne leibliche Kinder hatten wir eine spezielle Version des Teils „generatives Verhalten“ ausgearbeitet. Die Anwendung der entsprechenden Fragen wurde dabei nicht mit Auskoppeln, sondern mit Gabelung erreicht, wofür jeweils die interviewende Person sich auf die Vorinformationen abzustützen hatte.

Die Fragesituation muss als soziale Situation betrachtet werden, in der v.a. bei mündlichen Befragungen ein sogenannter verzerrender Intervieweffekt zu erwarten ist

(Laatz 1993, p. 155). Die Verzerrungen werden dabei sowohl von der befragenden wie auch von der befragten Person verursacht. Die befragte Person muss die Frage zuerst einmal richtig verstehen und nachvollziehen. Die erhaltenen Informationen werden verarbeitet, um eine kohärente Antwort zu suchen, was wiederum durch Informations- und Gedächtnislücken und vielleicht auch Motivationsprobleme beeinträchtigt wird. Befragte tendieren oft dazu, ihre Antworten dem sozial Erwünschten anzupassen oder haben auch das Bedürfnis, Peinlichkeiten zu vermeiden. Was jeweils sozial erwünscht oder peinlich ist, unterscheidet sich in Abhängigkeit von kulturellen bzw. subkulturellen Zugehörigkeiten. Die Befragten haben weiter auch ein bestimmtes Selbstbild von sich und von der befragenden Person und neigen manchmal dazu, während des Interviews einen möglichst guten Eindruck (was immer dies heisst) zu machen. Oftmals bestehen Vorbehalte gegenüber der angewendeten Erhebungsmethode, was sich ebenfalls auf das Antwortverhalten auswirken kann (Tendenz zu Verweigerung oder flüchtiger Abfertigung).

Verzerrungen durch die befragende Person erfolgen v.a. durch ihr Verhalten (verstärkt bei qualitativen Befragungen ohne Vorgaben für Frageformulierung und Antwortraster). Neben einer Beeinflussung des Antwortverhaltens, können die Interviewerinnen und Interviewer die Daten aber auch durch versehentliche Fehlcodierungen (evt. unbewusste Selektivität) oder Nachlässigkeit, aber auch durch bewusste Fälschung beeinflussen. Das Äussere der interviewenden Person, das eine bestimmte Sozialschicht, Kompetenz oder Kultur ausdrückt, könnte die Befragten zu tendenziösen Antwortverhalten verleiten. Offensichtlich besteht ein Einfluss durch das Geschlecht und das Alter der Befragenden, wobei gegenüber gleichgeschlechtlichen Befragenden und Befragern bei Fragen zu abweichendem Verhalten eine grössere Offenheit und bei Fragen zu Werturteilen gegenüber jungen Personen eine grössere Tendenz zu Postmaterialismus zu erwarten ist (Laatz 1993, p. 159). Es ist deshalb ratsam, bei der Vergabe der Interviews entweder ein homogenes Befragenden- und Befragerteam zu engagieren oder dann die Interviews nach dem Zufallsprinzip möglichst gleichmässig auf die unterschiedlichen Befragenden- und Befragenden-Merkmalsträger zu verteilen. In unserer Untersuchung wurden die Interviews zufällig verteilt. Das Befragenden- und Befragerteam bestand überwiegend aus jüngeren Personen beiderlei Geschlechts, wobei die Interviews zwischen weiblichen und männlichen Interviewerinnen und Interviewern 50.4 zu 49.6 Prozent verteilt waren.

Vor der eigentlichen Erhebung ist eine Interviewerinnen- und Interviewer-Schulung notwendig, in der auf die wichtigsten Verzerrungsmöglichkeiten hingewiesen wird. Im Rahmen einer normierten Befragung ist diese Schulung aber weniger aufwendig, im Vergleich etwa zu qualitativen Erhebungen mit offen geführten Interviews (wie wir sie bei der ersten Teiluntersuchung verwendet haben).²

² Näheres zur Schulung der Interviewerinnen und Interviewer findet sich im Schlussbericht (Herzog, Böni, Guldimann & Schröder 1994a, Bd. 2).

9.2 Bildung des Erhebungsinstruments „Fragebogen“

Das Erhebungsinstrument ist in Teamarbeit entstanden, wobei die Verantwortung für die Realisierung primär von einer Person getragen wurde. Das Erhebungsinstrument (der zweiten Projektphase) ist parallel zur Auswertung der erhobenen Daten aus der ersten Projektphase entwickelt worden. Es ist versucht worden, möglichst viele Erkenntnisse aus der ersten Projektphase in die Fragestellung der zweiten Phase einfließen zu lassen. Leider war dies aus zeitlichen Gründen nur beschränkt möglich. Zum Teil konnten gewisse Operationalisierungen übernommen werden bzw. die erhaltenen Antwortmuster konnten für die Operationalisierung beigezogen werden. Insbesondere wurde für die Erfassung der familiären Arbeitsteilung auf die gleichen Vorgaben zurückgegriffen, v.a. auch deshalb, um die Befunde der zweiten Phase mit den Befunden der ersten Phase vergleichen zu können. Einige Themen werden aber in der zweiten Phase neu oder mit einem anderen Fokus behandelt. Dies trifft v.a. auf den Teil „generatives Verhalten“ zu, ein Thema, das in der ersten Phase nur am Rande eine Rolle spielte.

Als Material aus der ersten Phase für die Operationalisierung des Fragebogens der zweiten Phase eignete sich v.a. das mit dem Sprachdatenanalyseprogramm TEXT-PACK systematisch vercodete Textmaterial, indem die thematisch abrufbaren Textstellen für die Ausformulierung von Fragebogen-Items verwendet werden konnten. Aus den offenen Interviews gewonnen, sind diese Antworten direkte Zeugnisse der sprachlichen Lebenswelt der Befragten.

Wir haben aber auch auf veröffentlichte Untersuchungen zu ähnlichen oder gleichen Themen zurückgegriffen, um die Fragen zu operationalisieren. Dadurch wird ein Vergleich zu bereits geleisteten Erhebungen ermöglicht. Die Auswahl der Items war schliesslich nach pragmatischen bzw. intuitiven Gesichtspunkten geschehen, denn wir konnten bei den meisten Fragen nicht von bewährten Messinstrumenten ausgehen. Vielmehr war es auch ein Ziel der Untersuchung, in dieser Hinsicht Neuland zu betreten. Z.B. war uns keine Skala für „verantwortete Elternschaft“ bekannt, die einerseits Aspekte der Familiengründung (z.B. Kaufmann 1981) und andererseits Aspekte des Erziehungsverhaltens enthält. Über die Teilung der familiären Arbeit hingegen konnten wir uns auf Vorarbeiten stützen, die wir bereits in der ersten Untersuchungsphase verwendet haben.

Um die Erhebung durchzuführen, mussten zahlreiche Papiere erstellt werden, auf denen die Standardisierungen festgehalten sind. Wir strebten an, von der Kontaktaufnahme mit dem befragten Eltern bis zur Codierung der Daten möglichst alles zu standardisieren. Bereits für die Kontaktaufnahme wurde deshalb ein Fragebogen erstellt, mit dem erste Informationen über die Situation der Familien eingeholt wurden, sofern dies aus den Adressdaten nicht hervorgegangen war. Weiter wurde eine Fragebogenversion für die mündliche Befragung und eine Kurzversion für die schriftliche Befragung erstellt.

Im folgenden werden nun die Elemente des Erhebungsinstruments vorgestellt, wobei nur auf die wesentlichen Punkte eingegangen wird. Die vollständige Fassung des Erhebungsinstruments befindet sich im Anhang C des Schlussberichts (Herzog et al. 1994a, Bd. 2).

9.2.1 Kontaktaufnahme mit den Familien

Bei der Kontaktaufnahme mit den zu befragenden Eltern musste zuerst einmal abgeklärt werden, ob die Adresse noch zutrifft, ob die Familie die Voraussetzungen für die Aufnahme in die Stichprobe erfüllt und schliesslich, ob sie bereit ist, an der Untersuchung teilzunehmen. Als Vorinformation für die spätere Befragung wurden auch Auskünfte über die Wohnsituation eingeholt. Dadurch waren die Gabelungen im Fragebogen jeweils bereits vor Beginn des Interviews bekannt. Andererseits wurde das Interview zeitlich entlastet.

9.2.2 Mündliche Befragung

Der Fragebogen für die mündliche Befragung enthält einmal die Anweisungen für Interviewerinnen und Interviewer, dann die Fragen, ausformuliert mit einer der Mundart nahekommenden Satzstruktur, weiter die Antwortvorgaben mit Codes und schliesslich die Record- und Spaltennummern für die EDV-Erfassung. Mit den gestalterischen Möglichkeiten des Desktop wurden die einzelnen Textsorten unterschieden, so dass die Befragerten und Befrager gut damit zurechtkamen.

In der Befragung wurden die alternativen Antwortvorgaben teilweise von den Befragerten und Befragern vorgelesen und die Antworten im Fragebogen an den entsprechenden Codes eingekreist. Bei mehr als drei Vorgaben wurde die Liste der möglichen Antworten schriftlich vorgelegt. Etliche Fragen wurden zuerst relativ allgemein gestellt und anschliessend mit Itemlisten konkretisiert. Die Beantwortung (d.h. Bewertung der Items) erfolgte dann anhand der entsprechenden Skala mit den ausformulierten Stufenbezeichnungen. Oft wurde noch mit einer ergänzenden Frage nach „anderen Aspekten“ der betreffenden Fragestellung offen nachgefragt, um nach spezifischen Informationen zu fragen oder auch, um die beengte Gesprächssituation im Rahmen der normierten Befragung etwas aufzulockern. Etliche Filterfragen verlangten nur eine „ja-nein-Antwort“, was dann den weiteren Verlauf des Interviews bestimmte (Auskopplung).

Der Fragebogen, der vollständig im Schlussbericht (Anhang C1, Herzog et al. 1994a, Bd. 2) aufgeführt ist, besteht aus sechs Teilen (vgl. Übersicht 9.1).

Der Teil 1 war als Aufwärmphase gedacht, in der gewisse bereits im Vorgespräch erhobene Daten zur Familiensituation noch einmal überprüft wurden. Diese Informationen bestimmten zum Teil auch die Gabelungen innerhalb des Fragebogens. Der Teil 2 war in vier Aspekte unterteilt. Die Teile 2a und 2b wurden nur bei Paaren abge-

Übersicht 9.1: Teilbereiche des verwendeten Fragebogens

1. Wohnsituation / Partnerschaft (Daten im Vorgespräch erhoben)
- 2a. Erziehung (Arbeitsteilung, Idealvorstellungen) (Fragen 1 bis 4)
- 2b. Hausarbeit (Arbeitsteilung, Idealvorstellungen) (Fragen 5 bis 9)
- 2c. Erwerbstätigkeit (Befragte, entsprechende Begründungen) (Fragen 10 bis 13)
- 2d. Erwerbstätigkeit (Partner), Idealvorstellungen, subjektive Belastung (Fragen 14 bis 19)
3. Kinderbetreuung und Erziehung (Einstellung, Verhalten) (Fragen 20 bis 26)
4. Schule (Belastung), Fremdbetreuung (Bedarf, Nutzung, Gründe) (Fragen 27 bis 34)
5. Generatives Verhalten (Kinderwunsch, Familienplanung, Motive) (Fragen 35 bis 74)
6. Demographische Daten (Bildung, Beruf, Einkünfte, Wohnsituation, politische Einstellung)

fragt, da die Frage nach der Aufteilung der Erziehung und der Hausarbeit bei alleinlebenden Personen wenig Sinn macht. Die Fragen der Teile 2c und 2d wurden mit Filtern gesteuert (Erwerbstätigkeit ja/nein, Partner ja/nein). Zur vergleichbaren Erhebung der Idealvorstellungen über die Aufteilung der Erwerbstätigkeit (Frage 18) wurde eine quasi-experimentelle Situation geschaffen (mit der Vorgabe: Partnerschaft mit bis zu 8-jährigen Kindern, gleiches Lohnniveau für beide Partner). Der Teil 3 (Kinderbetreuung und Erziehung) wurde für alle Befragten gleichermassen ohne Filter abgefragt. Im Teil 4 führte ein Filter, für den Fall, dass kein Bedarf an institutionalisierter Fremdbetreuung besteht, an den folgenden Fragen nach den Gründen für eine Nutzung bzw. den Umfang an und die Organisation der Fremdbetreuung vorbei.

In Teil 5 waren zwei Versionen ausgeführt worden, die sich daran orientierten, ob leibliche Kinder vorhanden sind oder nicht. Die Frage 35 wird nur bei Personen ohne leibliche Kinder gestellt. Im eher seltenen Fall, dass keine leiblichen Kinder vorhanden sind, wurde nach der Frage 36 auf die Filterfrage 55 gesprungen, um die Fragen zur Planung eines eigenen Kindes zu behandeln. Dieser Teil wurde natürlich für die Befragten mit leiblichen Kindern nicht behandelt. Im Regelfall, wenn leibliche Kinder vorhanden waren, wurde nach der Frage 36 gleich mit den Fragen nach der Planung und entsprechenden Gründen gefragt. Bei Nicht-Planung wurde jeweils noch eine Frage nach der Verhütungspraxis gestellt. Die Fragen nach Veränderungen in der Partnerschaft durch die Kinder wurden jeweils bei allen Befragten mit leiblichen Kindern gestellt. Hier fanden wiederum Auskopplungen in Abhängigkeit von der Kinderzahl statt. Dabei unterschieden wir nur bis zu drei Kindern. Schliesslich fragten wir noch nach der Planung eines weiteren Kindes, was strukturell ähnlich aufgebaut und operationalisiert war, wie die Frage nach dem ersten Kind. Die Fragen nach der idealen Kinderzahl, dem Einfluss der Fremdbetreuungsangebote auf das generative Verhalten und der Einstellung gegenüber Auswegmöglichkeiten bei unerwünschter Schwangerschaft wurden dann wieder allen Befragten gestellt. Nach dem mündlichen Interview folgte noch die schriftliche Erhebung der demographischen Daten.

Die Ausformulierung der einzelnen Fragen sind dem Fragebogen im Anhang C des Schlussberichts (Herzog et al. 1994a, Bd. 2) zu entnehmen. Auf einige speziellere Fragen des vorliegenden Erhebungsinstruments möchten wir im folgenden aber dennoch etwas vertiefter eingehen, und zwar auf die Erhebung der idealen Erwerbstätigkeit, auf die Erhebung der Erziehungseinstellung der mündlich Befragten und auf Fragen zum generativen Verhalten.

Die Frage nach den Idealvorstellungen bezüglich der Aufteilung der Erwerbstätigkeit in Paaren wurde in der Form einer „quasi-experimentellen Fragesequenz“ gestellt (Laatz 1993, p. 127). Wir gaben dabei eine familiäre Situation mit zwei erwachsenen Personen, Kindern bis zu acht Jahren und für beide Partner berufliche Möglichkeiten mit gleichem Lohnniveau vor. Wir fragten nun nach dem jeweils idealen prozentualen Erwerbsumfang für jeden der beiden Partner. Dabei wollten wir erreichen, dass die Frage nach der idealen Aufteilung der Erwerbstätigkeit nicht im „luftleeren Raum“ stand, so dass die Beantwortung nicht auf unterschiedlichen Bewertungshintergründen der Befragten beruhte. Mit der quasi-experimentellen Situation sollte für alle Befragten ein vergleichbarer Bewertungshintergrund geschaffen werden, der die jeweiligen Antworten vergleichbar machte. Als Daten erhielten wir Prozentzahlen, die einerseits über den idealen Umfang und die Verteilung der Arbeit informierten, die andererseits aber auch darüber Auskunft gaben, wie umfangreich die gesamte Erwerbstätigkeit pro Familie (bei einem 100-Prozent-Ansatz von rund 40 Stunden pro Woche) idealerweise angesetzt wurde.

Zur Erfassung der Erziehungseinstellung hatten wir einen Test geschaffen, der in dieser Art nach unseren Informationen bis jetzt noch nicht durchgeführt worden war. Wir arbeiteten dabei mit 36 Erziehungsziel-Vorgaben, die von den Befragten nach vier Prioritäten zugeordnet werden sollten (Q-Sort-Verfahren). Gefragt wurde, wie wichtig die einzelnen Erziehungsziele für die befragte Person wären, wobei wir noch hinzufügten, dass es sich um langfristige Erziehungsziele handle, also um Charaktereigenschaften, die v.a. bei erwachsenen Personen erstrebenswert wären. Die Erziehungsziel-Vorgaben waren auf kleine Kärtchen aufgedruckt, die auf einer Tabelle mit vier Säulen zu verteilen waren, welche die vier Kategorien „besonders wichtig“, „wichtig“, „eher wichtig“ und „weniger wichtig“ bezeichneten. Die Reihenfolge innerhalb der Säulen war nicht relevant und die Befragten hatten die Möglichkeit, die Kärtchen während der Zeit von fünf Minuten beliebig hin und her zu bewegen, bis alle vier Säulen gleichmässig mit je neun Kärtchen gefüllt waren.

Um die Aufgabe etwas zu erleichtern und die Antwortbereitschaft zu erhöhen, machten wir die Befragten darauf aufmerksam, dass eigentlich alle Erziehungsziele als wichtig zu betrachten seien, dass es hier aber darum gehe, innerhalb der vorliegenden Auswahl Prioritäten zu setzen. Im weiteren wäre sich die Untersuchungsleitung auch im klaren darüber, dass die momentane Zuordnung nicht in jedem Item als stabil zu betrachten sei, dass also die Beantwortung zu einem gewissen Teil auch eine stimmungsabhängige (unstable) Komponente enthalte. Die Befragten sollten sich bei der

Zuordnung der Täfelchen nicht allzulange besinnen, in der allgemeinen Tendenz würden die Erziehungsprioritäten dann schon richtig zum Ausdruck kommen. Diese Anmerkungen wurden insbesondere den Befragterinnen und Befragern in der Schulung nahegelegt, denn es wäre sonst in manchen Fällen zu erheblichen Verzögerungen bei der Beantwortung dieser Frage gekommen. So konnte aber erreicht werden, dass die Frage 20 innerhalb von fünf bis zehn Minuten zu bewältigen war.

Zur Beschleunigung des Verfahrens und um einen Bias durch die Untersuchungsanlage zu vermeiden, waren die Befragterinnen und Befragter auch angewiesen worden, die Kärtchen auf einer Vorlage für die Anfangsposition nach dem Zufallsprinzip anzuordnen, so dass nicht die vorgelegte Reihenfolge die Beantwortung systematisch verzerren würde. Auch war die Anzahl der Kolonnen auf den beiden Vorlagen unterschiedlich (Anfangsposition drei Kolonnen, Tabelle für die Beantwortung vier Kolonnen), so dass eine Neustrukturierung der Anordnung auf jeden Fall nötig wurde. Die erhaltenen Antworten wurden dann von den Befragterinnen und Befragern am Schluss des Interviews in den Fragebogen übertragen (während die Befragten den schriftlichen Fragebogen für die demographischen Daten ausfüllten).

Im Zusammenhang mit den Fragen zum generativen Verhalten wurden teilweise tabuisierte Themen angeschnitten. Bei vorsichtiger Formulierung der Fragen ist es durchwegs möglich, Erhebungen auch zu solchen Themen durchzuführen (Laatz 1993, p. 127). In unserem Fall handelte es sich um die Frage nach dem Verhalten in Sachen Empfängnisverhütung bei ungeplanten Kindern sowie die Fragen nach den eigenen Erfahrungen mit unerwünschten Schwangerschaften bzw. den u.U. gewählten Lösungsmöglichkeiten (Schwangerschaftsabbruch oder das Kind zur Adoption freigeben). Um die Beantwortung zu erleichtern, gaben wir im ersten Fall verschiedene Antwortmöglichkeiten vor, wobei auch eine Art „Fluchtkategorie“ (Kind war dennoch gewünscht) angeboten wurde. Im zweiten Fall fragten wir zwar nach eigener Lösungspraxis und nach den Gründen für eine praktizierte Lösung. Wir verzichteten aber darauf, explizit danach zu fragen, ob und wie oft die Befragten eine bestimmte Lösungspraxis realisiert haben. Wir beschränkten uns auf die Frage nach der bevorzugten Lösungspraxis. Wir betrachteten die Frage nach dem konkreten Umgang mit unerwünschten Schwangerschaften für unsere Fragestellung als von geringerer Bedeutung. Uns interessierte dabei viel mehr, ob eine ungeplante Schwangerschaft als unausweichliches Schicksal oder als eine Lebenssituation mit verschiedenen Handlungsoptionen betrachtet würde.

9.2.3 Schriftliche Befragung der Partner

Beim Fragebogen für die schriftliche Befragung der Partner handelte es sich um eine verkürzte Version des Fragebogens für die mündliche Befragung. Enthalten waren darin die Fragen nach der Aufteilung von Kinderbetreuung und Hausarbeit, nach der Erwerbstätigkeit und der Belastung durch den eigenen Anteil an den familiären Arbeiten. Zum Thema Erziehung und Betreuung fragten wir nach den praktizierten

Sanktionen, den Aktivitäten, den schönen Seiten sowie den Belastungen der Elternschaft. Aus dem Themenbereich Schule und Fremdbetreuung interessierten uns die Belastungen durch die Schule. Da die Fragen im Zusammenhang mit der Fremdbetreuung eher Sachfragen sind, zu denen aus der Perspektive der Partner keine abweichenden Antworten erwartet wurden. Die Fragen nach der Familienplanung (Gründe für oder gegen Kinder) beschränkten wir auf die Fragen zum ersten Kind und der Frage nach einem weiteren Kind. Dadurch liess es sich vermeiden, komplizierte Filter in Abhängigkeit der Anzahl Kinder in der Fragebogen einzubauen. Die Fragen nach der idealen Kinderzahl, dem Einfluss der Fremdbetreuungsangebote auf das generative Verhalten und der Akzeptanz von Lösungsmöglichkeiten bei unerwünschter Schwangerschaft wurden ebenfalls gestellt. Allerdings verzichteten wir auf die Frage nach eigener Lösungspraxis der befragten männlichen Partner (was sich in der Regel auf die Lösungspraxis ihrer Partnerinnen beziehen würde). Am Schluss des Fragebogens wurden wiederum die demographischen Daten abgefragt, wobei die Daten zur gemeinsamen Wohnsituation wegfielen.

9.3 Durchführung der Befragung

Um unsere Befragung durchzuführen, waren wir auf die Hilfe diverser Stellen angewiesen, aber auch auf die kompetente Mitarbeit eines Interviewerinnen- und Interviewerstabs, da wir die Erhebung in eigener Regie durchführten. Um wissenschaftlichen Standards zu genügen, musste die Grundgesamtheit und die daraus gezogene Stichprobe klar bestimmt und anschliessend kontrolliert werden, wie weit die Stichprobe als repräsentativ zu betrachten ist. Es folgen nun einige Anmerkungen zur Adressbeschaffung, zur Bestimmung von Grundgesamtheit und Stichprobe, zur eigentlichen Erhebung und zum Rücklauf. Eine ausführliche Darstellung dieser nicht unwesentlichen Aspekte der Untersuchung finden interessierte Leserinnen und Leser im zweiten Band des Schlussberichts.

9.3.1 Adressbeschaffung

Da wir auf die Dienste der Amtsstelle Organisation und Informatik (OIZ) der Stadt Zürich angewiesen waren, um die nötigen Adressen für die Erhebung zu erhalten, war ein Stadtratsbeschluss nötig.³ Mit dem Stadtratsbeschluss wurde der Abgabe der benötigten Adressen zugestimmt und für den Vollzug des Beschlusses die OIZ beauftragt.

³ Auszug aus dem Protokoll des Stadtrates von Zürich vom 24. Juni 1992: 1831. Datenabgabe an das Pädagogische Institut der Universität Zürich für das Forschungsprojekt „Familiäre Erziehung, Fremdbetreuung und generatives Verhalten“.

9.3.2 Abgrenzung der Grundgesamtheit und Bildung der Stichprobe

Theoretisch war die Grundgesamtheit schnell definiert. Problematischer war es dagegen, die Grundgesamtheit quantitativ zu bestimmen. Denn die verfügbaren Daten der Bevölkerungsstatistik liessen es nicht zu, die Zahl der achtjährigen erstgeborenen in schweizerischen Familien der Stadt Zürich lebenden Kinder, die seit einem Jahr die Volksschule besuchten, auszuweisen. Dies hingte einmal damit zusammen, dass die Daten der Einwohnerstatistik und der Schulstatistik nicht miteinander verknüpft sind. Und weiter waren in den Einwohnerdaten der Geburtsrang der Kinder nur verfügbar, wenn diese in Familien mit traditionellen Verhältnissen lebten, d.h. als leibliche Kinder bei ihren verheirateten Eltern. Bei den Kindern von alleinerziehenden Eltern oder sonstigen Abweichungen von der Tradition waren nur die Daten der jeweiligen Eltern, nicht aber Daten über weitere Geschwister verfügbar. So musste die Grundgesamtheit anhand von Hochrechnungen geschätzt werden.

Eine erste Eingrenzung erfolgte aufgrund des Geburtsdatums, das als Kriterium für die Einschulung gilt. Da aber etliche Kinder aus verschiedenen Gründen ein oder zwei Jahre zurückgestellt werden, konnten wir nicht davon ausgehen, dass mit dem Geburtsdatum nur die gesuchten Kinder erfasst wurden. Ebenfalls gingen uns diejenigen verloren, die mit Verspätung im betreffenden Jahr (1991) eingeschult worden waren.

Hinderlich war der Umstand, dass die Adressen der erstgeborenen Kinder aus „unvollständigen“ Familien nicht separiert werden konnten. Auch konnte nicht angenommen werden, dass der Anteil Erstgeborener bei den „vollständigen“ und den „unvollständigen“ Familien gleich wäre. Wir nahmen an und erhielten dies auch bestätigt, dass in „unvollständigen“ Familien der Anteil Erstgeborener grösser war, als in den „vollständigen“ Familien. So musste mit einem Datensatz gearbeitet werden, in dem die Erstgeborenen Kinder aus „vollständigen“ Familien und alle Kinder aus „unvollständigen“ Familien enthalten waren. Um eine vergleichbare Repräsentativität beider Gruppen in der Stichprobe zu gewährleisten, musste der Anteil nachträglich, d.h. während und nach der Befragung aufgrund der erhobenen Familiendaten, kontrolliert und nötigenfalls bereinigt werden. Diese Kontrolle wurde bei der telefonischen Kontaktaufnahme mit den Familien vorgenommen und ergab schliesslich, dass auch bei den sog. „vollständigen“ Familien Adressen von zweit- und später geborenen Kindern enthalten waren, so dass die Ausfallsrate gemäss Definition dann viel höher als erwartet ausfiel. Unsere Berechnungen ergaben eine Grundgesamtheit von 799 erstgeborenen Schülerinnen und Schülern, die im Herbst 1991 in der Stadt Zürich eingeschult worden waren. Davon waren 549 in unserer Stichprobe des Datenzuges (750 Adressen der OIZ) enthalten.⁴

⁴ Genauere Details zur Stichprobenbildung im Schlussbericht (Herzog et al. 1994a, Bd. 2, p. 33-68).

9.3.3 Datenerhebung

Um die angestrebten 350 Interviews durchzuführen, war es nötig aussenstehende Personen beizuziehen, die als bezahlte Interviewerinnen und Interviewer für das Projekt arbeiteten. Wir rekrutierten diese über die Arbeitsvermittlung der Studentenschaft, worauf sich vorwiegend jüngere Erwachsene in Ausbildung meldeten. Von diesen wählten wir vorerst 15 Personen aus, um sie in kleineren Gruppen je an einem Nachmittag auf die Interviewtätigkeit vorzubereiten. Im Verlauf der Untersuchung gab es gewisse Ausfälle, worauf noch weitere Personen Interviews für das Projekt durchführten. In der Interviewerinnen- und Interviewer-Schulung wurde das Projekt vorgestellt, auf grundsätzliche Probleme der Interviewsituation eingegangen und schliesslich das verwendete Erhebungsinstrument besprochen. Zu allen Ausführungen sind schriftliche Unterlagen verteilt worden.⁵ Anschliessend wurde von jeder Person ein Interview durchgeführt und anschliessend auftretende Probleme besprochen. In der Regel handelte es sich um durchaus zu bewältigende Anfangsschwierigkeiten. Gewisse Schwierigkeiten führten aber zu einer nochmaligen Änderung der Untersuchungsanlage, indem zwei wesentliche Fragen im Teil „generatives Verhalten“ weggelassen werden mussten.

Die Befragung konnte insgesamt problemlos durchgeführt werden. Als nützlich erwies sich der jeweils vor der telefonischen Kontaktaufnahme, die durch die Interviewerinnen und Interviewer erfolgte, verschickte Ankündigungsbrief. Die zu befragenden Eltern wussten sofort Bescheid, um was es sich handelte. Natürlich waren nicht alle Familien immer leicht erreichbar. Insgesamt mussten pro Fall rund 2.4 Versuche unternommen werden, um die Familie zu erreichen und abzuklären, ob sie definitiv gemäss in die Stichprobe gehörte und ob sie dann auch bereit war, an der Untersuchung teilzunehmen. Bei den Alleinstehenden war die Zahl der Kontaktversuche mit durchschnittlich 3.1 etwas höher als bei den „vollständigen“ Familien mit durchschnittlich 2.4, wo meistens die Frau tagsüber erreichbar war.

Die mündlichen Interviews wurden bei zusammenlebenden Paaren jeweils mit der Frau durchgeführt und für den Partner war eine schriftliche Befragung vorgesehen. Bei den Alleinerziehenden wurden gegebenenfalls auch die Männer mündlich interviewt. Mit 5 alleinerziehenden Männern handelte es sich dabei aber um eine sehr kleine Minderheit, die für repräsentative Aussagen nicht genügt. Pro Familie jeweils nur eine Person und bei Paaren nur die Frau mündlich zu befragen begründen wir v.a. mit den Kosten der mündlichen Befragung. Als Alternative dazu wäre auch denkbar gewesen, teils die Frauen teils die Männer mündlich und den/die Partner/-in jeweils schriftlich zu befragen. Da wir aber annahmen, dass die Frauen eher für die mündliche Befragung bereit seien als die Männer und die Männer sich allenfalls an einer schriftlichen Befragung eher beteiligen, weil dies zeitlich weniger restriktiv ist, als

⁵ Genauere Details zur Rekrutierung und Schulung der InterviewerInnen im Schlussbericht (Herzog et al. 1994a, Bd. 2, p. 43ff. und Anhang C3).

einen Interviewtermin zu vereinbaren, entschlossen wir uns für das geschilderte Vorgehen. Die mündlichen Interviews dauerten dabei im Durchschnitt rund 64 Minuten.

9.3.4 Bereitschaft und Rücklauf

Vom OIZ hatten wir 750 Adressen erhalten. Bei diesen mussten 20 zum vornherein ausgeschlossen werden, da es sich entweder um Kinder mit Pflegeeltern handelte oder um Zwillinge (Doppeladressen). Die telefonischen Abklärungen ergaben weiter, dass es sich bei 83 Kindern nicht um Erstgeborene handelte und 68 um ein Jahr später oder noch gar nicht eingeschult worden sind. Etliche waren nicht mehr in der Stadt Zürich wohnhaft und 23 sonst nicht erreichbar. Es verblieb somit eine Stichprobe von 549 Familien, bei denen 172 aus diversen Gründen nicht zur Teilnahme bereit waren. Es gelang uns aber, in 377 Familien ein Interview zu machen und 249 Partner haben den schriftlichen Fragebogen ausgefüllt.

Der Rücklauf betrug damit für die mündliche Befragung 68 Prozent und für die schriftliche Befragung 78 Prozent (der befragten Paare), was wir als relativ hoch einschätzen. Wir erklären uns den hohen Rücklauf damit, dass mit dem Thema Familie und Erziehung bei den befragten Eltern grosses Interesse geweckt werden konnte und somit eine grosse Bereitschaft für die Teilnahme bestanden hatte. Zahlreich waren dabei auch die Nachfragen nach Einsicht in die Untersuchungsergebnisse, weshalb wir parallel zum Schlussbericht die Broschüre „Befragte Partnerschaft“ (Herzog, Böni, Guldimann & Schröder 1994b) mit einigen Ergebnissen der Untersuchung produzierten und an alle Beteiligten verschickten.

In einer empirischen Untersuchung können Ergebnisse unter Umständen auch das Resultat von Stichprobenfehlern sein. Deshalb hatten wir auch kontrolliert, ob in der Stichprobe alle Wohngebiete der Stadt Zürich gleichermassen vertreten sind.⁶ Einerseits kann dies durch den Rücklauf pro Stadtgebiet aufgrund der erhaltenen Adressen geprüft werden. Fehler könnten aber bereits bei der Adressenauswahl entstanden sein. Deshalb verglichen wir den Rücklauf auch mit der Anzahl Schulkinder aus schweizerischen Familien pro Stadtgebiet, was wir mit Repräsentativität bezeichneten. Der Rücklauf schwankte zwischen 60.8 Prozent (Schwamendingen) und 86.2 Prozent (Zürichberg). Die Repräsentativität betrug zwischen 21.6 Promille (Schwamendingen) und 49.4 Promille (Zürichberg). Beim Rücklauf ist der Unterschied nicht besonders hoch, deutet aber darauf hin, dass die Teilnahmebereitschaft im Arbeiterquartier Schwamendingen kleiner war als im schicken Mittelschicht-Stadtteil am Zürichberg mit vorwiegend gut gebildeten Personen. Der grosse Unterschied bei der Repräsentativität lässt sich dagegen damit erklären, dass aufgrund der grösseren Kinderzahl in

⁶ Wir beziehen uns hier auf die sieben Schulkreise der Stadt. Im Schlussbericht wurden auch feinere Unterteilungen in 12 Stadtteile und in 23 nach Quartiergrenzen unterteilte Gebiete untersucht. Dabei werden die Anzahl Familien pro Gebiet aber bereits sehr klein für fundierte Aussagen (Herzog et al. 1994a, Bd. 2, p. 61-66).

Unterschichtfamilien in Schwamendingen relativ weniger Familien die Kriterien (insb. erstgeborenes Kind) für die Aufnahme in unsere Stichprobe erfüllten als in den Mittelschichtfamilien des Schulkreises Zürichberg mit kleinen Kinderzahlen.

9.4 Demographische Beschreibung der Stichprobe

Wir haben 377 Familien befragt, die nach den oben beschriebenen Vorabklärungen unseren Kriterien für die Stichprobenbildung entsprochen haben. Laut den registrierten Daten der Einwohnerstatistik leben davon in 291 Fällen beide leiblichen Eltern mit dem für unsere Untersuchung relevanten Kind zusammen. In 5 Fällen lebt das Kind bei seinem leiblichen Vater, und in 81 Fällen lebt es bei der leiblichen Mutter. Aufgrund der Codierungen der fokussierten Kinder, wie sie von der Organisation Informatik der Stadt Zürich (OIZ) vorgenommen wird, kann nicht mit Sicherheit auf die familiären Verhältnisse geschlossen werden. Viele Kinder wohnen zwar nicht mit ihrem eigenen Vater zusammen, was in der Codierung⁷ „Kind wohnt bei Mutter“ zum Ausdruck kommt. Die Kinder wohnen jedoch in vielen Fällen mit einer anderen erwachsenen männlichen Bezugsperson zusammen, dem Partner der Mutter, der für das Kind die Vaterrolle übernimmt. Es verbleiben danach in unserer Stichprobe noch 54 effektiv alleinerziehende Mütter. Die 5 Väter erweisen sich in unserer Untersuchung alle als „echte“ alleinerziehende Väter. Unsere Stichprobe umfasst somit 318 Familien mit zwei Eltern und 59 Familien mit nur einem Elternteil. Davon sind 54 alleinerziehende Mütter und 5 alleinerziehende Väter. Für gewisse Fragestellungen verkleinert sich diese Stichprobe dann allerdings noch, da z.B. Adoptiveltern bezüglich des generativen Verhaltens nicht mit den übrigen Eltern vergleichbar sind.

Wir unterscheiden im folgenden zwischen Familiendaten, die sich auf die Lebenssituation der ganzen Familien (Eltern und Kinder) beziehen und demographischen Daten der Befragten, was sich auf die einzelnen Personen bezieht. Aus diesen letzteren lassen sich dann wiederum durch Skalenbildung Masszahlen generieren, die für die Familie als Ganzes gelten sollen, z.B. eine Skala für den sozio-ökonomischen Status der Familie (vgl. Kap. 9.4.3).

9.4.1 Familiendaten

Die Familien in unserer Stichprobe leben überwiegend als sogenannte *Kernfamilie*, indem nur sehr selten weitere Personen im gleichen Haushalt wohnen (insgesamt 6 Frauen und 4 Männer, die keine Elternfunktion ausüben).

Die Verteilung der Anzahl der Kinder pro Familie zeigt deutlich, wie der Trend zur 2-Kindfamilie weiterhin besteht. 196 Familien haben zwei Kinder, was mit 52.0 Prozent der befragten Familien mehr als die Hälfte der Stichprobe ausmacht. Über ein

⁷ Gemäss Organisation Informatik der Stadt Zürich (OIZ).

Viertel der Familien (103) haben nur ein Kind, und 60 Familien (15.9%) haben 3 Kinder. Mehr Kinder zu haben erscheint bereits als seltene Ausnahme. Noch 15 der befragten Familien (4.0%) haben 4 Kinder, zwei Familien haben 5 Kinder, und eine Familie hat sechs Kinder. Die durchschnittliche Anzahl Kinder beträgt bei den Paarfamilien 2.09 und bei den Einelternfamilien 1.46 (alleinerziehende Frauen) bzw. 1.40 (alleinerziehende Männer).

Bezüglich des *Geschlechts* der Kinder ist die Stichprobe ziemlich ausgeglichen, wobei die Anzahl der Knaben beim ersten Kind leicht erhöht ist (195 gegenüber 182). Bei den weiteren Kindern ist diese Tendenz noch etwas stärker. Dies entspricht aber durchaus der realen Verteilung von Mädchen und Knaben, da im Schnitt die Anzahl Knabengeburtens stets etwas erhöht ist (in den Jahren 1981 bis 1990 wurden in der Stadt Zürich 105 Knaben je 100 Mädchen geboren, vgl. Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich 1991, p. 85).

Die *Erziehungsrolle* der Eltern besteht praktisch ausschliesslich aus der leiblichen Elternrolle. Die Kinder unserer Stichprobe leben zu 98.1 Prozent bei ihrer eigenen Mutter und zu 93.4 Prozent bei ihrem eigenen Vater. Stiefelternschaft kommt dabei nur bei den Vätern vor, und zwar für 10 Kinder. Adoptierte Kinder enthält unsere Stichprobe insgesamt 9 in 4 Familien, wobei dann jeweils stets beide Elternteile die Kinder adoptiert haben. Etwas häufiger ($n = 14$) ist der männliche Elternteil nicht der Vater der Kinder, sondern der Partner der Mutter, und nur in einem Fall ist die Frau nicht die (leibliche) Mutter, sondern die Partnerin des Vaters. Auch Pflegeelternverhältnisse oder andere Erziehungsrollen kommen nur in Einzelfällen vor. Allerdings haben wir solche Fälle bereits vor der Befragung ausgeschlossen, wenn uns nämlich nur eine Amtsadresse des Kindes bekannt war (vgl. oben Kap. 9.3.4).

Um der Definition unserer Stichprobe zu entsprechen, durften die befragten Frauen keine eigenen Kinder haben, die älter als die geforderten 8 Jahre sind. Es wäre aber denkbar, dass die Eltern als Folge von früheren Partnerschaften noch *Kinder* haben, die *ausserhalb des eigenen Haushalts* wohnen. Bei den befragten Frauen war dies nicht der Fall. Bei den Männern wurde in 13 Fällen angegeben, dass noch eigene Kinder ausserhalb des eigenen Haushalts leben würden. In 8 Fällen 1 Kind, in 4 Fällen 2 Kinder und in einem Fall 3 Kinder. Das Alter dieser Kinder erstreckt sich dabei vom Kleinkind mit Jahrgang 1990 bis zur bereits erwachsenen Person mit Jahrgang 1962.

Als *Familiensituation* bezeichnen wir die Zusammensetzung der Familie. Diese wird einerseits durch die Eltern und andererseits durch die Anzahl Kinder bestimmt. Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, dass unsere Stichprobe aus 318 Paaren, 54 alleinerziehenden Müttern und 5 alleinerziehenden Vätern besteht. Bei Betrachtung der Kinderzahl in diesen Familien wird deutlich, dass bei Paaren die 2-Kindfamilie klar dominiert (56.0%). Bei den alleinerziehenden Eltern beträgt die Kinderzahl überwiegend nur ein Kind (61.1% bzw. 60.0%). Bei den Paaren kommen nur ein Kind und drei und mehr Kinder je etwa gleich häufig vor (ein Kind: 21.1%; drei u.m. Kin-

der zus.: 22.9%). Familien mit mehr als drei Kindern haben wir in unserer Stichprobe nur bei Elternpaaren, die mit ihren Kindern zusammenwohnen.

9.4.2 Demographische Daten der Befragten

Die folgenden Daten beziehen sich v.a. auf die einzelnen erwachsenen Personen und weniger auf die familiäre Situation. Natürlich ist die familiäre Situation aber weitgehend durch die Verhältnisse ihrer einzelnen Angehörigen geprägt, weshalb diese Daten auch weiterhin auf die familiäre Situation verweisen. Wenn wir auf die familiären Verhältnisse eingehen, unterscheiden wir v.a. zwischen Frauen, die mit bzw. ohne Partner wohnen. Um die komplizierte Umschreibung dieser Unterscheidung zu vereinfachen, wird im weiteren Verlauf für die in Partnerschaft lebenden Frauen der Ausdruck Paarfrauen (Abkürzung P.f.) und für die alleinerziehenden Frauen der Ausdruck alleinerziehende Frauen (Abkürzung a.F.) verwendet. Für die Männer werden die Ausdrücke Partner (Abkürzung Pa. bei Paaren) und alleinerziehende Männer (Abkürzung a.M.) verwendet. Diese letztere Gruppe ist mit 5 Fällen aber sehr klein und nicht repräsentativ (vgl. auch Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen im Vorspann).

Das *Alter* der Befragten reicht vom bald 60jährigen alleinerziehenden Mann (mit Jg. 1934) bis zur als 26jährige Frau mit einem bereits 8jährigen Kind noch jungen Mutter (Jg. 1967). Wenn wir die Stichprobe nach Lebenssituation und Geschlecht unterscheiden und die Datenausreisser (obere und untere 10%) abtrennen, dann stellen wir fest, dass die Partner so um die 3 Jahre älter sind (Jg. 1945-1959) als ihre Partnerinnen (Jg. 1951-1961). Zwischen alleinerziehenden Frauen und in Partnerschaft lebenden Frauen besteht bezüglich des mittleren Alters kein grosser Unterschied. Die Spanne (80% der Fälle) reicht allerdings bei den alleinerziehenden in beide Richtungen um 2 bis 3 Jahre weiter (Jg. 1948-1963). Mit den „klassischen“ Statistikwerten ausgedrückt ergeben sich als Mittelwerte für Frauen in Partnerschaften Jahrgang 1956 (Mean 56.1), für ihre Partner Jahrgang 1953 (Mean 52.7) und für alleinlebende Frauen wiederum 1956 (Mean 56.3). Ein Vergleich innerhalb der Paare ergab übrigens, dass in 73.3 Prozent der Mann älter, in 14.2 Prozent die Frau älter und in 12.6 Prozent beide Partner gleich alt sind (auf den Jahrgang bezogen).

Wir haben in unserer Stichprobe aus verschiedenen Gründen ausschliesslich Eltern von Kindern mit Schweizer Bürgerrecht. Diese Eltern stammen aber dennoch zum Teil nicht aus der Schweiz. Eine ausländische *Herkunft* haben 45 (14.2%) Frauen, die in Partnerschaft leben und 44 (17.7%) ihrer Partner, von denen wir diesbezügliche Angaben haben. Bei den alleinerziehenden Frauen sind 7 (13.0%) und bei den alleinerziehenden Männern einer von fünf ausländischer Herkunft. Wenn die Herkunftskonstellationen in Paaren betrachtet werden, dann ergeben sich 68.8 Prozent mit schweizerischer Herkunft beider Partner, 16.6 Prozent mit einem Mann ausländischer Herkunft, 13.8 Prozent mit einer Frau ausländischer Herkunft und 0.8 Prozent, bei denen beide Partner ausländischer Herkunft sind.

Der *Zivilstand* der Befragten entspricht weitgehend der Lebenssituation. Die Befragten der Partnerschaftsfamilien sind zum grössten Teil verheiratet (P.f. 93.7%, Pa. 94.7%). Als ledig oder geschieden bezeichneten sich noch je etwa 3 Prozent dieser Paare. Bei den alleinerziehenden sieht diese Verteilung etwas anders aus. Mit 15 Frauen ist ein relativ grosser Teil ledig (27.8%). Die grösste Gruppe mit 29 Frauen stellen aber die Geschiedenen dar (53.7%). Je 4 Frauen sind noch verheiratet oder getrennt (je 7.4%). Zwei Frauen sind verwitwet (3.7%). Von den 5 alleinerziehenden Männern ist einer verheiratet, einer in Trennung, und 3 Männer sind geschieden.

Für die Erklärung von sozialem Verhalten und Meinungsäusserungen kann die *Religion* eine gewisse Bedeutung haben, weshalb wir danach gefragt haben. Wir unterscheiden dabei zwischen „keine Konfession“, „katholisch“, „protestantisch“ und „andere religiöse Zugehörigkeit“. Am meisten wurde erwartungsgemäss die protestantische Konfession genannt (ca. 46% der Frauen und 41% der Männer), und zwar für alle familiären Verhältnisse etwa gleich häufig. Die katholische Konfession wurde am zweithäufigsten angegeben, jedoch zeigen sich dabei gewisse Unterschiede. Die Paarfrauen gaben diese mit 35 Prozent an, die Partner mit 30 Prozent und die alleinerziehenden Frauen noch mit 26 Prozent. Eine andere Religionszugehörigkeit wurde wiederum von allen Gruppen etwa gleich häufig genannt (etwa 8 bis 9%). Recht unterschiedlich war aber die Angabe „keine Konfession“. Von den in Partnerschaft lebenden Frauen wurde diese Angabe nur in 10 Prozent der Fälle gemacht, während die Partner in 20 Prozent und die alleinerziehenden Frauen in 22 Prozent sich keiner Konfession zugehörig erklärten. Dies kann bei den alleinerziehenden Frauen als Hinweis auf eine gewisse Distanz zu traditionellen Werten (Institutionen) aufgefasst werden.

Die *schulische Bildung* der Befragten stellt anerkanntermassen einen der wesentlichen Schichtindikatoren dar und kann meistens viel Varianz des sozialen Verhaltens erklären. Wir haben den Befragten eine Liste an schulischen und beruflichen Bildungsgraden vorgelegt, in der sie alles Zutreffende anzustreichen hatten. Ausgewertet haben wir die jeweils statushöchste Angabe. Am häufigsten wurde die für schweizerische Verhältnisse typische Angabe „Berufslehre“ gemacht, und zwar v.a. von den Frauen. Dabei geben die alleinlebenden Frauen mit 48.1 Prozent noch häufiger als die in Partnerschaft lebenden Frauen (40.6%) eine Berufslehre als höchsten Bildungsstatus an. Bei den Partnern wird die Berufslehre zu 31.6 Prozent als Bildungsabschluss angegeben. Diese Männer geben am häufigsten (33.2%) ein Hochschulstudium als Bildungsgrad an. Dies etwa doppelt bis drei Mal so häufig wie die Frauen, die diese Angabe in 15.7 (P.f.) bzw. 11.1 Prozent der Fälle (a.F.) machten. Auffällig ist der Umstand, dass Männer relativ häufig eine höhere Fachschule besucht haben (Pa. 13.4% vs. P.f. 3.5% bzw. a.F. 0.0%), während die Frauen vermehrt eine Diplommittelschule oder ein Lehrerseminar abgeschlossen haben (P.f. 10.7% bzw. a.F. 9.3% vs. Pa. 2.8%). Eine allgemeinbildende Schule haben alle Gruppen in ähnlichem Umfang absolviert (Handels- u. Vollzeitberufsschule: P.f. 9.4%, Pa. 7.3%, a.F. 11.1% bzw. Maturitätsschule: P.f. 9.4%, Pa. 6.1%, a.F. 9.3%). Die Übereinstimmung der Schul-

bildung innerhalb von Paaren kommt durch den Rangkorrelationskoeffizienten von .51 zum Ausdruck. Weitere demographische Angaben zur Stichprobe finden sich im Anhang C 3 des Schlussberichts (Herzog et al. 1994a, Bd. 2).

Mit der Gründung einer Familie stellt sich für viele Frauen und Männer die Frage, wie die *berufliche Tätigkeit* weitergeführt und die Erziehung auf die beiden Eltern verteilt werden soll. Wir haben dieses Thema relativ ausführlich behandelt, da es für die innerfamiliären Verhältnisse von grosser Bedeutung ist. Insgesamt ist eine Mehrheit aller Befragten erwerbstätig (Frauen 57.6%, Männer 98.0%). Von den Paarfrauen ist aber ein wesentlich kleinerer Teil erwerbstätig (52.2%) als von den alleinerziehenden Frauen (85.2%). Keine Erwerbstätigkeit wegen Arbeitslosigkeit oder gesundheitlichen Gründen besteht laut den erhaltenen Angaben nur in Einzelfällen.

Die *berufliche Stellung* ist ein guter Indikator für den gesellschaftlichen Status. Wir hatten diese Information bei allen erwerbstätigen Personen erhoben. Die Vorgaben erstreckten sich von der Heimarbeit bis zum selbständigen Unternehmertum mit eigenen Angestellten. Am meisten genannt wurde die Kategorie „Angestellte(r)“ (P.f. 55.9%; P.a. 28.0%; a.F. 57.8%), wobei von den Partnern die Kategorie „leitende(r) Angestellte(r)“ noch häufiger (37.4%) genannt wurde. Insgesamt gaben die Männer tendenziell die höheren Kategorien an, und bei den Frauen arbeiten die Paarfrauen tendenziell in höheren Stellungen als die Alleinerziehenden.

Ein wichtiger Indikator für die Beurteilung des sozialen Status ist die Höhe des *Einkommens*. Um Antwortverweigerungen möglichst auszuschliessen, hatten wir Kategorien vorgegeben. Da wir mit etlichen Ausfällen bei der schriftlichen Partnerbefragung rechneten, erhoben wir das Einkommen des Partners auch in der mündlichen Befragung der Paarfrauen. In den Fällen, wo beide Angaben vorhanden waren, stellte sich eine relativ gute Übereinstimmung ein (Cramers'V von .714), weshalb bei fehlenden Partnerfragebogen die Angaben zum Einkommen des Partners aus den Angaben der mündlich befragten Frau hergeleitet wurden. Übrigens hatten die Frauen bei abweichenden Angaben das Einkommen ihrer Partner tendenziell eher unterschätzt (neben 160 gleichen Angaben erhielten wir 40 tiefere und 20 höhere als die jeweiligen Partnerangaben). Der Median für das Monatseinkommen der Männer liegt in der Kategorie 5000 bis 7000 Franken. Bei den Frauen unterscheiden sich erwartungsgemäss die Paarfrauen und die Alleinlebenden. Bei den ersten haben 47.1 Prozent gar kein Einkommen und nur wenige ein Einkommen über 3000 Franken. Unter den alleinerziehenden Frauen hat es zwar auch Einkommenslose (14.8%), jedoch bewegt sich bei ihnen das Einkommen vorwiegend in den Kategorien von 2000 bis 4000 Franken.

Um die *politische Einstellung* zu erfassen, haben wir den Befragten eine Skala vorgelegt, die ihnen ermöglichte, sich selbst politisch zwischen links und rechts zu verorten. Erwartungsgemäss haben wir dabei relativ zahlreiche missing-Daten erhalten (P.f. n = 40; Pa. n = 15 (ohne fehlende Fragebogen); a.F. n = 13; a.M. n = 1). Bei den ausgefüllten Antworten lässt sich in allen Gruppen eine Tendenz nach „eher links“

verzeichnen. Die in Partnerschaft lebenden Frauen und Männer verorteten sich allerdings stets am häufigsten in der Kategorie „Mitte“ (P.f. 43.2%; Pa. 32.3%). Bei den alleinerziehenden Frauen war die meistgenannte Kategorie „eher links“ (43.9%). In dieser Gruppe wurde die Kategorie rechts von der Mitte nur einmal angekreuzt. Am meisten Nennungen rechts von der Mitte erfolgten durch die Partner (22.0%). Innerhalb der Paare zeigte sich ein beträchtlicher Konsens bezüglich der politischen Einstellung, was im Rangkorrelationskoeffizienten von .573 zum Ausdruck kommt.

9.4.3 Sozio-ökonomischer Status der Familien

Die strukturelle Beschreibung der Gesellschaft hat eine lange Tradition und geht davon aus, dass durch die Kenntnis der Position von Akteuren im sozialen Gefüge das Verhalten der Akteure bis zu einem gewissen Grad erklärt werden kann. Ein gängiges Strukturprinzip stellt dabei die soziale Schichtzugehörigkeit dar, die weitgehend durch sozio-ökonomische Variablen wie Bildung, Einkommen und beruflicher Status zum Ausdruck kommt.⁸

Die Verknüpfung der einzelnen Variablen kann dabei auf unterschiedliche Weise geschehen. Es gibt dazu nicht eine einzig angebrachte Vorgehensweise. Varianten bestehen dabei einmal in der Art der Gewichtung der Variablen. Da üblicherweise Familien als ganzes einer Schichtposition zugeordnet werden, wird auf die Daten beider Familienmitglieder (insbesondere bei Paaren) Bezug genommen. Es stellt sich dabei die Frage, ob bei unterschiedlichen Statuspositionen innerhalb von Paaren der Durchschnitt oder der jeweils höhere Status zu werten ist. Ein weiteres Problem stellt die Gewichtung von materiellen Aspekten (verfügbares Einkommen) in Abhängigkeit von der Familiengröße dar. Dabei kann das Einkommen nicht einfach durch die Anzahl Personen geteilt werden, denn gewisse Fixkosten stellen sich für kleine wie für grosse Familien gleichermassen. Aus diesen Erläuterungen dürfte klar werden, dass die Bestimmung der sozialen Schichtzugehörigkeit von etlichen Setzungen durch die Forschungsanlage abhängig ist. Trotzdem sollte es möglich sein, wenigstens eine relative Schichtzuordnung der einzelnen Fälle innerhalb der Stichprobe vorzunehmen, um Fragestellungen und Thesen mit Bezug zum sozialen Status prüfen zu können.

Für die Operationalisierung der Schichtzugehörigkeit verwenden wir bei den Paaren jeweils den höheren Status. Wir haben bereits festgestellt, dass bezüglich der Bildung innerhalb von Paaren ein hoher Zusammenhang zwischen dem Bildungsstatus der Frau und demjenigen des Mannes besteht. Für das individuelle Einkommen und die Berufsstellung bestehen dagegen grosse Unterschiede. Dies spricht übrigens nicht gegen ein Zusammenlegen der demographischen Daten innerhalb von Paaren, denn die Unterschiede bezüglich Einkommen und Berufsposition rühren ja gerade daher, dass

in Partnerschaften funktionale Arbeitsteilung vorherrscht. Erst eine Familie, in der sich Erwerbsarbeit und familiäre Arbeiten eingespielt haben, stellt ein funktionales Ganzes dar, wie immer auch diese Tätigkeiten verteilt sind. Der Bildungsstatus als kulturelle Variable stellt dagegen eine Art Voraussetzung dar, dass überhaupt eine Partnerschaft entstehen kann. Einkommen und berufliche Stellung sind dann gewissermassen „kausale Folgen“ aus den Bildungsvoraussetzungen. Abgesehen von geschlechtsspezifischen Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt kann davon ausgegangen werden, dass auch die Frauen mit den entsprechenden Bildungsvoraussetzungen berufliche Positionen einnehmen würden, wenn sie im gleichen Umfang erwerbstätig wären, wie dies die Männer im allgemeinen sind. Durch die funktionale Arbeitsteilung in der Familie ist es den Männern oft überhaupt erst möglich, gewisse höhere Positionen in der Arbeitswelt zu erreichen, so dass die Übertragung der sozio-demographischen Merkmale auf die ganze Familie plausibel erscheint.

Tendenziell haben die Männer in allen drei Aspekten einen höheren Status, so dass Bildung, Berufsposition und Einkommen der Männer konsistent sind. Durch diese Daten wird die Schichtzugehörigkeit der ganzen Familie bestimmt. Im Falle von höherer Bildung bei den nicht-erwerbstätigen Frauen (im Vergleich zu ihren erwerbstätigen Partnern) wird die Verwendung des jeweils höheren Bildungsstatus erklärungsbedürftig, da bei der Vergabe von Berufspositionen v.a. die Qualifikation des Erwerbstätigen zum Zuge kommt und nicht die Qualifikation von Beziehungspersonen oder Familienmitgliedern des Erwerbstätigen. Wir verwenden aber dennoch auch bei der Bildung den jeweils höheren Status, weil wir in unserer Untersuchung ja nicht den Verlauf von Berufskarrieren erklären wollen, sondern weil wir Erklärungsansätze für innerfamiliäre Handlungen suchen. Wir gehen davon aus, dass für das kommunikative Verhalten beim gemeinsamen Aushandeln von verbindlichen Entscheidungen die jeweiligen Bildungsvoraussetzungen beider Beteiligten der Partnerschaft gleichermassen eine Rolle spielen.

Für die Berechnung des Familieneinkommens haben wir eine Unterscheidung nach Anzahl der erwachsenen Personen vorgenommen, die berücksichtigt, dass nicht der absolute Betrag, sondern der pro Person verfügbare Betrag für die materielle Versorgung der Familie ausschlaggebend ist. Wir haben den Gesamtbetrag, der aus den Elementen Einkommen der befragten Person, Einkommen des eventuellen Partners und Einnahmen aus eventuell erhaltener Unterstützung besteht, bei den Paaren mit dem Faktor Zweidrittel multipliziert, so dass die Alleinerziehenden bezüglich Einkommen gleichgesetzt werden mit Paarfamilien mit einem um die Hälfte grösseren Betrag. Wir stützen uns dabei auf Erfahrungswerte, wie sie in gängigen Operationalisierungen von Schichtzugehörigkeit angewendet werden (Suter & Meyer-Fehr 1989, p. 532). Wiederum lässt sich deshalb die Schichtzuordnung nicht direkt mit Studien vergleichen, die für die materielle Versorgung Absolutbeträge verwenden. Vorsicht ist aber auch deshalb geboten, da bereits die finanzielle Situation der Einzelpersonen nur kategorial in relativ groben Stufen erhoben worden ist und die summarische Be-

⁸ Innerhalb der letzten Dekade hat sich die soziologische Diskussion der sozialen Ungleichheit teilweise um die Frage gedreht, ob soziostrukturelle Ansätze mit stratifizierender Optik (Stand, Klasse, Schicht) noch Sinn machen (z.B. Bohnschiener 1991; Beck 1983; Hradil 1987).

Tabelle 9.1: Soziale Schichtzugehörigkeit aus Bildung, Berufsstellung und Einkommen

<i>soziale Schicht-zugehörigkeit</i>	<i>alle Familien: (n = 377)</i>	<i>vollst. Familien: Paare (n = 318)</i>	<i>Alleinlebende: Frauen (n = 54) Männer (n = 5)</i>	
Unterschicht	39 (13.1%)	15 (6.3%)	23 (43.2%)	1
untere Mittelschicht	84 (28.2%)	65 (27.1%)	17 (32.1%)	2
mittlere Mittelschicht	84 (28.2%)	72 (30.0%)	10 (18.9%)	2
obere Mittelschicht	59 (19.8%)	56 (23.3%)	3 (5.7%)	-
Oberschicht	32 (10.7%)	32 (13.3%)	-	-
missing	79	78	1	-

stimmung des familiären Einkommens auf Berechnungen des Medians der Kategorien basiert.

Bei der Operationalisierung der Schichtskala sind wir folgendermassen vorgegangen. Da für alle drei Aspekte (Indikatoren) nicht-metrische (kategoriale bzw. ordinale) Daten vorliegen, haben wir zuerst einmal eine hierarchisch abgestufte Gruppierung der Kategorien durchgeführt. Bei den Aspekten Bildung und Einkommen werden vier Stufen und bei der Berufsstellung fünf Stufen unterschieden.⁹ Der Gesamtskalenwert wird durch die Addition der Einzelwerte gebildet, wobei eine Skala mit Werten von 3 bis 13 entsteht. Die Werte dieser Skala werden schliesslich in der Weise aggregiert, dass fünf Schichtstufen entstehen mit jeweils (für weitere Analysen) vernünftigen Zellenbesetzungen (Tabelle 9.1).

Für die Zuordnung der Paare zu einer bestimmten Schicht sind die Daten der männlichen Partner besonders ausschlaggebend. Deshalb konnten die Paarfamilien, bei denen die Daten der Partner weitgehend fehlen, nicht zugeordnet werden. Dies betraf besonders die Variablen Berufsstellung und Einkommen. Es ergeben sich deshalb bei den vollständigen Familien relativ viele (ca. 70) missing-Daten.

Um die Konsistenz der Schichtskala zu prüfen, korrelieren wir (Spearman's R für Rangdaten) die beteiligten Indikatoren untereinander und die einzelnen Indikatoren mit der Skala. Die Korrelationen zwischen den Indikatoren fallen mit Werten zwi-

⁹ Die Stufen der Aspekte sind folgendermassen gebildet worden:

Bildung: Stufe 1: Primarschule/Oberschule, Realschule, Sekundarschule; Stufe 2: Berufslehre/-schule, Handels-/Vollzeitberufsschule; Stufe 3: Höhere Fachschule, Diplommittelschule/ Lehrerseminar, Maturitätsschule; Stufe 4: Hochschule.

Berufliche Stellung: Stufe 1: Heimarbeit, Hilfs-/Facharbeiter; Stufe 2: Angestellte; Stufe 3: Vorarbeiter/Meister; Stufe 4: Selbständige ohne Mitarbeiter; Stufe 5: Selbständige mit Mitarbeitern.

Familieneinkommen: Einkommen der erwachsenen Familienmitglieder; bei Unterstützung Fr. 2000.- addiert. Bei Partnerschaften wird das Einkommen zu Zweidrittel gerechnet. Abstufung von 1 bis 4.

Details dazu sind dem Anhang C 3.3.1 des Schlussberichts zu entnehmen (Herzog et al. 1994a, Bd. 2).

schen .385 und .471 nicht besonders gross aus. Besser sind erwartungsgemäss die Korrelationen zwischen den Indikatoren und der Schichtskala mit Werten von .705 bis .792. Eine Prüfgrösse, welche das Ausmass der Korrelationen und die Anzahl der Indikatoren auf einen Wert zusammenfasst, ist das „Cronbach's Alpha“ (Bortz 1979, p. 692; Laatz 1993, p. 291). Dieses beträgt in unserem Fall 0.686. Der Wertebereich kann dabei zwischen Null und Eins schwanken, womit der Index nach Laatz als „eher zuverlässig“ zu beurteilen ist.

10 Generatives Verhalten

In der heutigen Gesellschaft basiert die Familiengründung weitgehend auf Familienplanung. Familien sind das Resultat von bewussten Entscheidungen erwachsener Menschen. Elternschaft ist danach die Verwirklichung des Wunsches nach einem eigenen Kind bzw. eigenen Kindern. Der Kinderwunsch kann sich dabei irgendwann im Verlauf der Biographie, zum Teil bereits lange Zeit vor der eigentlichen Planung von Kindern, einstellen. Familienplanung bedeutet die aktive und autonome Festlegung des Zeitpunktes für die Realisierung des Kinderwunsches. Viele Kinder werden aber auch heute noch als „ungeplante“ Kinder geboren, was darauf hindeutet, dass die Schwangerschaft zu einem falschen bzw. nicht aktiv gewählten Zeitpunkt erfolgt. Ungeplant geborene Kinder sind in der Regel dennoch willkommene Kinder. Bei Un erwünschtheit des Kindersegens bestehen auch Möglichkeiten, sich der Elternverantwortung (durch Schwangerschaftsabbruch oder Adoption) zu entziehen. Der 5. Teil der Befragung (generatives Verhalten) behandelte die eben angesprochenen Fragen. Wir wollten erfahren, zu welchem Zeitpunkt und ob überhaupt bei den Befragten ein Kinderwunsch sich eingestellt hat, wie die Familienplanung erfolgt ist, wieso allenfalls die Familienplanung versagt hat, welches die Gründe für oder gegen die Planung der eigenen Kinder waren, wie sich ein Fremdbetreuungsangebot auf die Familienplanung auswirkt, wie sich die Partnerschaft durch die Kinder verändert hat und welche Ansicht die Befragten gegenüber einer Ablehnung der Elternverantwortung hegen.

Wir orientieren uns bei dieser Fragestellung am Konzept der „verantworteten Elternschaft“ nach Kaufmann (1981), das davon ausgeht, dass die Elternschaft in der heutigen Zeit eine weitgehend selbstgewählte Lebenssituation darstellt, die entsprechend verantwortungsvoll bewältigt wird. Dank allgemeiner Verbreitung von Wissen über die biologischen Zusammenhänge der Kinderzeugung, einer leichten Verfügbarkeit von schwangerschaftsverhütenden Mitteln und einer in sexuellen Fragen liberalen Grundstimmung in der Gesellschaft haben potentielle Eltern es in der Hand, relativ frei über die eigene Elternschaft zu bestimmen. Bis ein Kind auf die Welt kommt, haben Eltern diverse Entscheidungen gefällt. *Erstens* haben sie beim Geschlechtsverkehr eine Schwangerschaft angestrebt oder wenigstens in Kauf genommen durch bewusste oder nachlässige Unterlassung von Verhütungspraktiken. Sollte die Schwangerschaft die Folge einer Verhütungspanne sein, dann haben die Eltern *zweitens* immer noch die Möglichkeit zu entscheiden, ob sie das gezeugte Kind zur Welt bringen wollen oder nicht. Wenn die Frau das Kind zur Welt gebracht hat, dann kann *drittens* darüber entschieden werden, ob die Frau oder beide Eltern zusammen das Kind selber betreuen oder ob sie das Kind zur Adoption frei geben wollen. Mit anderen Worten ausgedrückt: potentielle Eltern haben auch bei einer ungeplanten Schwangerschaft wenigstens zwei diskussionswürdige Möglichkeiten, die Übernahme der elterlichen Verantwortung zu verweigern. In unserer Untersuchung wollten wir nun ab-

klären, wie weit das Konzept der verantworteten Elternschaft mit dem faktischen generativen Verhalten in unserer Stichprobe übereinstimmt.

Bei der Frage nach dem Kinderwunsch wollten wir wissen, zu welchem biographischen Zeitpunkt ein Wunsch bei den Befragten das erste Mal ernsthaft gehegt wurde. Als Zeitpunkte wurden vorgegeben: schon immer, während der Pubertät, mit dem Erwachsenwerden, bei der ersten engen Partnerbeziehung, bei der Bekanntschaft mit dem Vater des Kindes, bei der Heirat, während der Schwangerschaft und bei der Geburt. Zudem wurde auch die Möglichkeit vorgesehen, dass nie ein Kinderwunsch vorhanden war.

Wir fragten die Eltern (in Paaren die Frau) für jedes Kind einzeln, ob die Schwangerschaft jeweils geplant war oder nicht und erhielten so Informationen über die Familienplanung. Wir wiederholten die Frage bis zum dritten Kind und stellten sie dann noch im Hinblick auf die Planung eines weiteren Kindes. Frauen, die kein leibliches Kind hatten, fragten wir alternativ nach der Planung eines eigenen Kindes.

In Abhängigkeit von der Planung (Filterfrage) fragten wir die mündlich Befragten anschliessend nach den Gründen für bzw. gegen die Planung des ersten oder zweiten Kindes und im Falle der Planung eines weiteren / eigenen Kindes nach den Gründen für oder gegen eine zukünftige oder bereits eingetretene Schwangerschaft. Ursprünglich war vorgesehen, alle Befragten sowohl nach den Gründen *für* wie auch nach den Gründen *gegen* eine Planung der Kinder zu befragen. Dabei wäre je nach Planungssituation nach den konkreten Gründen und hypothetischen Gegengründen gefragt worden. Es zeigte sich aber, dass dieses Vorgehen die Befragten und Befragte wie auch die Befragten überforderte, so dass wir uns darauf beschränkten, bei Planung des Kindes nur die Gründe *für* eine Planung und bei Nichtplanung des Kindes nur die Gründe *gegen* eine Planung des jeweiligen Kindes zu erfassen. Im schriftlichen Fragebogen für die Partner der Paarfrauen wurden die Fragen nach der konkreten Familienplanung nicht gestellt. Die Fragen nach den Gründen für und gegen eine Planung der jeweiligen Kinder sind beidemale hypothetisch gestellt worden. Dies gilt es beim Vergleich der Daten aus der mündlichen und der schriftlichen Befragung zu berücksichtigen. Wir haben es bei diesem Thema mit zwei verschiedenen Fragestellungen zu tun.

Im Falle der Planung der Kinder gingen wir davon aus, dass die Eltern beim Sexualverkehr die Schwangerschaft bewusst angestrebt und dabei auf Verhütung verzichtet haben. Im Falle der Nichtplanung hingegen wollten wir wissen, wie es mit der Verhütungspraxis bestellt war. Die Verhütungspraxis stellt in unserem Untersuchungszusammenhang ein wesentliches Element des Konzepts der „verantworteten Elternschaft“ dar. Wenn eine Schwangerschaft nicht geplant ist, dann stellt sich die Frage, wie diese durch eine entsprechende Verhütungspraxis verursacht wurde. Wir unterschieden dabei wenigstens sechs vorgegebene Ursachen: technische Mängel („Versagen der Verhütungsmethode“), tendenzielle Fahrlässigkeit der Befragten („Versehen, da zuwenig aufgepasst“), gewissermassen ein Schuldbekenntnis durch das Item „in

Kauf genommenes Risiko“, Uminterpretation der neuen Tatsachen („die Schwangerschaft war zwar nicht geplant, aber dennoch erwünscht“), Bekunden eigener Verantwortungslosigkeit mit dem Item „(sich) keine Gedanken über Schwangerschaft gemacht“ und schliesslich noch „Annahme der eigenen Unfruchtbarkeit“ infolge von ärztlichem Befund. Die Aussagen wurden als Liste vorgelegt, wobei die befragten Personen angeben konnten, welche Aussage am ehesten ihrer Situation entspricht. Die letzte Aussage „Annahme der eigenen Unfruchtbarkeit“ wurde nur im Anschluss an die Frage nach einem eigenen bzw. nach einem weiteren Kind vorgegeben. Wenn die Befragten eine andere Begründung angeben wollten, war dies möglich, wurde aber nicht explizit angeboten.

10.1 Kinderwunsch

Der Wunsch nach einem eigenen Kind stellt den eigentlichen Normalfall dar, denn von den insgesamt 377 Befragten geben nur 5 Personen explizit an, nie einen Kinderwunsch gehegt zu haben (Pf. 1 = 0.3%; a.F. 3 = 5.6%; a.M. 1). In allen Gruppen wird am häufigsten angegeben, dass ein Kinderwunsch „schon immer“ da war (Pf. 29.7%; a.F. 20.4%; a.M. 1). Für die alleinerziehenden Frauen ist die eingetretene Schwangerschaft ebenso häufig der Anlass für die Entstehung des Kinderwunsches, während bei den Paarfrauen dieser Zeitpunkt nicht so häufig genannt wird (Pf. 8.8%; a.F. 20.4%). Bei beiden Frauengruppen tritt der Kinderwunsch relativ häufig mit der Bekanntschaft eines bestimmten Partners auf, der dann auch der Vater des ersten Kindes wird (Pf. 17.7%; a.F. 16.7%). Die Heirat ist bei den Paaren der dritt wichtigste Zeitpunkt für die Entstehung des Kinderwunsches, während sie bei den Alleinerziehenden eher unwesentlich ist (Pf. 13.9%; a.F. 7.4%; a.M. 1). Bei einigen Frauen tritt der Kinderwunsch zum Zeitpunkt des Erwachsenwerdens (Pf. 11.4%; a.F. 9.3%) oder bei der ersten engen Partnerbeziehung auf (Pf. 9.5%; a.F. 11.1%). Die übrigen Vorgaben (n „während Pubertät“: Pf. 2; a.F. 1; n „bei Geburt“: Pf. 1; a.F. 2) werden nur in Einzelfällen gewählt. Einige Befragte haben persönliche Angaben über den Zeitpunkt des ersten Auftretens eines Kinderwunsches gemacht (n: Pf. 18; a.F. 2; a.M. 1). Dabei sind in der Regel die zeitlichen Daten präzisiert worden, so dass auch die Kategorie „anderes“ auf jeden Fall als Ausdruck eines vorhandenen Kinderwunsches bei den befragten Eltern zu interpretieren ist. Die Präzisierungen beziehen sich einmal auf das Erreichen eines bestimmten Alters (n: Pf. 4; a.F. 1), dann auf das langjährige Zusammenleben mit einem bestimmten Partner, der dann auch Vater des ersten Kindes wird (n: Pf. 5; a.M. 1), für einige Paarfrauen ist der Bildungsabschluss oder eine gewisse Dauer an Berufspraxis der Zeitpunkt für den Kinderwunsch (n: Pf. 4), und schliesslich wurden bestimmte private Situationen und Ereignisse mit dem Kinderwunsch zeitlich in einen Zusammenhang gebracht (n: Pf. 6; a.F. 1).

Die Vorgaben „als ich schwanger geworden war“, „als das Kind geboren wurde“ und „ich hatte nie den Wunsch nach einem eigenen Kind“ deuten darauf hin, dass der

Kinderwunsch gar nie vorhanden war oder erst nach der Zeugung erfolgte. Diese Kategorien zusammengenommen bezeichnen diejenigen Eltern, die gegen ihren expliziten Wunsch mit einer Schwangerschaft konfrontiert worden sind. Diese Gruppe ist bei den Alleinerziehenden anteilmässig um einiges grösser als bei den Paarfrauen (Pf. 9.4%; a.F. 29.7%; a.M. n = 1). Diese Befragten stellen aber insgesamt eine Minderheit dar. Wir halten daher fest, dass der Wunsch nach einem eigenen Kind bei den befragten Eltern (nur mündlich Befragte) praktisch universal vorhanden war, und zwar überwiegend schon vor der Zeugung des ersten Kindes.

Interessant ist der Vergleich der Kinderzahl in der Herkunftsfamilie mit der Zahl der eigenen Kinder. Bei einer durchschnittlichen Zahl von 2.3 Geschwister sind die Befragten somit in Familien mit durchschnittlich 3.3 Kindern aufgewachsen. Die Paarfrauen (2.3), ihre Partner (2.3) und die alleinerziehenden Frauen (2.3) unterscheiden sich praktisch nicht, wogegen die fünf alleinerziehenden Männer im Durchschnitt nur 1.2 Geschwister nennen.

Setzt man die Zahlen ins Verhältnis zur Anzahl eigener Kinder, zeigt sich ein deutlicher Rückgang der Familiengrösse. Wie wir bei der Stichprobenbeschreibung dargestellt haben (Kapitel 9.4.1), dominiert bei den Familien unserer zweiten Untersuchungsgruppe die 2-Kind-Familie. Der Durchschnitt bei allen Familien liegt genau bei zwei Kindern.¹⁰ Dabei können wir davon ausgehen, dass das generative Verhalten bei der grossen Mehrheit der befragten Personen abgeschlossen ist (Kapitel 10.3.3). Gefragt nach der idealen Kinderzahl, nannten die Befragten als gegenwärtiges Ideal im Durchschnitt 2.6 Kinder, während sie sich „früher“ durchschnittlich 3.1 Kinder gewünscht hatten. Die Paarfrauen und die alleinerziehenden Frauen unterscheiden sich praktisch nicht; die Werte der Paarmänner liegen jeweils geringfügig tiefer.

10.2 Einstellung zur Familienplanung

Die Familienplanung schliesst neben der erfolgreichen Planung des eigenen Nachwuchses auch die Möglichkeit ein, dass Eltern die Verantwortung für ein gezeugtes Kind unter Umständen ablehnen. Lösungsmöglichkeiten sind dabei einerseits ein Schwangerschaftsabbruch und andererseits die Adoption. Im Rahmen des Konzepts der verantworteten Elternschaft wird dadurch der Handlungsspielraum für werdende Eltern erweitert. Die Elternschaft wird so auch bei einer unerwünschten Schwangerschaft als Folge einer allfälligen Verhütungspanne nicht zu einem unentrinnbaren Schicksal. Kinder, die zwar ungeplant gezeugt worden sind, aber dennoch zur Welt gebracht und von den leiblichen Eltern betreut werden, sind ebenfalls als Wunschkinder zu betrachten, wenn die Eltern ihre Verantwortlichkeit selbst bestimmt haben.

¹⁰ Zu beachten ist, dass wir in unsere Stichprobe nur Erwachsene aufgenommen haben, die effektiv Kinder haben.

In unserer Untersuchung hatten wir die Eltern zuerst gefragt, ob sie ein Ablehnen der Elternverantwortung bei unerwünschter Schwangerschaft generell akzeptieren könnten. Anschliessend fragten wir (nur die mündlich Befragten) danach, ob sie schon selber einmal im Zusammenhang mit einer unerwünschten Schwangerschaft eine Lösung finden mussten. Die Eltern, die selber schon eine Lösung finden mussten, fragten wir dann konkret nach den jeweiligen Gründen, und die Eltern, welche eine Lösung zwar akzeptierten, aber selber nicht in eine entsprechende Situation gekommen waren, sollten hypothetisch angeben, was ihrer Meinung nach akzeptable Gründe sein könnten, um die Elternverantwortung nicht zu übernehmen. Wir gaben dazu eine Liste mit sechs Items vor. In der Beantwortung konnten auch mehrere Gründe (Doppelnennungen) angegeben werden.¹¹

Wir hatten nur soziale Indikationen aufgeführt, da wir annehmen, dass die medizinischen Gründe und eine Schwangerschaft durch Vergewaltigung allgemein anerkannte Indikationen sind, um eine Schwangerschaft zu unterbrechen. Die Befragten konnten auch eigene Gründe angeben, die in den Vorgaben nicht enthalten waren. Schliesslich fragten wir noch danach, welche der Lösungsmöglichkeiten (Schwangerschaftsabbruch oder Adoption oder beide Lösungen gleichermaßen) eher den Befragten entsprächen. Wir gingen davon aus, dass konservative Personen eher zur Adoptionslösung neigen, während links-progressive Personen eher die Schwangerschaftsabbruch-Lösung bevorzugen. Bei den Frauen, die selber eine Lösung finden mussten, nahmen wir an, dass die bevorzugte Lösung ziemlich sicher auch der praktizierten Lösung entspricht. Auch diese Frauen hatten aber in der Befragung die Option, beide Lösungsmöglichkeiten als akzeptabel zu bezeichnen.

Eine grosse Mehrheit der Befragten akzeptierte es, dass bei einer unerwünschten Schwangerschaft nach einer Lösung gesucht wird, um die Elternverantwortung nicht zu übernehmen (Pf. 92.9%; Pa. 91.9%; a.F. 88.9%; a.M. 3). Nur eine kleine Minderheit war klar dagegen (Pf. 6.0%; Pa. 8.1%; a.F. 9.3%; a.M. 2). Da wir davon ausgingen, dass dieses Thema für einige Menschen ein Tabu-Thema ist, hatten wir auch explizit vorgesehen, dass sich die Befragten einer Meinungsäusserung enthalten. Dies war aber nur in Einzelfällen der Fall (n: Pf. 4; a.F. 1). Es wurde somit deutlich, dass Elternschaft auch nach dem Eintreten einer Schwangerschaft für die grosse Mehrheit der Befragten weiterhin (unter gewissen Umständen) zur Disposition stehen kann und nicht als unausweichliches Schicksal betrachtet wird.

Von den vorgegebenen Gründen, die das Ablehnen der Elternverantwortung akzeptabel machen könnten, wurden mehrheitlich das jugendliche Alter und eine absehbare Überlastung der Frau angegeben. Die weiteren Gründe wurden dagegen nur noch von einer Minderheit unterstützt.

¹¹ Liste der vorgegebenen Gründe: Frau ist (war) noch zu jung; Partnerschaft ist (war) zu wenig verbindlich; ungeplantes Kind würde (hätte) das Leben der Frau völlig verändern (verändert); Frau wäre der Belastung nicht gewachsen (gewesen); unvorstellbar, mit dem betreffenden Partner zusammen das Kind gross zu ziehen; es sind (waren) bereits genügend Kinder vorhanden.

10.3 Realisierte Familienplanung

Wir haben bisher festgestellt, dass bei den Befragten der Kinderwunsch praktisch die Regel war – ein Wunsch, dessen Realisierung eine der Bedingungen für die Aufnahme in unsere Stichprobe war – und dass Elternverantwortung auch bei einer unerwünschten Schwangerschaft für die Mehrheit der Befragten weitgehend durch die Betroffenen selber zu bestimmen sei. Dabei ging es noch um eher unverbindliche Einstellungsaspekte. Wie steht es aber mit den eigenen Erfahrungen bei unerwünschter Schwangerschaft bzw. wie oft war es vorgekommen, dass nicht geplante Kinder zur Welt gebracht wurden, wobei die Elternverantwortung somit nicht direkt angestrebt worden war?

10.3.1 Ablehnen der Elternverantwortung

Die Frage nach eigenen Erfahrungen in bezug auf das Ablehnen der Elternverantwortung war nur den mündlich befragten Personen gestellt worden. Wir konnten dabei einen deutlichen Unterschied zwischen den Paarfrauen und den alleinerziehenden Frauen feststellen, indem die alleinerziehenden im Vergleich zu den Paarfrauen etwa doppelt so häufig selber eine Lösung finden mussten (Pf. 16.3%; a.F. 31.3%). Die drei alleinerziehenden Männer, welche aufgrund ihres prinzipiellen Akzeptierens einer Ablehnung der Elternverantwortung bei unerwünschter Schwangerschaft auch nach ihren praktischen Erfahrungen gefragt worden waren, hatten diese Frage alle mit „nein“ beantwortet. Wir nehmen deshalb an, dass sie nie innerhalb einer Partnerschaft mit diesem Problem konfrontiert wurden und sich nie entschieden hatten, auf die Elternverantwortung zu verzichten. Übrigens hatte nur jeweils eine Paarfrau und eine alleinerziehende Frau die Antwort verweigert. Wir vermuten, dass in diesen Fällen gewisse unverarbeitete Probleme bestanden, die ein offenes Beantworten der Frage verhinderten.

Als Grund für das Ablehnen der Elternverantwortung wurde in gut der Hälfte der Fälle das jugendliche Alter angegeben (Pf. 52.1%; a.F. 66.7%). Bei den heute alleinerziehenden Frauen war weiter auch die Nichteignung des Partners als Vater ebenso häufig ein Grund (66.7%), wie auch die Änderung der Lebensumstände (53.3%) und eine zu grosse Belastung (53.3%). Für die Paarfrauen war die zu starke Lebensveränderung häufig ein Grund (35.4%). Die anderen Vorgaben wurden nur selten genannt.

Auffällig sind gewisse Unterschiede zwischen den Befragten mit Lösungspraxis und denjenigen ohne Lösungspraxis. Von den Paarfrauen ohne Praxis konnten die Mehrheit den Grund „Belastung der Frau“ akzeptieren (72.4%). Im konkreten Fall war dies aber nur bei einer Minderheit ein Grund für die Lösungspraxis (29.2%). Bei den Alleinerziehenden erhalten wir für die Vorgabe „Partner als Vater ungeeignet“ ein umgekehrtes Verhältnis, indem nur eine Minderheit der Frauen ohne Lösungspraxis den Grund „Partner als Vater ungeeignet“ akzeptiert (28.1%), was jeweils im konkreten

Fall aber für eine Mehrheit (66.7%) ein Grund für das Ablehnen der Elternverantwortung war.

10.3.2 Lösungsmöglichkeiten bei unerwünschter Schwangerschaft

Die Befragten hatten angegeben, welche der beiden Lösungen ihnen am ehesten entsprechen würde. Jedoch lässt sich daraus nicht unbedingt ableiten, welche Lösung im Bedarfsfall auch selber praktiziert worden war, da nicht explizit danach gefragt wurde. Wir interpretieren diese Aussagen deshalb als eher unverbindliche Beurteilung der Lösungsmöglichkeiten. Diese Interpretation scheint auch deshalb vernünftig zu sein, da die Mehrheit der Befragten beide Lösungen akzeptierten, und zwar sowohl bei den Befragten mit eigener Lösungspraxis (Pf. 51.1%; a.F. 53.3%) wie auch bei den Befragten, die eine Lösungspraxis lediglich akzeptierten (Pf. 52.3%; Pa. 54.3%; a.F. 53.3%; a.M. 1).

Von den Befragten, die nur eine der beiden Lösungsmöglichkeiten akzeptierten, sprach sich eine Mehrheit für den Schwangerschaftsabbruch aus. Bei den Frauen mit eigener Lösungspraxis war dies praktisch ausnahmslos der Fall (Pf. 46.8%; a.F. 46.7%), nur eine Paarfrau gab Adoption als bevorzugte Lösung an. Bei den Frauen ohne Lösungspraxis und den schriftlich befragten Partnern waren dies etwa je ein Drittel (Pf. 29.5%; Pa. 33.5%; a.F. 33.3%; a.M. 2). In dieser Gruppe verblieb damit noch die relativ kleine Minderheit derjenigen, die nur die Freigabe des geborenen Kindes zur Adoption akzeptieren würden (Pf. 18.1%; Pa. 12.2%; a.F. 13.3%).

Wir können also festhalten, dass die Mehrheit der Befragten unserer Stichprobe sich nicht auf die eine oder andere Lösungspraxis festlegen möchte, sondern beide Möglichkeiten (insbesondere solange sie nicht persönlich betroffen waren) akzeptiert. Die Befragten, die sich nur für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden, bevorzugen mehrheitlich den Schwangerschaftsabbruch, insbesondere diejenigen Frauen, die selber schon einmal eine Lösung finden mussten.

10.3.3 Planung der eigenen Kinder

Die Eltern in unserer Stichprobe haben ihre Kinder mehrheitlich geplant. Beim ersten Kind war dies bereits sehr ausgeprägt der Fall (Pf. 69.1%; a.F. 55.6%; a.M. 2/5), beim zweiten Kind wurde es besonders deutlich (Pf. 85.7%; a.F. 81.0%; 2/3) und beim dritten Kind blieb es ähnlich (Pf. 67.6%; a.F. 1/4), wobei drei und mehr Kinder praktisch nur in Paaren vorkommen. Einige Eltern haben ihr(e) Kind(er) adoptiert, was wir aber auch als geplante Elternschaften betrachten wollen.¹²

¹² Die Angaben zu den alleinlebenden Männern (a.M.) [und alleinerziehenden Frauen (a.F.) drittes Kind] geben wir als Bruch an. Insbesondere die Stichprobe der 5 Männer ändert sich je nach Beantwortung der Filterfrage und wird manchmal sehr klein. Deshalb sind Prozentangaben unsinnig. Die Angabe 2/5 bedeutet in dem Fall, dass 2 von 5 Männern in dieses Antwortsegment gehören.

Ungeplante Schwangerschaften stellten wir vermehrt bei alleinlebenden Eltern beim ersten Kind fest (Pf. 30.0%; a.F. 42.6%; 3/5). Beim zweiten und dritten Kind kann nicht von einem gruppenspezifischen Unterschied gesprochen werden, da die Anzahl Kinder bei alleinlebenden Eltern für Vergleiche zu gering ist.

Wir haben die Eltern auch bezüglich ihrer aktuellen Familienplanung befragt. Für die grosse Mehrheit der Befragten scheint zum Zeitpunkt der Befragung die generative Lebensphase abgeschlossen zu sein, denn sie geben an, kein Kind mehr zu planen (Pf. 80.1%; a.F. 92.6%; a.M. 5/5) oder aus gesundheitlichen Gründen dazu gar nicht mehr in der Lage zu sein (Pf. 11.0%; a.F. 1.9%). Eher vereinzelt wurde aber auch angegeben, dass ein weiteres Kind geplant (Pf. 4.1%; a.F. 3.7%) oder ein geplantes bereits unterwegs sei (Pf. 2.5%). Drei Paarfrauen (0.9%) geben zudem an, zurzeit ungeplant schwanger zu sein. Die drei Frauen in unserer Stichprobe, die kein leibliches Kind haben, können aus gesundheitlichen Gründen kein eigenes Kind planen.

Insgesamt erhalten wir aus diesen Daten für unsere Stichprobe 546 geplante und 185 ungeplante Schwangerschaften. Wenn wir die Zahl der geplanten und der ungeplanten Schwangerschaften miteinander vergleichen, dann stellen wir fest, dass rund drei Viertel (74.7%) der Kinder in unserer Stichprobe geplant waren.

Im Falle einer *ungeplanten Schwangerschaft* haben wir die Eltern nach den Umständen gefragt, die dazu geführt haben. Da wir annehmen, dass eine nicht geplante Schwangerschaft durchaus zu einem erwünschten Kind führen kann, haben wir auch eine Vorgabe „Schwangerschaft war nicht geplant aber dennoch erwünscht“ aufgeführt. Diese ist insgesamt sehr häufig gewählt worden. Beim ersten Kind war diese Angabe am häufigsten (n. Pf. 43.2%; a.F. 31.8%), es wurden aber auch „Versehen“ (Pf. 21.5%; a.F. 22.7%; a.M. 2/3), „Risiko“ (Pf. 10.8%; a.F. 9.1%; a.M. 1/3) und „Gedankenlosigkeit“ (Pf. 5.3%; a.F. 18.2%) als Gründe für die ungeplante Schwangerschaft angegeben. Nur wenige Befragte gaben als Ursache für die Schwangerschaft Umstände ausserhalb der persönlichen Verfügungsmacht an. Genannt wurden dabei entweder „Verhütung versagt“ (Pf. 11.8%; a.F. 13.6%) oder „andere Gründe“. In sechs Fällen wurde dabei angegeben, dass laut ärztlichem Befund eine Schwangerschaft nicht hätte möglich sein sollen, was aber offensichtlich nicht stimmte. Die Umstände für eine ungeplante Schwangerschaft beim zweiten Kind wurden überwiegend mit „dennoch erwünscht“ umschrieben (Pf. 64.5%; a.F. 2/4). Noch vier Paarfrauen (12.9%) gaben an, dass die Verhütung versagt hatte. Die übrigen Nennungen verteilten sich auf die Kategorien, die eher auf nachlässige Verhütung schliessen liessen, waren aber jeweils alles Einzelfälle. Beim dritten Kind, was praktisch nur noch die Paarfrauen betraf, wurde relativ häufig ein Versehen als Grund angegeben (7 von 21), genannt wurden aber auch „Versagen der Verhütung“ (5), „Risiko in Kauf genommen“ (4) oder „Kind dennoch erwünscht“ (5). In den drei Fällen aktueller uner-

Beim zweiten Kind für die alleinerziehenden Männer wird noch ein ausserhalb der Familie lebendes Kind mit einbezogen, so dass in dieser Fragestellung drei alleinerziehende Männer mit zwei Kindern vorliegen.

wünschter Schwangerschaft in unserer Stichprobe war je einmal Versehen, Risiko und Fehlinformation über eigene Fruchtbarkeit der Grund.

Wir stellen fest, dass insgesamt ein grosser Teil der Eltern sich mit der Schwangerschaft auch bei fehlender Planung relativ gut arrangiert hat, denn über 40 Prozent gaben an, dass ihr Kind im nachhinein dennoch erwünscht gewesen sei. Etwa gleich viele Eltern führten die ungeplante Schwangerschaft auf eigene Fahrlässigkeit zurück (Versehen, Risiko, keine Gedanken gemacht: 39%). Bei einer Minderheit der Befragten war die ungeplante Schwangerschaft eingetreten, obwohl die dagegen vorgenommenen Massnahmen oder gegebenen Umstände eine Schwangerschaft eigentlich ausschliessen sollten (Verhütung versagt, Meinung unfruchtbar zu sein: 19%), was als „fremdbestimmte“ Schwangerschaft betrachtet werden könnte.

Wir haben die Eltern auch nach den *Gründen für bzw. gegen die Planung* ihrer Kinder gefragt, wobei wir die Vorgaben der Kinderzahl entsprechend anpassten. Gründe für die Planung des ersten Kindes waren überwiegend emotionaler Art, wie „Kinder sind etwas faszinierendes“, „Wunsch nach Familiengründung“ oder „Liebe zum Partner / zur Partnerin“. Für die Planung der weiteren Kinder wurden vor allem die Gründe „das erste Kind nicht als Einzelkind aufwachsen zu lassen“ bzw. „Geschwister sind wichtig“ als relevant betrachtet.

Die vorgegebenen Gründe gegen die Planung wurden von den mündlich Befragten weitgehend als wenig bedeutend eingeschätzt. Einzig dem Grund „Partnerschaftsprobleme“ wurde eine gewisse Bedeutung zugesprochen. Da den schriftlich befragten Partnern diese Frage als hypothetische Frage gestellt worden war, hatten die meisten Vorgaben, wie Gesundheitsprobleme der Partnerin, Wunsch der Partnerin, Probleme in der Partnerschaft usw. eine relativ grosse Bedeutung. Diese hypothetischen Antworten sind aber wenig aussagekräftig, da sie nicht auf die persönliche Situation der Befragten bezogen werden können.¹³

Zusammenfassend sei angeführt, dass bei der Planung von Kindern v.a. persönlich-emotionale Gründe, wie der Wunsch nach Kindern und die Zuneigung zum Partner und den Kindern, ausschlaggebend sind. Eine gewisse Bedeutung hat das Bedürfnis nach fundamentalen Erfahrungen in Gemeinschaft mit dem (der) Partner(in). Wenig Bedeutung für die Familienplanung haben dagegen das Gemeinwohl betreffende (Sicherung der Altersvorsorge), materielle oder nach aussen orientierte Aspekte (z.B. Nachahmung von Elternschaft im Bekanntenkreis). Gründe gegen eine Planung der Kinder waren v.a. persönlicher Art, wie nicht vorhandener Kinderwunsch, eine Einschränkung der Erwerbstätigkeit oder Partnerschaftsprobleme v.a. bei mittlerweile Alleinerziehenden. Die Eltern, deren Kinder nicht geplant waren, hatten zur Zeit der ersten Schwangerschaft oftmals andere Pläne als die Familiengründung oder waren noch sehr jung. Die Planung von weiteren Kindern wurde häufig deshalb ausge-

¹³ Weitere Ausführungen zum Thema „Motive für oder gegen Kinder“ finden sich im Schlussbericht (Herzog et al. 1994a, Bd. 2).

schlossen, weil die vorhandene Anzahl Kinder bereits genügte oder weil sich die Eltern mittlerweile als zu alt vorkamen. Eher unbedeutend waren dabei materielle oder makrogesellschaftliche Aspekte, wie Finanzprobleme, Wohnungsprobleme oder Übervölkerung.

10.4 Veränderungen in der Partnerschaft durch die Kinder

Wenn in einer Partnerschaft ein Kind dazustösst, dann ist dies in der Regel mit erheblichen Veränderungen des Alltags und der Beziehung für die beiden betroffenen Personen verbunden. Es entstehen familiäre Verpflichtungen, denn ein pflegebedürftiges Wesen verlangt nach Betreuung und zuverlässiger Zuneigung. Die beiden Eltern müssen dabei ihren eigenen Tagesablauf neu strukturieren und auf die Bedürfnisse ihres Kindes ausrichten. In traditionellen Familien ist es die Frau, die auf eigene Berufstätigkeit verzichtet und die eigenen Bedürfnisse denen des Kindes und der Familie unterordnet. Der Mann trägt in der Folge v.a. die Verantwortung für die materielle Versorgung der Familie. Mit dem Aufkommen von partnerschaftlichen Familienmodellen wird diese traditionelle Alltagsbewältigung in Frage gestellt. Auch in unserer Stichprobe stellten die Befragten mit traditionellen Familienvorstellungen eine Minderheit dar, wie wir noch ausführen werden (Kapitel 11). Wir vermuten, dass die Veränderungen des Alltags durch die Elternschaft dennoch vor allem bei den Frauen stattfinden und dass die Männer weiterhin ihre gewohnte Lebensweise pflegen.

Wir wollten nun erfahren, wie sich durch die Kinder die Beziehung und der Alltag der Befragten in unserer Stichprobe veränderten, und zwar sowohl beim ersten Kind wie auch – sofern vorhanden – beim zweiten und dritten Kind. Dabei unterschieden wir die Dimensionen „zu Hause angebunden sein“, „Hausarbeit“, „Erwerbstätigkeit“, „Beziehung“ und „Karrierepläne“. Wir fragten nach den entsprechenden Veränderungen in der Zeit nach den jeweiligen Geburten. Bei all diesen Dimensionen wollten wir wissen, ob die befragte Person oder ihr Partner oder beide zusammen jeweils Einschränkungen oder Belastungen in Kauf nehmen mussten. Wir wollten auch wissen, ob sich die Beziehung vermehrt auf den Partner oder vermehrt auf das Kind verlagert hatte. Die Items wurden mit der vierstufigen Skala von „trifft voll zu“ (mit 1 kodiert) bis „trifft gar nicht zu“ (mit 4 kodiert) erfasst. Wir erhoben diese Daten nur im persönlichen Interview mit den Paarfrauen und den alleinerziehenden Eltern. Somit kommt hier vor allem die Perspektive der Frauen zum Ausdruck.

10.4.1 Zusammenleben der Eltern bei Geburt

Um allfällige Veränderungen in der Partnerschaft zu erfassen, musste zuerst abgeklärt werden, ob die Befragten zum Zeitpunkt der Geburt überhaupt in einer Partnerschaft lebten. War dies nicht der Fall, dann nehmen wir an, dass die familiären Arbeiten (Betreuung, Hausarbeit, Finanzierung) sowieso auf den Schultern der Frau laste-

ten und sich folglich an der Verteilung dieser Arbeiten nichts Wesentliches geändert haben konnte. Wir stellten allerdings fest, dass zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes die Befragten grösstenteils mit dem Partner / der Partnerin zusammenlebten (Pf. 96.5%; a.F. 81.5%; a.M. 100.0%). Bei der Geburt des zweiten Kindes war dies noch ausgeprägter der Fall (Pf. 99.6%; a.F. 90.5%; a.M. 100.0%), und beim dritten Kind lebten praktisch alle mit Ausnahme von zwei alleinerziehenden Frauen (Pf. 100.0%; a.F. 2 von 4) mit dem Partner zusammen. Wir nehmen deshalb an, dass für die Mehrheit der befragten Eltern das Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt mit den Kindern und dem Partner bzw. der Partnerin als Selbstverständlichkeit betrachtet und dementsprechend auch angestrebt wird.

10.4.2 Änderungen in der Partnerschaft bei Geburt aus Sicht der Frauen

Die erhobenen Daten zeigen nun sehr deutlich, dass die Veränderungen innerhalb der Partnerschaften mehrheitlich zu Lasten der Frauen gehen. Die Frauen waren es, die vermehrt zu Hause blieben, die vermehrt die Hausarbeiten erledigten, die auf ihre Erwerbstätigkeit verzichteten und die ihre Karrierepläne (vorläufig) begruben, wenn durch das erste Kind der Alltag neu zu organisieren war. Am deutlichsten war der Unterschied bei der Erwerbstätigkeit. Danach traf es im Durchschnitt relativ stark zu, dass die Frauen beim ersten Kind die Erwerbstätigkeit einschränkten (Mean: Pf. 1.64; a.F. 1.96; a.M. 1.75), während die Männer ihre Erwerbstätigkeit eher selten abbauten (Mean: Pf. 3.75; a.F. 3.73; a.M. 3.25). Dies führte zu relativ grossen Mittelwertdifferenzen bei Veränderungen in der Partnerschaft (Pf. 2.11; a.F. 1.77; a.M. 1.50). Beim zweiten Kind war der Unterschied nicht mehr so stark, wobei die Männer weiterhin nur selten ihre Erwerbstätigkeit einschränkten (Mean: Pf. 3.87; a.F. 3.84; a.M. 3.00). Der kleinere Unterschied resultiert aber vermutlich daraus, dass viele Frauen bereits beim ersten Kind ganz auf eine Erwerbstätigkeit verzichteten und somit ihre Erwerbstätigkeit nicht mehr weiter abbauen konnten. Die Mittelwertdifferenzen bezüglich Reduktion der Erwerbstätigkeit fielen dementsprechend beim dritten Kind noch kleiner aus.

Die grösste Veränderung durch die Kinder betraf für beide Partner die vermehrte Häuslichkeit, wobei aber auch hier die Veränderung bei den Frauen im Durchschnitt grösser ausfiel. Beim ersten Kind traf es durchschnittlich relativ stark zu, dass die Frauen vermehrt zu Hause blieben (Mean: Pf. 1.36; a.F. 1.59; a.M. 1.25), beim zweiten Kind resultierte für die Frauen durchschnittlich die Kategorie „trifft eher zu“ (Mean: Pf. 2.11; a.F. 1.95; a.M. 1.33), und beim dritten Kind liegt der Durchschnittswert etwa bei der Skalenmitte (Mean: Pf. 2.52). Die Männer blieben dagegen eher nicht vermehrt zu Hause, wenn gemeinsame Kinder in der Partnerschaft dazukamen. Beim ersten Kind war dies durchschnittlich noch am ehesten der Fall, wenn auch tendenziell bereits „eher nicht“ (Mean: Pf. 2.71; a.F. 3.18; a.M. 1.75). Beim zweiten (Mean: Pf. 3.26; a.F. 3.26; a.M. 2.33) und beim dritten Kind (Mean: Pf. 3.51; a.F. 4.00) war dies noch weniger der Fall. Ähnliche Werte ergaben sich für die vermehrte

Beteiligung an der Hausarbeit und der Änderung der Karrierepläne. Beim ersten Kind waren die Veränderungen für die Frauen am ausgeprägtesten, fielen beim zweiten und dritten Kind etwas kleiner aus, waren aber stets grösser als für die Männer. Eine Ausnahme stellten dabei die Daten der alleinerziehenden Männer dar. Diese gaben nämlich durchschnittlich in etlichen Bereichen an, dass die Veränderungen für sie selber (Männer) grösser gewesen wären, als für ihre Partnerinnen (negative Werte bei den Mittelwertdifferenzen). Entweder ist dies ein Hinweis auf andere Rollenvorstellungen der alleinerziehenden Männer bei der Gestaltung der familiären Arbeiten, oder aber es ist ein Hinweis darauf, dass die erhaltenen Angaben (überwiegend aus Sicht der Frauen) verzerrt sind und es somit nötig gewesen wäre, bei der Erhebung der Veränderungen die Perspektive beider Partner zu erfassen, wie dies bei der Arbeitsteilung in Partnerschaften (Kapitel 11) gemacht worden ist. Dies hätte aber den Rahmen dieser Untersuchung gesprengt, insbesondere wäre es bei den alleinerziehenden Personen vermutlich schwierig gewesen, die ehemaligen Partner und Partnerinnen zu erreichen bzw. für ein Personeninterview zu gewinnen.

In der Beziehung zum Partner haben sich durchschnittlich eher keine Veränderungen ergeben (Mean > 2.50), wie auch durchschnittlich die Beziehung zum Partner nicht zugunsten der Beziehung zum Kind an Bedeutung verloren hat (Mean > 2.50). Interessant ist aber nun, dass die Beziehungsveränderungen für Paarfrauen und für Alleinlebende nicht gleich ausfielen. Bei Paarfrauen hatte sich eher die Beziehung zum Partner intensiviert, als dass die Beziehung vermehrt auf das Kind ausgerichtet worden wäre (Mean-Differenz: 1. Kind 0.57; 2. Kind 0.21; 3. Kind 0.44; d.h. Differenzen sind hier positiv), während die alleinerziehenden Eltern in der Zeit nach den Geburten die Beziehung eher auf das Kind ausgerichtet haben, als dass sich die Partnerbeziehung intensiviert hätte (Mean-Differenz: 1. Kind -0.32; 2. Kind -0.68; d.h. die Differenzen sind hier negativ). Allerdings könnte dieser Befund auch ein Artefakt sein,

Tabelle 10.1: Mittelwertdifferenzen bei Veränderungen in der Partnerschaft *

Familiensituation	1. Kind			2. Kind			3. Kind		
	Pf. n = 305	a.F. n = 44	a.M. n = 4	Pf. n = 245	a.F. n = 19	a.M. n = 3	Pf. n = 69	a.F. n = 2	a.M. n = 0
Zu Hause bleiben	1.35	1.59	-0.50	1.15	1.32	-1.00	0.99	3.00	-
Hausarbeiten	1.48	1.59	-0.50	0.90	1.37	-0.67	0.73	2.00	-
Erwerbstätigkeit	2.11	1.77	1.50	1.08	1.21	0.67	0.71	1.50	-
Beziehung	0.57	-0.32	-0.50	0.21	-0.68	-0.33	0.44	0.50	-
Karrierepläne	1.34	1.36	-0.50	0.90	1.21	0.67	0.70	1.50	-

* Für die Berechnung der Mittelwertdifferenzen werden die Mittelwerte der Angaben für die Frauen von den Mittelwerten der Angaben für die Männer subtrahiert. Somit bedeuten negative Werte, dass die Veränderung durchschnittlich bei den Männern als grösser angegeben wird. Dies ist v.a. bei den Antworten der alleinerziehenden Männer der Fall. Die Differenz in der Beziehungsdimension wird durch Subtraktion der Mittelwerte des Items „Verlagerung zu Kind“ vom Mittelwert des Items „Verlagerung zu Partner“ gebildet und hat hier eher eine geringe Aussagekraft.

indem die Daten nur eine subjektive Neuinterpretation der Vergangenheit aus Sicht der gegenwärtigen Lebenssituation (Paarbeziehung vs. Alleinleben) zum Ausdruck bringen. In Partnerschaft lebende Frauen betonen dabei die gute Beziehung zum Partner, während die alleinlebenden Frauen die Partnerbeziehung eher abwerten und sich an die „gute“ (und übriggebliebene) Beziehung zum Kind bzw. zu den Kindern halten.

Bei den Fragen nach den Veränderungen in der Partnerschaft hatten die Befragten auch Gelegenheit, Ergänzungen und Kommentare anzugeben. Dabei wurde von allen Befragten am häufigsten darauf hingewiesen, dass zunehmend Spannungen oder Konflikte entstanden seien und dass generell weniger Zeit für die Partnerschaft geblieben sei (n = 25). An zweiter Stelle stand der Umzug in eine grössere Wohnung, eine Veränderung, die ebenfalls eine Belastung darstellen kann (n = 12). Öfters wurde auf zunehmende Einschränkungen (n = 10) und v.a. beim zweiten Kind auf eine Zunahme der Belastung für die Frau hingewiesen (n = 9). Vor allem bei den Alleinerziehenden, aber auch bei wieder in Partnerschaft lebenden Befragten, war der Geburt eines Kindes die Auflösung der Partnerschaft gefolgt (n = 8). Weitere Anmerkungen betrafen die zunehmende Verantwortung (n = 6), verstärkte Familienbindung (n = 5), die baldige Heirat (n = 4), eine Dominanz des Kindes (n = 4), veränderte Partnerschaft (ohne Wertung) (n = 3), aber auch eine optimalere Aufteilung der familiären Arbeiten (n = 3) sowie als Einzelfall, laut einer alleinerziehenden Frau, die vermehrte Belastung des Mannes durch das Kind (n = 1).

Wir können somit festhalten, dass mit der Geburt der Kinder v.a. die Frauen ihr Leben relativ stark veränderten, während die Männer sich weiterhin dem Erwerbsleben und ihrer Karriere widmeten und relativ wenig bei der Hausarbeit mithalfen. Dieser Unterschied war anscheinend bei gegenwärtig alleinlebenden Frauen besonders ausgeprägt der Fall, was vielleicht als Erklärung für die ja dann bald erfolgte Trennung vom Partner gelten könnte. Die Beziehung schien sich bei später Alleinlebenden bei der Geburt tendenziell eher auf die Kinder denn auf den Partner verlagert zu haben. Die Paarfrauen gaben dagegen im Durchschnitt eher eine Intensivierung der Partnerschaft an. Aufgrund der offenen Antworten kann angenommen werden, dass die Geburt der Kinder mit vermehrten Konflikten und Belastungen für die Eltern einhergegangen war, was nicht selten zu Trennungen der Partnerschaft führte. Mit der Elternschaft tritt somit meistens eine Traditionalisierung der familiären Arbeitsteilung ein. Häufig entstehen dabei vermehrt Konflikte, welche die Partnerschaft oftmals in Frage stellen.

11 Familiäre Arbeitsteilung

Eine zentrale Frage der vorliegenden Untersuchung betrifft die Realisierung einer egalitären Partnerschaft innerhalb von Familien. Es wird häufig von neuen familiären Lebensformen gesprochen, und viele Frauen bekunden mit der traditionellen Mutter- und Hausfrauenrolle ihre Mühe. Wie steht es mit der Aufteilung der familiären Arbeiten bei Eltern mit Kindern im schulpflichtigen Alter? Um diese Frage zu klären, haben wir die Eltern (nur die Paare) über ihre Aufteilung von Kinderbetreuung, Hausarbeit und Erwerbstätigkeit befragt. Abgestützt auf bestehende Untersuchungen und auf die im Rahmen der ersten Untersuchung dieses Projektes durchgeführten mündlichen Interviews (Teil II) haben wir ein Erhebungsinstrument mit den drei Dimensionen der familiären Arbeit entwickelt.¹⁴ Wir gehen davon aus, dass mit diesen Tätigkeiten die familiäre Arbeitsteilung repräsentativ erfasst wird. Selbstverständlich existieren zahlreiche weitere Einzeltätigkeiten, die auch erhoben werden könnten. Aus forschungsökonomischen Gründen mussten wir uns aber auf das Wesentliche beschränken. Die meisten Aspekte sind sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern erhoben und identisch operationalisiert worden, so dass die Daten jeweils vergleichbar sind. Für gewisse Auswertungen kann so auch der Durchschnittswert gebildet werden, um aus den entsprechenden Variablen der beiden Partner eine Familienvariable zu bilden. Die Daten von beiden Partnern zu erheben, gewährt aber nicht zuletzt auch eine vermehrte Objektivität der Untersuchung.

Im folgenden beschreiben wir die Aufteilung der familiären Arbeiten, wie sie gemäss den Aussagen der Befragten in Partnerschaften praktiziert wird. Familiäre Arbeiten werden zum Teil auch ausgelagert, so dass zusätzliche Freiräume ausserhalb der Familie entstehen (meistens für eine vermehrte Erwerbstätigkeit der Frauen). Wir gehen davon aus, dass bezüglich der Arbeitsteilung in Partnerschaften auch gewisse Idealvorstellungen bestehen, die nur bedingt mit der Realität übereinstimmen. Die Verteilung der familiären Aufgaben bewirkt bei den Beteiligten eine unterschiedliche Bela-

¹⁴ Für die beiden Dimensionen Kinderbetreuung und Hausarbeit wurden verschiedene Items vorgegeben, wobei die Aufteilung mittels siebenstufiger Skalen erfasst wurde (Codierung: 1 = nur Frau, 2 = vor allem Frau, 3 = eher Frau, 4 = beide gleich, 5 = eher Mann, 6 = vor allem Mann, 7 = nur Mann).

Items der Kinderbetreuung: 1. Kleiderkaufen für das Kind, 2. Kind zum Arzt begleiten, 3. Kind bei Krankheit betreuen, 4. Kind am Wochenende betreuen, 5. Kind während den Schulferien betreuen, 6. dem Kind bei den Schularbeiten helfen, 7. Regeln und Verbote durchsetzen, 8. sich vom Kind Erlebnisse erzählen lassen, 9. das Kind bei Konflikten mit anderen Kindern unterstützen, 10. das Kind am Abend zu Bett bringen.

Items der Hausarbeit: 1. Einkaufen von Esswaren, 2. Essenszubereitung, 3. Geschirr spülen, trocknen und versorgen bzw. Maschine füllen, Geschirr versorgen, 4. Waschen und Bügeln, 5. Putzen, Aufräumen, Staubsaugen, 6. Unterhalt und Reparaturen (Geräte, Einrichtung), 7. Gartenarbeit, Tiere, Pflanzen, 8. Fahrzeugpflege (Auto, Velo), 9. Finanzen der Familie verwalten, 10. Behördenkontakte, Steuererklärung, Versicherungen.

Die Erwerbstätigkeit wurde bei allen Befragten in Stunden pro Woche erfasst.

stung, wobei subjektive und objektive Belastung nicht unbedingt übereinstimmen müssen. Auf der Basis der Indikatoren für die familiäre Arbeitsteilung ist – analog zur ersten Untersuchung – eine Typologie erstellt worden, welche es erlaubt, die Paare zu vier Kategorien zwischen „traditionell“ und „partnerschaftlich“ zuzuordnen.

11.1 Aufteilung der familiären Arbeiten

Als familiäre Arbeiten bezeichnen wir die Kinderbetreuung, die Hausarbeit und die Erwerbstätigkeit. Bezüglich der Kinderbetreuung und der Hausarbeit haben wir nur die Elternpaare befragt, da wir annehmen, dass bei Einelternfamilien die familiäre Arbeit im wesentlichen auf einer Person lastet. Bezüglich der Erwerbstätigkeit haben wir dagegen alle Eltern befragt, da nicht nur die Aufteilung, sondern auch der Umfang der Erwerbstätigkeit Aufschluss über die Belastung der Eltern ergibt.

11.1.1 Aufteilung der Kinderbetreuung

Um die Aufteilung der Kinderbetreuung (wie auch der Hausarbeiten) zu erfassen, verwendeten wir zehn Items, welche die verschiedenen Betreuungsbereiche abdecken. Gefragt wurde dabei, wer jeweils für den Betreuungsaspekt innerhalb der Partnerschaft zuständig sei. Für die Beantwortung der Frage wurde eine Skala vorgelegt, auf der die Vorgaben von „nur die Befragte“ bis „nur der Partner“ bzw. „nur die Partnerin“ bis „nur der Befragte“ siebenstufig unterteilt waren. Es wurde auch die Antwortmöglichkeit „weder noch“ vorgegeben, für Fälle, bei denen gewisse Aspekte nicht vorkamen. Die Skala für den Mann war in umgekehrter Richtung angeordnet wie die Skala für die Frau. So bedeuten die Zahlencodes für beide Partner bei tiefen Werten einen hohen Anteil der Frau und bei hohen Werten einen hohen Anteil des Mannes. Die Zahlen können deshalb direkt miteinander verglichen werden.

Zur leichteren Übersichtlichkeit der allgemeinen Tendenzen in der Aufteilung haben wir im Anhang die Mittelwerte und die Standardabweichungen zu den einzelnen Aspekten nach Geschlecht getrennt aufgelistet. Werte nahe bei 1 bedeuten, dass die jeweiligen Tätigkeiten verstärkt nur von den Frauen ausgeübt werden, Werte nahe bei 7 bedeuten, dass v.a. die Männer dafür zuständig sind, was allerdings nie der Fall ist. Relativ häufig kommen Werte nahe bei 4 vor, was darauf hindeutet, dass in diesen Aspekten die Aufteilung ziemlich ausgeglichen ist. Die Standardabweichung gibt bekanntlich die Streuung von 68 Prozent der Fälle an (unter Annahme, die Daten seien normalverteilt) und deutet darauf hin, wie stark sich die Antwortmuster auf der Skala verteilen (Anhang: Tabellen 10 und 11).

Wenn wir die Ergebnisse zu den einzelnen Aspekten betrachten, dann sehen wir, dass bei der Kinderbetreuung kein einziger Mittelwert über 4 ausfällt. Das bedeutet, dass in den befragten Paaren für die Kinderbetreuung überwiegend die Frauen zuständig sind. Am klarsten auf der Frauenseite ist der Aspekt „Kleider kaufen“, dessen Mittel-

wert 1.62 (laut Antworten der Frauen) bzw. 1.80 (laut Antworten der Männer) beträgt. Dies bedeutet, dass dieser Aspekt im Durchschnitt vor allem den Frauen zukommt. Ebenfalls ziemlich „frauenlastig“ sind die beiden Betreuungsaspekte „zum Arzt begleiten“ (Mean: 2.14 bzw. 2.31) und „betreuen bei Krankheit“ (Mean: 2.38 bzw. 2.57). In der Nähe von „eher die Frau“ liegen die Mittelwerte der Aspekte „bei Schularbeiten helfen“ (2.92 bzw. 2.98), „Unterstützen bei Konflikten“ (3.18 bzw. 3.27) und „Ferienbetreuung“ (3.09 bzw. 3.34). Die relativ starke Tendenz zur Mitte bei dem letzterwähnten Aspekt gründet möglicherweise auf einem Interpretationsproblem. Denn es wäre eine Überraschung, wenn die Aufteilung der Betreuung während rund 13 Wochen Schulferien im Jahr wirklich nur „eher“ (und nicht „vor allem“ oder „ausschliesslich“) von der Frau durchgeführt wird. Wir nehmen an, dass die Befragten bei der Beantwortung dieser Frage v.a. den gemeinsam verbrachten Urlaub im Auge hatten.¹⁵ Diese Daten sind somit mit einem gewissen Vorbehalt zu betrachten. Als einigermassen ausgeglichen können die Betreuungsaspekte „sich Erlebnisse erzählen lassen“ (Mean: 3.80 bzw. 3.70), „Regeln und Verbote durchsetzen“ (3.73 bzw. 3.92), „am Abend ins Bett bringen“ (3.55 bzw. 3.70) und „Betreuung am Wochenende“ (3.91 bzw. 3.95) bezeichnet werden. Wobei zu beachten ist, dass auch in diesen Fällen die neutrale Position „4“ (beide gleich) immer nur annähernd erreicht wird.

Wenn wir die Mittelwerte pro Aspekt für Frauen und Männer miteinander vergleichen, dann fällt auf, dass mit einer Ausnahme in allen Fällen der Mittelwert auf die Seite der jeweils befragten Gruppe fällt. D.h. Frauen und Männer tendieren gleichermaßen dazu, ihren eigenen Anteil höher einzuschätzen, wobei die Mittelwerte der Frauen generell tiefer liegen als diejenigen der Männer. Nur beim Aspekt „sich Erlebnisse erzählen lassen“ sind die Mittelwerte so gelagert, dass die Frauen im Mittel den Männern mehr Betreuung zuschreiben als diese sich selbst. Vielleicht ist dies ein Hinweis darauf, dass es sich beim zuletzt genannten Aspekt um einen wenig belastenden Betreuungsaspekt handelt, welcher ohne Hintergedanken oder falsche Beschönigungen gerne dem Partner bzw. der Partnerin zugeschrieben wird. Die Abweichungen der Mittelwerte sind aber durchwegs gering und deuten darauf hin, dass keine krasse Uneinigkeit über die Betreuungssituation besteht. Am grössten ist der Unterschied noch bei der Ferienbetreuung (0.25), ein vermutlich nur mit Vorbehalt zu interpretierender Betreuungsaspekt, wie wir bereits oben erläutert haben.

Es war für die Befragten auch möglich, für gewisse Aspekte die Kategorie „keiner von beiden“ anzugeben, was bedeutet, dass aus irgendeinem Grund für den Betreuungsaspekt von den befragten Eltern niemand zuständig ist. Solche Antworten kamen etwas gehäuft nur für die beiden Betreuungsaspekte „bei den Schularbeiten helfen“ (n = 22 bzw. 10) und „unterstützen bei Konflikten“ (n = 17 bzw. 10) vor. Beim ersten

¹⁵ In der ersten Untersuchung wurde die Ferienbetreuung als ziemlich grosses Problem geschildert, insbesondere wenn beide Eltern erwerbstätig sind oder wenn im Falle von Tagesschulbesuch die Betreuung während dieser Zeit von der Familie gewährleistet werden muss (vgl. oben Kap. 8.3).

Aspekt kann dies darauf hindeuten, dass die Schularbeiten bereits in der Schule unter Aufsicht der Lehrkraft erledigt werden. Das Ausbleiben von elterlicher Betreuung beim zweiten Aspekt deutet dagegen auf eine eher distanzierte Erziehungshaltung von seiten der Eltern gegenüber dem Kind hin, insofern diese eventuell der Ansicht sind, Konflikte mit anderen Kindern sollten die Kinder unter sich austragen.

Vorläufig halten wir fest, dass die Kinderbetreuung überwiegend von den Frauen geleistet wird und dass diese Tendenz bei der materiellen Versorgung (Kleiderkaufen) und bei beaufsichtigenden Tätigkeiten (zum Arzt begleiten, Krankenbetreuung) besonders ausgeprägt ist. Ziemlich ausgeglichen ist die Aufteilung der Betreuung beim (emotionalen) Beziehungsaspekt „sich Erlebnisse erzählen lassen“, beim erzieherischen Aspekt „Regeln und Verbote durchsetzen“ und bei der Betreuung am Wochenende (Beaufsichtigung).

11.1.2 Aufteilung der Hausarbeiten

In ähnlicher Weise wie bei der Kinderbetreuung haben wir auch im Falle der Hausarbeit die Arbeitsteilung in den Paaren erhoben. Im Unterschied zur Kinderbetreuung wird die Hausarbeit durchschnittlich nicht mehr so stark durch die Frauen ausgeübt. Die Mittelwerte liegen bei gewissen Aspekten sogar über der Mitte von 4, was darauf hindeutet, dass für den betreffenden Aspekt eher die Männer zuständig sind. Die Standardabweichungen sind durchwegs höher als 1 und damit klar grösser als bei der Kinderbetreuung. Im Anhang befindet sich eine Zusammenstellung der Ergebnisse.

Am meisten zu Lasten der Frauen geht der Hausarbeits-Aspekt „Waschen und Bügeln“ (Mean: 1.54 bzw. 1.60). Die Aspekte „Putzen/Aufräumen“ (Mean: 2.16 bzw. 2.43), „Kochen“ (2.26 bzw. 2.32) und „Einkaufen von Esswaren“ (2.54 bzw. 2.75) sind ebenfalls weitgehend Frauensache. „Geschirr spülen / trocknen“ (Mean: 3.00 bzw. 3.24) und „Garten / Tiere / Pflanzen“ (3.27 bzw. 3.44) tendieren bereits stark zu ausgeglichener Aufteilung, werden aber im Schnitt immer noch eher von den Frauen erledigt. Ziemlich ausgeglichen ist der Aspekt „Finanzen der Familie verwalten“ (Mean: 4.13 bzw. 4.39). Eher von den Männern erledigt werden die Aspekte „Unterhalt und Reparaturen“ (Mean: 5.19 bzw. 5.24) und „Behördenkontakte / Steuererklärung / Versicherungen“ (4.70 bzw. 5.00), und hauptsächlich von den Männern erledigt wird die „Fahrzeugpflege“ (5.63 bzw. 5.80). Die letzteren Aspekte werden üblicherweise nicht den eigentlichen Hausarbeiten zugeordnet, da sie nur ein punktuell Engagement erfordern oder auch als Freizeitbeschäftigung zu betrachten sind.

Ein Vergleich der Mittelwerte der beiden Partner pro Aspekt zeigt, dass auch bei den Hausarbeiten die Mittelwerte auf diejenige Seite abweichen, bei der die Aufteilung der Aspekte erhoben wurde – und hier sogar ohne Ausnahme. Das heisst, die Befragten schätzen tendenziell bei allen Aspekten ihren eigenen Anteil höher ein als den Anteil des Partners bzw. der Partnerin. Die Unterschiede sind aber wiederum nicht gross und liegen weit unterhalb von einer Skalenposition. Den grössten Unterschied

erhalten wir für den Aspekt „Behördenkontakte / Steuererklärung / Versicherung“ (Mean-Differenz: 0.30), was vermutlich auf die grosse Heterogenität dieses Aspektes zurückzuführen ist. Auch noch relativ gross sind die Unterschiede bei den Aspekten „Putzen / Aufräumen“ (Mean-Differenz: 0.27) und „Geschirr spülen / trocknen“ (Mean-Differenz: 0.23). Dies kann mit einer gewissen Konfliktivität der beiden eher müssigen Aspekte der Hausarbeit zusammenhängen und auf eine diesbezügliche selektive Wahrnehmung bei den Befragten hindeuten. Der Unterschied beim Aspekt „Finanzen der Familie verwalten“ von 0.26 kann auf eine unterschiedliche Interpretation der Frage hindeuten, indem u.U. die Frauen darunter die täglichen Ausgaben (für Einkäufe) verstanden und die Männer damit eher die Verwaltung des Bankkontos (plus Steuererklärung) assoziiert haben. Als konfliktrichtig möchten wir diesen Aspekt aber trotzdem nicht bezeichnen.

Auch für gewisse Hausarbeits-Aspekte wurde teilweise angegeben, dass keiner der beiden Partner dafür zuständig ist. Vermehrt war dies bei den „schmutzigen“ Arbeiten „Waschen / Bügeln“ (n = 8 bzw. 6) und „Putzen / Aufräumen“ (n = 15 bzw. 9) und den Unterhaltstätigkeiten „Unterhalt / Reparaturen“ (n = 11 bzw. 3), „Garten / Pflanzen / Tiere“ (n = 20 bzw. 13) und „Fahrzeugpflege“ (n = 20 bzw. 6) der Fall. Es ist anzunehmen, dass in diesen Fällen die Tätigkeiten entweder delegiert werden (Haushalthilfe, Handwerker usw.), oder die Familien verfügen nicht über Pflanzen, Garten, Tiere, Fahrzeuge usw.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass auch die Hausarbeiten meistens von den Frauen verrichtet werden. Bei den vermehrt von den Männern ausgeführten Tätigkeiten handelt es sich nicht um die besonders mühseligen Arbeiten im Haushalt. Vielmehr handelt es sich dabei teilweise um „Hobbys“, die nach dem Lustprinzip ausgeübt werden können. Die wesentlichen Lasten der Hausarbeit liegen auf seiten der Frauen. Denn die „schmutzigen“ Tätigkeiten (Waschen / Bügeln, Putzen / Aufräumen, Geschirr) und die Tätigkeiten der Versorgung mit Alltagsgütern (Esswaren einkaufen, Kochen) werden eindeutig überwiegend von den Frauen ausgeübt.

11.1.3 Aufteilung der Erwerbstätigkeit

Wir haben bereits festgestellt, dass gut die Hälfte (57.6%) der Frauen und praktisch alle Männer (98.0%) unserer Stichprobe erwerbstätig sind (Kapitel 9.4.2). Um die Aufteilung der Erwerbstätigkeit zu beurteilen, interessiert nun, wie viele Stunden pro Woche die Befragten jeweils ausser Haus arbeiten gehen. Wir haben bei den Paarfrauen auch nach dem Erwerbsumfang der Partner gefragt, um auf jeden Fall möglichst vollständige Familiendaten zu erhalten. Wir geben deshalb sowohl die Angaben der Partner selbst wie auch die Angaben der Paarfrauen zur Erwerbstätigkeit ihrer Partner wieder.

Der Umfang an wöchentlicher Erwerbszeit reicht bei den Paarfrauen von 2 bis 45 Stunden, bei den Partnern von 18 bis 75 Stunden (Angaben Partner) bzw. von 12 bis

90 Stunden (Angaben der Paarfrauen), bei den alleinerziehenden Frauen von 8 bis 60 Stunden und bei alleinerziehenden Männern von 6 bis 43 Stunden. Wir sehen also, dass in allen Gruppen sowohl relativ kleine Erwerbsspensen als auch überhöhte Erwerbsspensen vorkommen. Diese Angaben sind aber noch wenig aussagekräftig, da es sich bei den extremen Werten um Ausnahmen handeln könnte. Wir haben nun die höchsten und die tiefsten 10 Prozent der Angaben abgeschnitten und erhalten so die folgenden Werte: In 80 Prozent der Fälle arbeitet die Paarfrau zwischen 4 und 30 Stunden pro Woche, der Partner 40 bis 60 Stunden (Angaben der Partner) bzw. 36 bis 60 Stunden (Angaben der Paarfrauen,) und die alleinerziehenden Frauen arbeiten 15 bis 41 Stunden. Für alleinerziehende Männer ($n = 5$) kann diese Aussage nicht gemacht werden. Am umfangreichsten erwerbstätig sind erwartungsgemäss die Partner der Paarfrauen. Die arithmetischen Mittelwerte der wöchentlichen Erwerbszeiten betragen bei den Paarfrauen 8.35 Wochenstunden (inklusive der Nichterwerbstätigen), bei den Partnern 44.94 Wochenstunden (Angaben der Partner) bzw. 44.17 Wochenstunden (Angaben der Paarfrauen), bei den alleinlebenden Frauen 22.94 Wochenstunden und bei den alleinerziehenden Männern 28.4 Wochenstunden ($n = 5!$). Da von den Paarfrauen etwa die Hälfte nicht erwerbstätig ist, wird der Durchschnittswert von dieser Gruppe stark nach unten gedrückt. Die durchschnittliche Arbeitszeit der *erwerbstätigen* Paarfrauen beträgt 15.7 Wochenstunden und liegt damit immer noch wesentlich unter dem Wert der alleinerziehenden Frauen. Bemerkenswert ist auch der Umstand, dass sich die Angaben der Frauen und die Angaben ihrer Partner bezüglich des Erwerbsumfanges des Partners nur leicht unterscheiden (im Schnitt um 0.77 Stunden). Die Frauen geben dabei leicht tiefere Werte an als die Partner.

Zusammenfassend können wir feststellen, dass die Partner in der Regel alle Vollzeit erwerbstätig sind, während etwa die Hälfte der Paarfrauen keiner Erwerbstätigkeit nachgeht. Von den erwerbstätigen Frauen bewältigen die Paarfrauen im Durchschnitt etwa gut ein Drittelpensum und die alleinerziehenden Frauen gut ein halbes Pensum. Die Erwerbstätigkeit ist umfangmässig somit in Familien mit Kindern eine von den Männern dominierte Sphäre.

11.2 Auslagerung familiärer Arbeiten

Wenn Frauen, die traditionellerweise die Hauptlast der häuslichen Arbeiten tragen müssen, vermehrt erwerbstätig sein wollen, stellt sich die Frage, wie die häuslichen Arbeiten erledigt werden. Sicher hat die technische Rationalisierung manche Hausarbeiten im Verlaufe der letzten Jahrzehnte wesentlich vereinfacht. Doch gibt es weiterhin eine grosse Palette von Aufgaben, die, wenn auch nicht mehr körperlich, so doch psychisch und zeitlich grosse Anforderungen stellen und die auf technisch-organisatorische Weise nicht wegrationalisiert werden können. Eine Lösungsmöglichkeit besteht darin, diese häuslichen Aufgaben an ausserfamiliäre Instanzen und Personen zu delegieren. Wir bezeichnen dies als „Externalisierung“ der familiären Ar-

beiten – hier v.a. Kinderbetreuung und Hausarbeit. Externe Kinderbetreuung wird einmal durch ausserfamiliäre Institutionen, wie Kindergarten und Schule geleistet. Diese (im Falle der Schule: obligatorische) ausserfamiliäre Erziehung wird häufig ergänzt durch weitere Betreuungsarrangements wie Kinderkrippe, Hort und andere Fremdbetreuungsinstitutionen. Von der „institutionalisierten“ Fremdbetreuung unterscheiden wir die „nicht-institutionalisierte“ Fremdbetreuung, die durch Verwandte, Bekannte, Nachbarn usw. geleistet wird.¹⁶

11.2.1 Nutzung von Haushaltshilfen

Externalisierung von Hausarbeit konnten wir in unserer Stichprobe für 66 Paare (20.8%) registrieren. Der Umfang an genutzter Hilfe beträgt dabei zwischen 2 Stunden pro Woche bis zu 55 Stunden pro Woche. Wenn wir die oberen und die unteren 10 Prozent der Zeitangaben wegstreichen, dann erhalten wir eine Spanne von 2 bis 20 Stunden pro Woche. Der Volleinsatz von Dienstpersonal (über 40 Stunden pro Woche) ist somit eine seltene Ausnahme.

Die Auslagerung von Hausarbeit bedeutet eine Entlastung der Frau. Es stellt sich aber weiterhin die Frage, ob mit einer Auslagerung auch die Verantwortung für die Hausarbeit von der Frau wegfällt und auf beide Partner verteilt wird. Zur Klärung dieser Frage haben wir danach gefragt (nur die mündlich befragten Personen, v.a. Frauen), wer von beiden Partnern im Falle einer Nutzung von Haushaltshilfe für die Organisation der Haushaltshilfe zuständig sei. Dabei gaben 54 Frauen (81.8%) an, sie selber und 10 Frauen (15.2%) beide Partner zusammen seien für die Organisation der Haushaltshilfe zuständig. Nur 2 Frauen (3.0%) gaben an, dass ihr Partner die Haushaltshilfe organisiere bzw. organisiert habe. Wir sehen also, dass bei Externalisierung der Hausarbeit weiterhin überwiegend die Frauen für die Hausarbeit verantwortlich bleiben und bei der Organisation die aktive Rolle übernehmen.

11.2.2 Bedürfnis nach Fremdbetreuung

Bezüglich der Fremdbetreuung unterscheiden wir zwischen Bedarf und Nutzung von Fremdbetreuung. Wie nehmen an, dass häufig zwar ein Bedarf vorhanden ist, ohne dass dieser auch abgedeckt werden kann. In der Erhebung des Bedarfs, die nur im mündlichen Interview erfolgte, unterschieden wir zwischen „kein Bedarf“, „Bedarf abgedeckt“ und „bestehende Angebote mangelhaft“ (letzteres durch die Items „Angebot entspricht nicht den Bedürfnissen“, „zuwenig Platz vorhanden“ und „Angebot zu kostspielig“).

Bezüglich des *Bedarfs* an institutionalisierter Fremdbetreuung unterschieden sich die Befragten sehr stark in Abhängigkeit von der familiären Situation. Die Paarfrauen

¹⁶ Die Betreuung eines Kindes durch einen Elternteil ausserhalb des Haushalts (etwa nach Trennung oder Scheidung der Eltern) ist in unserer Stichprobe praktisch bedeutungslos.

gaben mehrheitlich an, keinen Bedarf zu haben, während dies bei den Alleinerziehenden nur für eine kleine Minderheit der Fall war (Pf. 52.2%; a.F. 9.3%; a.M. 1/5). Den Bedarf abgedeckt hat ein grosser Teil der Alleinerziehenden (a.F. 50.0%; a.M. 4/5). Bei den Paarfrauen ist dies nicht mehr so häufig der Fall (22.3%). Die Vorgaben, die auf ein mangelhaftes Angebot an institutionalisierter Fremdbetreuung hindeuten, sind eher von den Alleinerziehenden als von den Paaren gewählt worden: Angebot nicht bedürfnisgerecht (Pf. 12.9%; a.F. 20.4%), nicht genügend Platz (Pf. 5.7%; a.F. 11.1%), zu kostspielig (Pf. 2.5%; a.F. 5.6%). Es gab auch die Möglichkeit, anstelle einer Vorgabe offen zu antworten, was von rund 4 Prozent der Befragten genutzt worden ist. Diese Aussagen deuten ebenfalls auf eine unbefriedigende Fremdbetreuungssituation hin.

Somit wird ersichtlich, dass bei den Paarfrauen etwa ein Viertel und bei den alleinerziehenden Frauen etwa zwei Fünftel mit dem Angebot an institutionalisierter Fremdbetreuung nicht zufrieden ist und einen ungedeckten Bedarf anzumelden hat.

11.2.3 Nutzung von Fremdbetreuung

Die alleinerziehenden Eltern *nutzen* erwartungsgemäss deutlich mehr Fremdbetreuung als die Paare und dabei v.a. vermehrt *institutionalisierte* Angebote. Besonders stark gilt dies für die Betreuung im Hort (Pf. 12.3%; a.F. 48.2%; 4) und die Betreuung durch eine Tagesmutter (Pf. 3.5%; a.F. 18.5%). Je etwa in der gleichen Grössenordnung kamen die Betreuung durch einen Babysitter (Pf. 13.5%; a.F. 13.0%), im Schülerclub (Pf. 0.9%; a.F. 1.9%; a.M. 1) und am Mittagstisch (Pf. 7.6%; a.F. 13.0%) vor, wobei die Krippe von den Paaren eher häufiger genutzt wird als von den Alleinerziehenden (Pf. 3.8%; a.F. 1.9%; a.M. 1/5). Dies hängt wohl damit zusammen, dass die Paare mehr Kinder und deshalb in unserer Stichprobe mit grösserer Wahrscheinlichkeit Kinder im Vorschulalter haben, für die v.a. die Krippe als Betreuungsform in Frage kommt. In der Nutzung der *nicht-institutionalisierten* Fremdbetreuung unterschieden sich die Paarfamilien und die alleinerziehenden Eltern nicht mehr so stark, obwohl die letzteren ebenfalls eine vermehrte Nutzung aufwiesen. Relativ häufig war in allen Gruppen die Betreuung durch die Grosseltern (Pf. 23.3%; a.F. 33.3%; a.M. 1), in der Nachbarschaft (Pf. 25.5%; a.F. 29.6%; a.M. 4) und durch Bekannte und Freunde (Pf. 13.2%; a.F. 31.5%; a.M. 1). Schon seltener kam die Betreuung durch andere Verwandte der Eltern vor (Pf. 6.6%; a.F. 14.8%; a.M. 1). Auch hier hatten die Befragten die Möglichkeit, offen zu antworten. Dabei wurden vereinzelt noch der leibliche Vater, die Spielgruppe, die Haushalthilfe oder Pflegeeltern angegeben.

Wenn wir die Familien danach betrachten, ob sie irgendeine Form an (institutionalisierter oder nicht-institutionalisierter) Fremdbetreuung nutzen, wird besonders deutlich, dass die Einelternfamilien gegenüber den Paaren viel häufiger v.a. institutionalisierte Fremdbetreuung nutzen (Paare 32.7%; a.F. 77.7%, a.M. 80.0%). Aber auch die Nutzung an nicht-institutionalisierter Fremdbetreuung ist bei den Eineltern-Haushalten klar erhöht (Paare 41.5%; a.F. 66.7%; a.M. 80.0%). Insgesamt können wir fest-

halten, dass etwa die Hälfte der Paarfamilien und die grosse Mehrheit der Einelternfamilien Fremdbetreuungsmöglichkeiten nutzten (Paare 49.4%; a.F. 90.7%; a.M. 100.0%).

Die Fremdbetreuungsnutzung unterscheidet sich nicht nur in der Art der Nutzung, sondern auch bezüglich der durchschnittlichen *Betreuungszeit* pro Betreuungsform. Wir haben die durchschnittliche Betreuungszeit bei Nutzung für die Familienformen separiert und stellen fest, dass bei etlichen Nutzungsformen in Einelternfamilien (v.a. alleinerziehende Frauen) eine zeitlich erhöhte durchschnittliche Nutzung zu verzeichnen ist: Mittagstisch (Mean in Stunden pro Woche: Paare 3.4; a.F. 6.1); Tagesmutter (Paare 13.4; a.F. 15.7); Grosseltern (Paare 5.4; a.F. 9.7); Bekannte / Freunde (Paare 3.1; a.F. 4.5). Bei den übrigen Betreuungsformen sind die durchschnittlichen Nutzungszeiten in ähnlichem Rahmen bzw. bei den Paarfamilien eher erhöht: Babysitter (Mean in Stunden pro Woche: Paare 5.7; a.F. 3.3); Tageshort (Paare 17.3; a.F. 16.6; a.M. 13.5); Nachbarschaft (Paare 3.3; a.F. 3.3; a.M. 6.8). Bei den übrigen Betreuungsformen handelt es sich um Einzelfälle, die zu vergleichen wenig sinnvoll wäre.¹⁷ Wir haben die Nutzungszeiten zusammengerechnet und die Mittelwerte gebildet. Dabei wird deutlich, dass nicht nur die Häufigkeit der Nutzung, sondern auch der durchschnittliche Umfang an Fremdbetreuungsnutzung bei den Eineltern-Haushalten erhöht ist. Es fällt auf, dass die nicht-institutionalisierten Formen von den alleinerziehenden Frauen am intensivsten genutzt werden (Mean Std./W.: Paare 7.0; a.F. 11.8; a.M. 8.8), während bei den institutionalisierten Betreuungsformen die alleinerziehenden Männer die höchste durchschnittliche Nutzung aufweisen (Paare 13.6; a.F. 18.5; a.M. 19.5). Von den Familien mit Fremdbetreuungsnutzung weisen aber bezüglich der Gesamtnutzung schliesslich die alleinerziehenden Frauen die höchste durchschnittliche Nutzung auf (Paare 14.9; a.F. 24.5; a.M. 22.6). Dabei ist zu beachten, dass die Mittelwerte sich nur auf die Familien beziehen, die eine Nutzung angeben. Die mittlere Nutzung bezieht sich deshalb nicht auf die gesamten Teilstichproben für Paarfamilien und Einelternfamilien, sondern nur auf Fremdbetreuungsnutzende.

Für die *Organisation* der Fremdbetreuung zuständig ist erwartungsgemäss v.a. die Frau. Dies geht aus unseren Befunden deutlich hervor. In den Paaren organisieren überwiegend die Frauen allein die Fremdbetreuung (80.3%), und in den Eineltern-Haushalten sind dies praktisch immer nur die alleinerziehenden Frauen (100.0%) bzw. die alleinerziehenden Männer (4). Ein alleinerziehender Mann besorgt die Organisation zusammen mit seiner ehemaligen Partnerin. Bei den Paaren ist eine Minderheit (19.0%) gemeinsam dafür zuständig, während eine einzige Frau angegeben hat, ihr Mann sei für die Organisation der Fremdbetreuung zuständig.

Dass Kinder *nicht zu Hause übernachten*, ist nach unseren Befunden eher die Ausnahme, denn die überwiegende Mehrheit der Befragten hat angegeben, dass auswärts

¹⁷ Die vollständigen Angaben sind im Anhang C 3.2 des Schlussberichts (Herzog et al. 1994a, Bd. 2) aufgeführt.

Übernachten der Kinder nicht (regelmässig) vorkomme (Paare 80.3%; a.F. 61.1%; a.M. 3). Regelmässig (bis zu einer Übernachtung pro Woche) kommt es in einem kleinen Teil der Stichprobe vor, dass die Kinder anderswo übernachten (Paare 7.9%; a.F. 24.1%; a.M. 1). Nur Kinder von Alleinerziehenden übernachten zwei und mehr Nächte nicht in der befragten Familie (a.F. 14.8%; a.M. 1). Wir haben zwar nicht explizit erfasst, wo die Kinder jeweils übernachten. Doch aufgrund von Gesprächen vor und nach den Interviews wissen wir, dass dabei die Grosseltern, der andere Elternteil, die Pflegeeltern, das Heim oder die Familie von Freunden und Freundinnen der Kinder für die nächtliche Betreuung ausserhalb der Familie aufkommen.

11.3 Einstellung zur Aufteilung der familiären Arbeiten

Mit den Fragen zur Organisation der familiären Arbeiten haben wir jeweils auch versucht, etwas über die Einstellung der Befragten zur Arbeitsteilung zu erfahren. Wir wollten dabei wissen, wie sich die Befragten die Aufteilung der familiären Arbeiten idealerweise vorstellen, wieso die Frauen jeweils erwerbstätig bzw. nicht erwerbstätig sind, wie stark sie sich durch die familiären Tätigkeiten belastet fühlen, und aus welchen Gründen ein Bedarf an Fremdbetreuung besteht.

11.3.1 Idealvorstellungen über Kinderbetreuung und Hausarbeiten

Zwischen den Idealvorstellungen und der Alltagsrealität besteht meistens ein Unterschied. Im Falle der familiären Arbeiten kann dies dahin gehen, dass die reale Aufteilung zwischen den beiden Partnern sehr einseitig (zuungunsten der Frauen) ist, während sie idealerweise ausgeglichener („beide gleichermassen daran beteiligt“) sein müsste. Wir hatten in unserer Untersuchung mit Hilfe von drei als typisch zu bezeichnenden Antwortvorgaben die Idealvorstellung der Befragten erfasst. Unterschieden wurde dabei zwischen egalitär, traditionell und flexibel. Unter „egalitär“ ist eine Gleichverteilung der häuslichen Aufgaben zu verstehen. Als „traditionell“ bezeichnen wir eine Arbeitsteilung, bei der der Mann erwerbstätig ist, während die Frau vor allem die häuslichen Tätigkeiten ausübt. Eine „flexible“ Arbeitsteilung liegt dann vor, wenn die Aufteilung je nach Situation neu bestimmt wird.

In unserer Stichprobe bevorzugten die Befragten mehrheitlich eine flexible Aufteilung der häuslichen Familientätigkeiten: die Frauen stets etwas mehr als die Männer – und nach den Aufgabenbereichen unterschieden: eher bei der Hausarbeit (F: 79.2%; M: 75.6%) als bei der Kinderbetreuung (F: 69.4%; M: 64.8%). Eher selten wird eine egalitäre Aufteilung bei der Kinderbetreuung als ideal betrachtet (F: 26.5%; M: 27.9%), noch seltener bei der Hausarbeit (F: 13.8%; M: 14.0%). Eine traditionelle Aufteilung war insgesamt ziemlich selten bevorzugt worden: etwas häufiger noch für die Hausarbeit (F: 6.9%; M: 10.3%) als für die Kinderbetreuung (F: 4.1%; M: 7.4%). Auffällig ist – wie schon bei früheren Fragebereichen – die relativ grosse Überein-

stimmung bei beiden Geschlechtern bezüglich der prozentualen Verteilung der Kategorienwerte.

11.3.2 Gründe für oder gegen eine Erwerbstätigkeit der Frauen

Erwerbstätigkeit bei den Müttern von betreuungsbedürftigen Kindern ist in unserer Gesellschaft nicht selbstverständlich. Fast die Hälfte der befragten Frauen ist denn auch nicht erwerbstätig. Wir wollten nun wissen, aus welchen Gründen die Frauen erwerbstätig bzw. nicht erwerbstätig sind. Mit Antwortvorgaben zu möglichen Gründen *für* bzw. *gegen* eine Erwerbstätigkeit und der Möglichkeit, die Frage offen zu beantworten, haben wir die Begründungen erfasst. Als Vorgaben *für* eine Erwerbstätigkeit von Müttern haben wir einen materiellen (Lebensunterhalt verdienen), einen persönlichen (über eigene Finanzmittel verfügen), einen intrinsischen (Arbeit macht Freude), einen familienbezogenen (ausserfamiliäre Aktivität) und einen beruflichen Aspekt (Berufspraxis aufrechterhalten) verwendet. Als Vorgaben *gegen* eine Erwerbstätigkeit haben wir einen erzieherischen Aspekt (Kinder benötigen Mutter), einen materiellen (Partner verdient mehr), einen intrinsischen (mache gern den Haushalt), einen strukturellen (kein passendes Stellenangebot) und zwei persönliche Aspekte (zeitaufwendige Ausbildung, kein Interesse daran) eingesetzt. Die Frage nach den Gründen *für* eine Erwerbstätigkeit haben wir dabei nur an Frauen gerichtet, die selber erwerbstätig waren, die Frage nach Gründen *gegen* eine Erwerbstätigkeit nur an Frauen, die selber nicht erwerbstätig waren. Deshalb ist die Gruppe der alleinerziehenden Frauen ohne Erwerbstätigkeit relativ klein geworden (n = 8).

Das Ausmass der Zustimmung zu den vorgegebenen Begründungen wurde wiederum mit einer vierstufigen Skala gemessen. Wir bildeten deshalb auch hier die Mittelwerte der Codierungen und verglichen die Gruppen miteinander. Mit einer Ausnahme liegen alle Mittelwerte der Gründe *für* die Erwerbstätigkeit auf der Seite „trifft zu“. Somit waren alle vorgegebenen Begründungen für die Erwerbstätigkeit im allgemeinen von Bedeutung. Bei den Paarfrauen trifft das Motiv „Freude an der Arbeit“ (n = 165, Mean 1.22) am meisten zu, während bei den alleinlebenden Frauen (n = 46) die Finanzierung des Lebensunterhalts Priorität hat (Mean 1.15). Den Lebensunterhalt verdienen trifft als Grund für die Paarfrauen dagegen am wenigsten zu (Mean 3.09). Ebenso ist auch die Verfügung über eigene Finanzmittel für Paarfrauen nicht so wichtig (Mean 2.37). Aktivitäten ausserhalb der Familie und Aufrechterhaltung der Berufspraxis waren jeweils für die Paarfrauen wesentlichere Gründe als für die alleinerziehenden Frauen.

Wir sehen also eine typische Verlagerung der wichtigen Erwerbsmotive in Abhängigkeit von der Familiensituation. Bei den alleinerziehenden Frauen überwiegen die materiellen Gründe, während bei den Paarfrauen Gründe wichtig sind, welche die Arbeit an sich betreffen oder persönlicher Art sind. Die Freude an der Arbeit ist allerdings für beide Gruppen ein wichtiges Motiv.

Die vorgegebenen Gründe *gegen* eine Erwerbstätigkeit haben im allgemeinen eher wenig Bedeutung für die (nicht-erwerbstätigen) Befragten. Einzig der Grund „Kinder benötigen Mutter zu Hause“ wurde von den nicht-erwerbstätigen Frauen als stark zutreffend betrachtet (Mean P.f. 1.22, a.F. 1.75). Tendenziell zutreffend, allerdings nur für die Paarfrauen, waren einige Gründe (Partner verdient mehr: Mean 2.16; Frau macht gerne den Haushalt: Mean 2.38; kein Interesse an Erwerbstätigkeit: 2.09). Alle anderen vorgegebenen Gründe liegen über dem mittleren Wert von 2.50, meistens sogar über 3, was darauf hindeutet, dass diese Gründe alle wenig zutreffend sind für die Nicht-Erwerbstätigkeit der Befragten.

Wir halten somit fest, dass bei den Paarfrauen, neben den Kindern als dem wichtigsten Grund gegen eine Erwerbstätigkeit der Mutter, in einem gewissen Sinn auch mangelndes Interesse, grösseres Einkommen des Partners und eine positive Einstellung zur Hausfrauenrolle Gründe gegen eine Erwerbstätigkeit darstellen.

11.3.3 Idealvorstellungen zur Aufteilung der Erwerbstätigkeit

Gefragt wurde einerseits nach den *Veränderungswünschen* bezüglich des Umfangs an Erwerbstätigkeit und andererseits nach konkreten quantitativen Vorstellungen zu den idealen Arbeitszeiten bei Paaren mit bis zu achtjährigen Kindern.

In allen Gruppen wollte eine Mehrheit am gegenwärtigen Erwerbsumfang bzw. an der Aufteilung nichts ändern. Die Paarfrauen wünschten zu 60.4 Prozent keine Änderung für sich und zu 61.1 Prozent keine für ihren Partner. Die Partner wünschen zu 53.8 Prozent keine Änderung für ihre Partnerin und zu 52.2 Prozent keine für ihren eigenen Erwerbsumfang. Auch die alleinerziehenden Frauen (53.8 Prozent) und die alleinerziehenden Männer (in 4 von 5 Fällen) wünschen keine Änderung. Bei Änderungswünschen gingen diese mehrheitlich in Richtung Ausgleich der Erwerbsspensen zwischen den Partnern. Ein relativ grosser Teil der Befragten möchte nämlich die Erwerbszeit bei den Männern abbauen und bei den Frauen erweitern. Alle Gruppen in unserer Untersuchung antworteten tendenziell in diesem Sinne. Die Erwerbstätigkeit der Frauen erweitern möchten sowohl die Paarfrauen (35.8%) und deren Partner (37.3%) als auch die alleinerziehenden Frauen (30.8%). Die Erwerbstätigkeit der Frauen abbauen möchte dagegen nur eine kleine Minderheit der Paare (Pf. 3.8%, Pa. 8.9%), während von den alleinlebenden Frauen ein etwas grösserer Anteil für einen Abbau der Erwerbstätigkeit eintritt (15.4%). Die Erwerbstätigkeit des Mannes erweitern möchte nur eine Minderheit der Befragten (Pf. 1.9%, Pa. 6.9%, a.M. -). Viele Befragte möchten die Erwerbstätigkeit des Mannes abbauen (Pf. 37.0%, Pa. 40.9%, a.M. 1/5).

Um eine Vorstellung davon zu gewinnen, was diese Angaben über Veränderungswünsche konkret zu bedeuten haben, haben wir auch eine Frage nach den *idealen Erwerbsspensen* für in Partnerschaft lebende Eltern von bis zu 8jährigen Kindern gestellt. Diese Frage war so formuliert, dass sich alleinerziehende Befragte in eine Part-

nerkonstellation hineinzusetzen hatten, um die Frage zu beantworten. Eine weitere Rahmenbedingung, um die Antworten vergleichbar zu machen, war die Annahme eines gleichen Lohnniveaus für Mann und Frau, so dass pekuniäre Argumente (relativ tieferer Lohn der Frauen) die Aufteilung nicht beeinflussen sollten. Als Masseinheit für die ideale Erwerbstätigkeit verwendeten wir die prozentuale Anstellung. Die Befragten, die in einer Partnerschaft leben, wurden somit danach gefragt, wieviel Prozent Erwerbstätigkeit für einen Mann und eine Frau ideal wäre.

Die Angaben für den *idealen Erwerbsumfang des Mannes* reichten von etwa einem halben Pensum bis zu einem vollem Pensum von 100 Prozent (Pf. 40 - 100%; Pa. 50 - 100%; a.F. 40 - 100%; a.M. 50 - 100%). Lassen wir die extremen Werte (obere und untere 10%) weg, entsteht erstaunlicherweise der Eindruck, dass die Männer lieber etwas weniger arbeiten möchten, als dies die Frauen ideal finden. Denn bei den Antworten der Frauen verbleiben in der 80-Prozent-Spanne zu den Erwerbsspensen für die Männer tendenziell grössere Werte als in der 80-Prozent-Spanne bei den Antworten der Männer (Pf. 50 - 90%; Pa. 50 - 80%; a.F. 50 - 100%). Die Mittelwerte der Idealerwerbstätigkeit pro Gruppe zeigen dann allerdings, dass die Frauen im Durchschnitt die ideale Männererwerbstätigkeit etwas kürzer ansetzen, als die Männer selber (Mean: Pf. 66.73%; Pa. 68.27%; a.F. 64.91%; a.M. 66.00%). Erstaunlich ist auch hier die relativ grosse Übereinstimmung der Gruppenmittelwerte bei rund 66 Prozent ideale Erwerbsarbeit für Männer in Partnerschaften.

Für den *idealen Erwerbsumfang der Frauen* wurden Angaben von 0 bis 100 Prozent gemacht, allerdings nur von den Paarfrauen. Die Partner machen Angaben von 0 bis 80 Prozent, die alleinerziehenden Frauen von 0 bis 70 Prozent, und die alleinerziehenden Männer machen Angaben von 0 bis 60 Prozent. Bei Ausklammern der oberen und unteren 10 Prozent erhalten wir von allen Gruppen (Pf.; Pa.; a.F.) ideale Frauen-Erwerbsspensen von 0 bis 50 Prozent. Die Durchschnittswerte variieren nur leicht, wobei der Durchschnittswert bei den Partnerantworten am geringsten ausfällt (37.6%), bei den Paarfrauen etwas höher (39.0%), noch höher bei den alleinerziehenden Frauen (40.0%) und am höchsten bei den alleinerziehenden Männern (42.0%).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass als idealer Erwerbsumfang von in Partnerschaft lebenden Eltern mit bis zu achtjährigen Kindern im Schnitt den Männern etwa zwei Drittel eines vollen Pensums zugeschrieben werden, und für die Frauen ein Pensum von rund 40 Prozent als ideal betrachtet wird. Zusammengerechnet würde dies pro Familie einem Erwerbsspensum von etwa 105 Prozent entsprechen. Diese Vorstellungen werden durchschnittlich von Paarfamilien wie auch von alleinstehenden Eltern geteilt.

11.3.4 Belastung durch die Aufteilung der familiären Arbeiten

Die Bewältigung der familiären Arbeiten durch die beiden Partner bzw. die alleinige Bewältigung dieser Arbeiten durch alleinerziehende Eltern kann für die Betroffenen

ziemlich belastend sein. Anzunehmen ist, dass alleinerziehende Eltern, aber auch in Partnerschaft lebende Eltern mit doppelter Belastung (häusliche Familienarbeit und Erwerbstätigkeit) sich gegenüber Eltern, die nur in einem der beiden Bereiche umfassend eingespannt sind, vermehrt belastet fühlen. Zur Erfassung der (subjektiven) Belastung der Befragten wurde eine 6-stufige Skala verwendet, die von „sich überlastet fühlen“ bis zu „sich eher zuwenig gefordert fühlen“ reichte. Belastung ist von Zufriedenheit zu unterscheiden. Wie uns einige Befragte versicherten, fühlen sie sich zwar belastet, sind aber trotzdem mit ihrer Situation zufrieden. Wir interpretieren Belastung somit nicht als einen Indikator für die Zufriedenheit der Befragten.

Die erhaltenen Antworten zeigen, dass die Belastung in traditionellen Familien als eher kleiner empfunden wird als in Einelternfamilien. Die Kategorien „überlastet“ und „stark belastet“ wurden von den in Partnerschaft lebenden Befragten deutlich weniger häufig angegeben (Pf. 3.1% / 17.6%; Pa. 2.0% / 11.7%) als von den alleinerziehenden Befragten (a.F. 9.3% / 37.0%; a.M. 1 von 5). Eine Mehrzahl der Paare und der alleinerziehenden Männer und ein grosser Teil der alleinerziehenden Frauen machen Angaben im mittleren Bereich, d.h. sie fühlen sich ziemlich bzw. wenig belastet (Pf. 42.5% / 20.4%; Pa. 28.6% / 29.4%; a.F. 29.6% / 18.5%; a.M. 4 von 5). Nicht belastet oder gar zuwenig gefordert betrachtet sich ein relativ grosser Teil der Paare (Pf. 13.8% / 2.5%; Pa. 27.8% / 0.4%), aber nur eine kleine Minderheit der alleinerziehenden Frauen fühlt sich wenig belastet (a.F. 5.6%).

Mittelwert-Vergleiche zwischen den Gruppen (Mann-Whitney- bzw. Wilcoxon-Test) zeigen, dass in Paaren die Männer signifikant weniger belastet sind als ihre Partnerinnen, und die Paarfrauen gegenüber den alleinerziehenden Frauen wiederum signifikant weniger belastet sind.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass sich die Männer in Paaren durchschnittlich am wenigsten belastet fühlen. Die Frauen in Paaren fühlen sich etwas mehr belastet. Am meisten belastet fühlen sich die alleinerziehenden Frauen (und Männer).¹⁸

11.3.5 Gründe für die Nutzung von Fremdbetreuungsangeboten

Bei den Befragten mit Bedarf an Fremdbetreuung haben wir nach den Gründen für den Fremdbetreuungsbedarf gefragt. Dabei haben wir fünf mögliche Motive vorgelegt, deren Zutreffen anhand einer vierstufigen Skala zu beurteilen war.

Als wichtigstes Motiv für den Bedarf und die Nutzung von Fremdbetreuung wird der Aspekt „Erwerbstätigkeit beider Eltern“ angegeben, und zwar sowohl von Paarfrauen wie von alleinerziehenden Eltern (Mean: Pf. 2.13; a.F. 1.67; a.M. 1.00). An zweiter Stelle steht – wiederum bei allen Elterngruppen – das Motiv „kindergerechte Umge-

bung / Spielkameraden für das Kind“ (Mean: Pf. 2.34; a.F. 2.63; a.M. 2.50). Die Werte liegen aber bereits in der Skalenmitte, so dass nicht von einem eigentlichen Zutreffen des Motivs gesprochen werden kann. Die Motive „Bedürfnis nach mehr persönlicher Freizeit“ (Mean: Pf. 2.54; a.F. 2.84; a.M. 3.00), „zeitliche Entlastung für Weiterbildung“ (Mean: Pf. 2.63; a.F. 3.16; a.M. 2.50) und „erzieherisches Konzept der Institution“ (Mean: Pf. 3.01; a.F. 3.08; a.M. 2.75) sind von eher geringer Bedeutung.

Es zeigt sich somit, dass vor allem bei den Alleinerziehenden der Aspekt „Erwerbstätigkeit“ der wesentlichste Grund für den Bedarf an Fremdbetreuung ist.

11.4 Paarvergleich bezüglich Aufteilung der familiären Arbeiten

Die Aufteilung der familiären Arbeiten kann in einer Partnerschaft einen Konflikt herdarstellen, insbesondere wenn dazu unterschiedliche Vorstellungen bestehen oder wenn die jeweiligen Leistungen unterschiedlich wahrgenommen werden. Da wir etliche Aspekte der Arbeitsteilung doppelt erhoben haben, einmal aus der Sicht der mündlich befragten Frauen und ein weiteres Mal aus der Sicht der schriftlich befragten Männer, lässt sich aus dem Vergleich der Angaben zum jeweils gleichen Sachverhalt ableiten, wie gross der Dissens in den betreffenden Bereichen innerhalb der Partnerschaft ist. Es lässt sich daraus aber nicht ableiten, welche Angabe – diejenige der Frau oder diejenige des Mannes – der Realität am nächsten kommt.

Ein solcher Vergleich kann auch als eine Überprüfung der Datenqualität betrachtet werden. Denn eigentlich müssten beide Partner zur gleichen Einschätzung gelangen, wenn es darum geht, die faktische Arbeitsteilung in der Partnerschaft zu beschreiben. Untersuchungen, die für Fragen des partnerschaftlichen Verhaltens nur eine der beiden beteiligten Personen befragen, berücksichtigen nicht, dass solche Angaben subjektiver Verzerrung unterliegen können. Wenn Aussagen von beiden Partnern vorliegen, kann bei unterschiedlichen Angaben angenommen werden, dass die Wahrheit irgendwo dazwischen liegt.¹⁹

Um die Angaben der beiden Partner zu vergleichen, verwendeten wir bei Variablen mit mehrstufigen Ratingskalen und bei Kategorialdaten die Kreuztabellierung. Dabei lässt sich einfach abschätzen, wie oft gleiche oder ungleiche Kategorien angegeben werden und wie weit auseinander die Angaben liegen. Übereinstimmende Angaben kommen dabei in die Zellen auf der Diagonalen von links oben nach rechts unten zu

¹⁸ Wegen der zu geringen Zahl alleinerziehender Männer konnten hier keine statistischen Analysen gemacht werden.

¹⁹ Da wir die Situation des Ausfüllens des Partnerfragebogens nicht kontrollieren konnten, können wir allerdings nicht ausschliessen, dass die relativ grosse Übereinstimmung der Antworten von Paarfrauen und Paarmännern ein Artefakt der Erhebungssituation ist. Es könnte sein, dass der schriftliche Fragebogen von den Paaren gemeinsam ausgefüllt worden ist. Obwohl die Validität der Antworten dadurch nicht per se betroffen sein müsste, könnte dies doch der Fall sein.

liegen, Abweichungen in die übrigen Zellen. Im folgenden vergleichen wir nun die Angaben zur Aufteilung der familiären Arbeiten, anschliessend zu den Idealvorstellungen bezüglich familiärer Arbeitsteilung und den Änderungswünschen bezüglich Erwerbstätigkeit. Interessant ist auch ein paarweiser Vergleich der subjektiven Belastung durch die familiäre Arbeitsteilung. Schliesslich unterstellen wir, die Ratingskalen der Variablen zur Arbeitsteilung seien linear skaliert. Dadurch lassen sich Mittelwerte bilden und vergleichen. Insbesondere vergleichen wir die gemittelten Differenzen und können so quantifizieren, bei welchen Variablen und Gruppen besonders grosse Differenzen bestehen, was dann als Ausdruck von Dissens zu interpretieren ist.

11.4.1 Aufteilung von Kinderbetreuung und Hausarbeit innerhalb der Paare

Zunächst vergleichen wir die Ausprägungen für die Aufteilung der Kinderbetreuung und der Hausarbeiten. Beim Kreuztabellieren sind dabei folgende Kombinationen möglich:

- „genaue Übereinstimmung“ (beide Befragten kodieren die gleiche Kategorie)
- „tendenzielle Übereinstimmung“ (beide Partner schreiben die aktive Beteiligung der gleichen Person zu, allerdings nicht in gleicher Intensität)
- „schwache Abweichung“ (die Angaben lauten für die eine Person „beide gleich“ und für die andere Person, dass der Beitrag von der einen oder anderen Person vermehrt geleistet wird)
- „starke Abweichung“ (die Angaben lauten gegensätzlich, d.h. beide Personen beanspruchen, selber den grösseren Teil zu bewältigen, oder sie schreiben dem Partner bzw. der Partnerin den grösseren Beitrag zu)

Da die Abweichungen entweder eher zugunsten der befragten Person oder eher zugunsten des Partners bzw. der Partnerin ausfallen können, sprechen wir im ersten Fall von „Selbstüberschätzung“ und im zweiten Fall von „Selbstunterschätzung“. Wir wissen natürlich nicht, wie der wahre Sachverhalt ist. Wenn wir jedoch annehmen, dass die Wahrheit irgendwo zwischen den beiden abweichenden Angaben liegt, dann ist die vorgeschlagene Terminologie plausibel. Wir wollen nun die Übereinstimmung analysieren und das Ausmass an Abweichung registrieren.

Das jeweilige Kreuzen der zehn Variablen zur *Aufteilung der Kinderbetreuung* für beide Partner macht die Übereinstimmungen und Abweichungen leicht ersichtlich. Die Werte auf der Übereinstimmungsschse (genaue Übereinstimmung) sind praktisch immer übererwartet hoch besetzt. Ebenfalls sehr häufig sind die tendenziellen Übereinstimmungen und die schwachen Abweichungen. In eher seltenen Fällen kommen starke Abweichungen vor. Diese wollen wir nun etwas genauer betrachten. Keine oder nur vereinzelte starke Abweichungen sind die Regel. Nur bei einem Aspekt der Kinderbetreuung kommen starke Abweichungen etwas häufiger vor, nämlich bei

„Regeln und Verbote durchsetzen“. In 6 Fällen registrieren wir Selbstüberschätzung und in einem Fall Selbstunterschätzung. Wenn wir aber noch die Mittelwerte betrachten, die sehr nahe beim Wert 4 für „beide gleich“ liegen, dann kann diese Häufung so erklärt werden, dass bei relativ geringer Streuung bereits sog. starke Abweichungen wahrscheinlich werden und noch nicht auf eine konfliktive Situation hindeuten.

Die gleiche Untersuchung mit den Variablen zur *Aufteilung der Hausarbeit* ergibt etwas zahlreichere „starke Abweichungen“. Mit Ausnahme der beiden Aspekte „Waschen / Bügeln“ und „Behördenkontakte“, die praktisch keine starken Abweichungen aufweisen, registrieren wir für alle übrigen Variablen 3 und mehr starke Abweichungen. Tendenziell sind diese häufiger in Form von Selbstüberschätzung (insgesamt 26) gegenüber Selbstunterschätzung (insgesamt 11). Eine gewisse Ausnahme bildet die Variable „Unterhalt und Reparaturen“, bei der allein sich die Befragten 9 Mal selbst „überschätzt“ und 3 Mal selbst „unterschätzt“ haben. Die Mittelwerte für diese Variable liegen stark auf der Seite der Partner, so dass nicht eine grössere Wahrscheinlichkeit für gegensätzliche Angaben als Erklärung herbeigezogen werden kann. Wir vermuten, dass diese Variable nicht gut genug den uns interessierenden Sachverhalt eingrenzt und somit beide Befragte Tätigkeitsbereiche im Haushalt mit Unterhalts- oder Reparaturcharakteristik aufweisen können, diese aber bei ihren Partnerinnen bzw. Partnern nicht wahrnehmen. Wir sehen darin aber keinen Hinweis auf eine Konfliktivität dieses Hausarbeits-Aspekts.

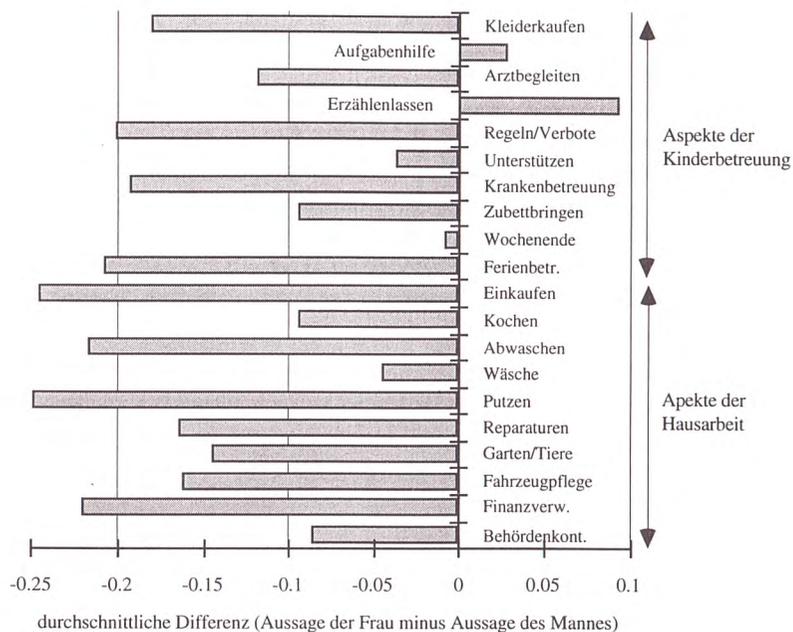
Wir haben bereits festgestellt, dass die familiären Arbeiten überwiegend von den Frauen erledigt werden. Die Aussagen der beiden Partner dazu waren im allgemeinen wie auch innerhalb der Partnerschaften ziemlich übereinstimmend. Diese Übereinstimmung variiert allerdings je nach Aspekt der familiären Arbeitsteilung. Um diesen unterschiedlichen Konsens zu erfassen, unterstellen wir für die Codierungen der Aspekte der familiären Arbeitsteilung wiederum Intervalldatenniveau und bilden die Differenzen der einzelnen Aspekte innerhalb der Partnerschaften. Grosse Differenzen könnten dabei auf konfliktive Bereiche deuten.

Als Ergebnis zeigen sich durchschnittliche Differenzen, die bis zu 0.25 einer Kategorie reichen. Dies kann als sehr kleine Differenz betrachtet werden, insbesondere wenn berücksichtigt wird, dass die Codierung der Kategorien von 1 bis 7 reichte. Die grössten Differenzen traten in den Hausarbeits-Aspekten auf, und zwar bei „Putzen, Aufräumen, Staubsaugen“ (-0.25), „Einkaufen von Esswaren“ (-0.25), „Finanzen der Familie verwalten“ (-0.22) und „Geschirr spülen, trocknen“ (-0.22). Bei den Aspekten der Kinderbetreuung war die durchschnittliche Differenz eher gross für die Aspekte „Ferienbetreuung“ (-0.21), „Regeln und Verbote durchsetzen“ (-0.20), „Krankenbetreuung“ (-0.19) und „Kleiderkaufen“ (-0.18). Die weiteren Differenzen liegen um 0.15 oder darunter und sind nicht von grosser Bedeutung. Der negative Wert der Differenz deutet dabei darauf hin, dass die Befragten ihren eigenen Anteil jeweils tendenziell höher einstufen als den Anteil der Partner. Ausnahmen in dieser Beziehung bilden nur die beiden Betreuungsaspekte „bei den Schularbeiten helfen“ (0.03)

und „sich Erlebnisse erzählen lassen“ (0.09), wo die Differenzen positiv ausfallen, was darauf hindeutet, dass dem Partner durchschnittlich jeweils der grössere Anteil an Betreuungstätigkeit zugeschrieben wird. Einen Überblick zur durchschnittlichen Differenz in der Zuschreibung der familiären Arbeitsteilung innerhalb der Paare vermittelt die graphische Darstellung der Differenzen (Darstellung 11.1).

Als Fazit dieses Paarvergleichs möchten wir festhalten, dass die Übereinstimmung der Antwortmuster recht gross ist und starke Abweichungen in der Kategorienbesetzung seltene Ausnahmen bleiben. Quantitativ belaufen sich diese im 1- bis 2-Prozent-Bereich und erreichen nur in einer Ausnahme (Unterhalt/Reparaturen) die Grössenordnung von fünf Prozent. Die durchschnittlichen Differenzen der Codewerte mit einem Viertel einer Kategorie und weniger können als eher unbedeutend betrachtet werden. Tendenziell lassen sich keine offensichtlichen Konfliktbereiche festhalten.

Darstellung 11.1: Durchschnittliche Differenzen bei den Aspekten der familiären Arbeitsteilung innerhalb der Paare (n = 248)*



* Die Aspekte der familiären Arbeitsteilung wurden mit einer 7-stufigen Skala erfasst, wobei die Stufen mit 1 für „nur die Frau“ bis 7 für „nur der Mann“ kodiert worden sind. Für die Bildung der Differenz ist dann jeweils der Codewert der Aussage des Mannes von demjenigen der Aussage der Frau subtrahiert worden. Negative Differenzen deuten somit auf eine jeweilige Überschätzung des eigenen Anteils.

Nicht beantwortet ist dabei allerdings die Frage, ob unter bestimmten Umständen gewisse Bereiche sich dennoch als konfliktiv erweisen können. Dies prüfen wir weiter unten.

11.4.2 Idealvorstellungen zur Arbeitsteilung innerhalb der Paare

Die *ideale Aufteilung* der familiären Arbeiten war aufgrund der Kategorienbesetzung für die in Partnerschaften lebenden Frauen und die Männer recht ähnlich (siehe oben). Ob diese Übereinstimmung auch *innerhalb der Paare* vorhanden ist, überprüfen wir nun anhand der Paarvergleiche. Nichtübereinstimmung in den Vorstellungen über die familiäre Arbeitsteilung könnte dabei Anlass zu Konflikten bieten.

Im Bereich *Kinderbetreuung* stellen wir eine geringere Übereinstimmung innerhalb der Paare fest als im Bereich Hausarbeiten. Häufig war die Abweichung insbesondere bei Paaren, bei denen eine Person die Kategorie „traditionell“ idealisierte. Es ergab sich dabei nicht eine genaue Übereinstimmung, obwohl 7 Frauen und 18 Männer diese Aufteilung als ideal bezeichneten. Zahlreich waren die genauen Übereinstimmungen mit 112 Fällen für „flexibel“ (46.1%) und immer noch häufig mit 25 Fällen für „beide gleich“ (10.3%). Relativ häufig waren die beiden Kombinationen von „flexibel“ und „beide gleich“ (insg. n = 81, d.h. 33.3%). Als krasse Widersprüche können die Kombinationen „beide gleich“ und „traditionell“ betrachtet werden, was je 2 Mal vorkam. In diesen Fällen dürften Konflikte in Erziehungsfragen wahrscheinlich sein. Relativ häufig ist die Kombination „flexibel“ (Angabe Frau) und „traditionell“ (Mann) vorgekommen (n = 16, d.h. 6.6%). Dies deutet ebenfalls auf eine konfliktive Situation hin, da die Frau mit den traditionellen Erziehungsvorstellungen des Mannes nicht einverstanden sein dürfte. Anzunehmen ist, dass der Mann sich seiner Einstellung entsprechend bei der Erziehung zurückhält, während die Frau es ganz gerne hätte, wenn sich der Mann vermehrt an der Kinderbetreuung beteiligen würde.

Etwas grösser ist die Übereinstimmung bezüglich der *idealen Hausarbeits-Aufteilung*. Alle drei möglichen Kombinationen mit Übereinstimmung sind gegenüber der erwarteten Zufallsverteilung vermehrt aufgetreten. Krasse Widersprüche sind mit einer Ausnahme nicht zu registrieren (1 Fall mit Mann „traditionell“ und Frau „beide gleich“). Die Kombinationen von „flexibel“ und „beide gleich“ kommen wiederum relativ häufig vor (insg. 51, d.h. 21.1%). Am meisten genaue Übereinstimmungen ergeben sich mit 152 Fällen wiederum in der Zelle „flexibel“ (62.8%). Daneben bilden die gemeinsam „traditionellen“ (n = 6, d.h. 2.5%) und die gemeinsam „egalitären“ Paare (n = 8, d.h. 3.3%) eher kleine Gruppen. Allerdings könnte dieses häufige Idealisieren der flexiblen Haushaltsgestaltung im Klartext auch bedeuten, dass die Frauen, die im „Zweifelsfalle“ dann die Arbeiten zu erledigen haben, sich an diesem Umstand nicht besonders stossen.

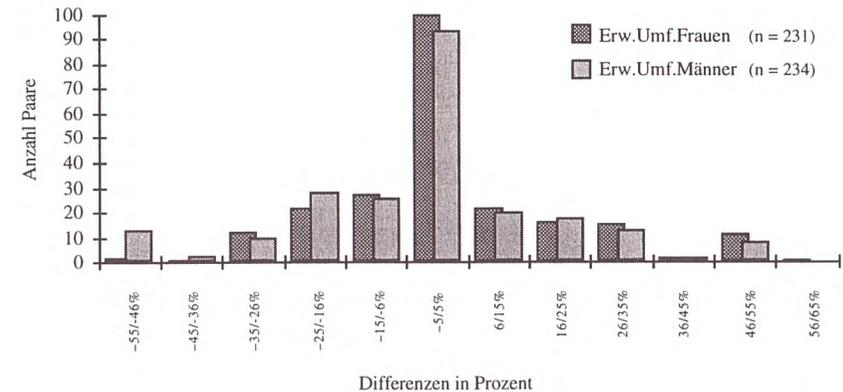
11.4.3 Ideale Aufteilung der Erwerbstätigkeit innerhalb der Paare

Der ideale Erwerbsumfang bei Paaren und die *Veränderungswünsche* bezüglich der Erwerbstätigkeit werden im Durchschnitt von Frauen und Männern recht ähnlich beurteilt, wie oben bereits gezeigt werden konnte. Wie gross ist diese Ähnlichkeit aber innerhalb der Paare? Unterschiedliche Änderungswünsche für die Erwerbstätigkeit der beiden Partner können in Partnerschaften zu Spannungen führen. Wir haben bekanntlich von beiden Partnern die Angaben zu Änderungswünschen in Sachen Erwerbstätigkeit für sich selber wie auch aus eigener Perspektive für den Partner bzw. die Partnerin erfasst. So lassen sich also Veränderungswünsche sowohl bezüglich der Erwerbstätigkeit des Mannes als auch der Erwerbstätigkeit der Frau, aus jeweils beiden Perspektiven betrachtet, miteinander vergleichen.

Die Kreuztabellierung zeigt für beide Vergleiche übererwartet hohe Zellenbesetzungen auf den Übereinstimmungs-Diagonalen. Krasse Widersprüche (Kombination von „abbauen“ und „erweitern“) sind dabei selten (Erwerb des Mannes 6, Erwerb der Frau 7), aber stets so, dass der bzw. die Befragte dabei für sich erweitern möchte, für den Partner bzw. die Partnerin aber abbauen möchte. Umgekehrte Kombinationen (bei sich abbauen, bei Partner erweitern) kommen nicht vor. Bei der Erwerbstätigkeit des Mannes sind Kombinationen „nicht verändern / abbauen“ (insgesamt $n = 71$, d.h. 28.7%) relativ häufig. Dagegen häufen sich bei der Erwerbstätigkeit der Frau die Kombinationen „nicht verändern / erweitern“ (insg. $n = 61$, d.h. 25.8%). Am häufigsten ist in beiden Vergleichen die volle Übereinstimmung in der Kategorie „nicht verändern“ (Mann: $n = 96$, d.h. 38.9%; Frau: $n = 97$, d.h. 41.1%). Grosse Übereinstimmung besteht bezüglich der Männererwerbstätigkeit, diese sei abzubauen ($n = 60$, d.h. 24.3%) während eine ähnlich grosse Übereinstimmung darin besteht, die Erwerbstätigkeit der Frauen zu erweitern ($n = 53$, d.h. 22.5%). Der Chi-Quadrat-Test zeigt für beide Vergleiche hoch signifikante ($< .001$) Abweichungen der Zellenbesetzungen von den erwarteten Werten. Wir können somit von einer ziemlich grossen Übereinstimmung der Veränderungswünsche ausgehen, zumal widersprüchliche Erwartungen sehr selten sind. Weit verbreitet ist der Wunsch, die Erwerbstätigkeit beim Mann zu reduzieren und bei der Frau zu erweitern, was bereits oben in den Kategorienbesetzungen der Einzelvariablen zum Ausdruck gekommen ist (Kapitel 11.3.3).

Die Übereinstimmung innerhalb von Paaren bezüglich des *idealen Erwerbsumfangs* lässt sich nicht durch übereinstimmende Zellenbesetzungen darstellen. Die Kategorienzahl ist zu gross. Als Alternative messen wir die Differenzen zwischen den jeweiligen Angaben der Frauen und der Männer. Bereits oben haben wir festgestellt, dass die durchschnittlichen Unterschiede recht klein sind ($38.99 - 37.59 = 1.40$ bzw. $68.27 - 66.73 = 1.54$). Der Unterschied im Paarvergleich beträgt für den idealen Erwerbsumfang für die Frauen 2.08 Prozent und ist für die Männer mit 2.09 Prozent praktisch identisch. Der leichte Unterschied zur Differenz in den obigen Ausführungen resultiert daraus, dass jetzt nur noch die Differenzen im Paarvergleich (bei vollständigen Daten) ausgewertet wurden.

Darstellung 11.2: Differenzen des idealen Erwerbsumfanges innerhalb der Paare*



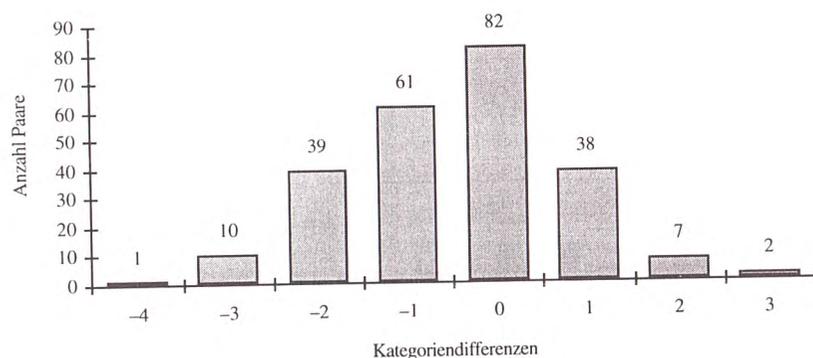
* Für jedes Paar wurde die Angabe des Partners bzw. der Partnerin zum idealen Erwerbsumfang von der eigenen Angabe subtrahiert, was zu den Differenzen des idealen Erwerbsumfanges (in %) führte. Für die graphische Darstellung sind Intervalle von 10% verwendet worden.

Eine Auflistung der einzelnen Differenzen zeigt, dass die Vorstellungen über den idealen Erwerbsumfang manchmal sehr weit auseinander liegen. Differenzen bis zu 50 Prozent Unterschied sind nicht selten und zwar in beide Richtungen. Sowohl die Männer wie auch die Frauen unterscheiden sich jeweils von ihrem Partner in die eine wie auch in die andere Richtung, weshalb ja auch die sehr ähnlichen Mittelwerte resultieren. Dass diese Werte nicht nur extreme Ausreisser darstellen, zeigt die 80-Prozent-Spanne der Differenzen zwischen den Vorstellungen der beiden Partner, die für den idealen Erwerbsumfang der Frau von -20 Prozent bis +30 Prozent verläuft und für denjenigen der Männer von -30 Prozent bis +25 Prozent. Andererseits gibt es auch zahlreiche Paare mit grosser Übereinstimmung, d.h. Paare deren Angaben sich um höchstens 10 Prozent Erwerbsumfang unterschieden. 60.2 Prozent der Angaben zum Erwerbsumfang der Frau und 58.5 Prozent zum Erwerbsumfang des Mannes unterschieden sich innerhalb der Paare um 10 oder weniger Prozent. Extreme Abweichungen sind danach nicht gerade häufig, könnten aber auf Konflikte bezüglich der Erwerbstätigkeit innerhalb der Paare hinweisen (Darstellung 11.2).

11.4.4 Vergleich der Belastung innerhalb der Paare

Nach den Paarvergleichen zur Aufteilung der familiären Arbeiten folgt nun ein Vergleich der Belastung der beiden Partner durch die faktische Arbeitsteilung. Es stellt sich dabei die Frage, wie die (subjektive) Belastung der einen Person in einer Partnerschaft mit der Belastung der anderen Person zusammenhängt. Da die Kategorie „eher zuwenig gefordert“ in bezug auf die Rangdatencharakteristik der Skala etwas

Darstellung 11.3: Differenzen in der Belastung innerhalb von Paare (n = 240)*



* Die fünf Belastungskategorien wurden mit 1 für „überlastet“ bis 5 für „nicht belastet“ kodiert. Für die Bildung der Differenz ist jeweils der Codewert des Mannes vom Codewert der Frau subtrahiert worden. Negative Differenzen zeigen somit eine vermehrte Belastung der Frau an.

aus dem Rahmen fällt, schliessen wir diese Fälle (P.f. n = 8, Pa. n = 1) aus. Es verbleibt somit je eine fünf-stufige Belastungsskala, die von „nicht belastet“ bis „überlastet“ reicht. Die Spearman-Korrelation zwischen den beiden Skalen beträgt .28 (n = 240, sign. < .001), was auf einen gewissen positiven Zusammenhang hindeutet. Es scheint, dass die subjektive Belastung durch die Aufteilung der familiären Arbeiten, jedenfalls bei den Paaren, wo beide Partner an der Befragung teilgenommen haben, tendenziell parallel verläuft.²⁰ Tendenzuell fühlen sich die Befragten jeweils gleichermaßen vermehrt belastet, wenn dies auch für den Partner oder die Partnerin der Fall ist. Allerdings ist die Korrelation von .28 nicht besonders hoch.

Einsichtiger werden die unterschiedlichen Belastungen, wenn jeweils die Differenz der beiden Partner betrachtet wird. Die Differenz lässt sich dabei nur in Anzahl Kategorien ausdrücken, da es sich um ordinal-skalierte Daten handelt. Die Differenzen reichen bis zu 4 Kategorien unterschiedliche Belastung, wobei die Differenzen für vermehrte Belastung der Frau häufiger auftreten. Die 80-Prozent-Spanne reicht von -2 bis +1 Kategorien, was darauf hindeutet, dass sich die Frauen gegenüber den Männern innerhalb der Partnerschaften tendenziell vermehrt belastet fühlen. Dieser Umstand ist bereits oben (Kap. 11.3) mit dem Mann-Whitney-Test geprüft worden und ergibt eine signifikante Differenz. In der Darstellung 11.3 wird die Verteilung der Differenzen zugunsten einer vermehrten Belastung der Frau ersichtlich.

²⁰ Es könnte natürlich auch sein, dass die besonders stark belasteten Männer (mit relativ wenig belasteten Frauen) vermehrt die Teilnahme verweigert haben (immerhin haben 69 Partner den Fragebogen nicht ausgefüllt). Darüber lässt sich aber nur spekulieren.

11.5 Typologie der familiären Arbeitsteilung

Die Aufteilung der familiären Arbeiten ist ein wesentlicher Indikator für die innerfamiliären Verhältnisse. Allgemein anerkannt sind die Bestrebungen nach Gleichstellung von Mann und Frau in der Gesellschaft wie in der Familie. Es ist allerdings bekannt, dass eine Gleichstellung der Geschlechter vorläufig noch nicht erreicht worden ist. Zum Ausdruck kommt dies z.B. in der Aufteilung der familiären Pflichten. Wir haben oben bereits beschrieben, wie dieses Verhältnis in diversen Aspekten ungleich verteilt ist, und zwar so, dass dabei die Frauen benachteiligt werden. Sie verrichten einen Grossteil der Hausarbeiten, während ihre beruflichen Qualifikationen brach liegen. Dies mag in einer traditionellen Gesellschaft sinnvoll sein, wo die Frauen bis ans Lebensende ein würdiges Dasein „am Herd“ verbringen. In einer modernen Gesellschaft aber werden die Frauen dadurch aus einem sehr bedeutungsvollen Bereich, dem Erwerbsleben, ausgeschlossen und laufen erst noch Gefahr, den beruflichen Anschluss für die nachfamiliäre Lebensphase zu verlieren.

Um die „Flut“ von Informationen zur Aufteilung der familiären Arbeiten zu reduzieren, haben wir anhand der erhobenen Indikatoren eine Typologie der familiären Arbeitsteilung (in Paaren) gebildet, wie dies in der ersten Untersuchungsphase auch bereits geschehen ist. So wird es möglich, die befragten Paare zu typisieren. In die Typenbildung einbezogen worden sind die Variablen zur Aufteilung der Kinderbetreuung, der Hausarbeit und der Erwerbstätigkeit. Daraus ist eine Dimension der Arbeitsteilung gebildet worden mit den beiden Polen „traditionell“ und „partnerschaftlich“. Traditionell meint dabei eine Aufteilung im Sinne der bürgerlichen Kleinfamilie, bei der die Ernährerrolle dem Mann und die Hausarbeitsrolle der Frau zukommt. Partnerschaftlich bedeutet dagegen, dass die beiden Rollen gleichmässig auf beide Partner verteilt sind. Man könnte geneigt sein anzunehmen, dass die Gegenposition zu „traditionell“ die Umkehrung der Rollenverteilung wäre. Dies ist richtig. Jedoch zeigt die Befragung, dass solche „inversen“ Verhältnisse äusserst selten vorkommen (vgl. auch Kapitel 11.1). Es erübrigt sich hier somit, diese Möglichkeit weiterhin zu betrachten.

11.5.1 Vorgehen bei der Typenbildung

Typisiert wurden natürlich nur die Paare, denn bei alleinerziehenden Eltern macht es wenig Sinn, die Arbeitsteilung zu erfassen und zu typisieren. Die formale Basis der Typenzuordnung bildet eine eindimensionale Skala, bei der die Aspekte „Arbeitsteilung bei der Erziehung“, „Arbeitsteilung bei der Hausarbeit“ und die Aufteilung der Erwerbstätigkeit gleichgewichtig miteinander verknüpft werden. Es wäre auch möglich gewesen, Betreuungsarbeit und Hausarbeit – zusammengenommen – gleich zu gewichten wie die Erwerbstätigkeit – alleine genommen. Wir lehnten uns aber an die Typenbildung in der ersten Untersuchungsphase an und gewichteten die drei Aspektgruppen wiederum in gleicher Weise. Die Ergebnisse der beiden Untersuchungsphasen sind so miteinander vergleichbar. Deshalb sind auch nicht alle Items in die Skala

Übersicht 11.1: Aspekte der Skala „familiäre Arbeitsteilung“ (Familientyp)

Betreuungsaspekte:	- Kleiderkaufen - Helfen bei Schularbeiten - zum Arzt begleiten - Erlebnisse erzählen lassen - Unterstützen bei Konflikten - Betreuen bei Krankheit - Betreuen in den Schulferien
Hausarbeits-Aspekte:	- Einkaufen von Esswaren - Kochen - Geschirr spülen, versorgen - Waschen, Bügeln - Putzen, Aufräumen
Erwerbstätigkeit:	- Umfang in Stunden pro Woche

lenbildung aufgenommen worden, sondern nur diejenigen, die auch in der ersten Untersuchung der familiären Arbeitsteilung verwendet worden sind. In der Übersicht 11.1 wird ersichtlich, welche Items in die Skala „familiäre Arbeitsteilung“ eingeflossen sind.

Für die Berechnung der Skala wurde bei jeder der drei Aspektgruppen die prozentuale Verteilung²¹ innerhalb der Partnerschaft ermittelt. Der Durchschnitt der drei Verteilungen, wobei der Anteil an Erwerbstätigkeit invers gerechnet wurde, ergab einen Wert zwischen Null und Hundert. In die Berechnung sind die Aussagen der mündlich befragten Frauen und die Aussagen der schriftlich befragten Männer gleichermaßen eingeflossen, soweit die Informationen vorhanden waren. Fehlende Daten führen dabei zwar zu einer schwächeren Datenbasis, nicht aber zu einer krassen Verzerrung der Skala. In denjenigen Fällen, in denen die Partner ihre Teilnahme an der Erhebung verweigert haben, stützen wir uns nur auf die Angaben der Frauen, so dass v.a. deren Welt zum Ausdruck kommt, was die Skala leicht in Richtung „traditionell“ verschieben dürfte (infolge „Selbstüberschätzung“, vgl. Kap. 11.4.1).

Die Formel zur Berechnung der Skala „familiäre Arbeitsteilung“ lautet folgendermassen:

$$\text{Skalenwert} = \frac{\phi \text{Betreuung} + \phi \text{Hausarbeit} + (100 - \phi \text{Erwerbstätigkeit})}{3}$$

Die erhaltenen Werte bezeichnen den durchschnittlichen prozentualen Anteil des einen Partners in der Paarfamilie. Der Wert des anderen Partners ergibt sich aus der Differenz zu 100. Es spielt im Prinzip keine Rolle, ob der Skalenwert mit den Anteilen

²¹ Genau genommen lässt sich nur die Aufteilung der Erwerbstätigkeit auf die beiden Partner exakt und prozentual ausdrücken. Wir rechnen aber auch die Verteilung von Kinderbetreuung und Hausarbeit anhand der siebenstufigen Ratingskalen in Prozente um, wobei dabei Linearität der Ratingskala unterstellt wird.

Tabelle 11.1: Häufigkeitsverteilung der Typen der familiären Arbeitsteilung (Familientypen)

Familientyp	Grenzwerte auf der Skala (Anteil d. Frau)	n	%
traditionell	87.51 < 100	36	11.3
halb-traditionell	75.01 < 87.50	177	55.7
halb-partnerschaftlich	62.51 < 75.00	70	22.0
partnerschaftlich	37.50 < 62.51	33	10.4
invers	0 < 37.49	2	.6
Total:		318	100.0

len der Frauen oder denjenigen der Männer gebildet wird. Hier werden die Anteile der Frauen gewertet, womit hohe Skalenwerte anzeigen, dass Frauen relativ viel Betreuung- und Hausarbeit und relativ wenig Erwerbsarbeit verrichten.

Idealtypisch sind Familien als „traditionell“ zu betrachten, wenn die Frau für die Hausarbeit und die Kinderbetreuung zuständig ist und der Mann für die Erwerbstätigkeit. Als „partnerschaftlich“ gelten Familien, in denen die drei Aspekte zu je 50 Prozent auf beide Erwachsenen verteilt sind. In der Realität erhalten wir verschiedenste Mischungsverhältnisse, die als Skalenwerte zwischen 0 und 100 erscheinen. Wir bestimmen deshalb Grenzwerte für die Zuordnung zu den beiden Typen, wobei noch zwei Übergangstypen (halb-traditionell, halb-partnerschaftlich) vorgesehen werden. Die vorgenommene Typisierung entspricht im wesentlichen der Typenbildung aus der ersten Untersuchungsphase und erlaubt in dieser Beziehung, Vergleiche vorzunehmen. Als Ergebnis erhalten wir eine Typenzuordnung, bei der für die befragten Familien eine starke Tendenz zu traditioneller Arbeitsteilung zum Ausdruck kommt (Tabelle 11.1).

11.5.2 Arbeitsteilung und familiäre Situation

Die realisierte familiäre Arbeitsteilung kann durchaus dem Wunsch der Betroffenen entsprechen. Es ist aber auch möglich, dass sie durch Umstände bestimmt wird, die für die beteiligten Partner über den eigenen Bedürfnissen stehen. Die zu betreuenden Kinder und ein unhinterfragtes Selbstverständnis, mit dem die Frauen diese Arbeit übernehmen, könnten zum Beispiel solche Umstände sein. Dabei könnte einmal die Zahl der Kinder, aber auch der Stand der familiären Entwicklung (Familienzyklus, vgl. Höhn 1987, p. 109) eine Rolle spielen. Deshalb suchen wir zunächst nach einem Zusammenhang der familiären Arbeitsteilung mit der Anzahl Kinder in der Familie und mit dem Alter des jüngsten Kindes, welches als Indikator für den Stand im Familienzyklus zu betrachten ist. Schliesslich versuchen wir zu beurteilen, welcher der beiden Einflüsse grösser ist, um eventuell ein „Kippen“ der familiären Arbeitsteilung vom partnerschaftlichen zum traditionellen Familientyp in Abhängigkeit von der Kinderzahl oder vom Familienzyklus erkennen zu können.

Tabelle 11.2: Familientyp und Anzahl Kinder in der Familie (trichotomisiert)

Familientyp	Count Exp Val	Kinder im Haushalt			Row Total
		1	2	3 und mehr	
traditionell	6 7.6	21 20.2	9 8.3	36 11.3%	
halb-traditionell	27 37.3	103 99.1	47 40.6	177 55.7%	
halb-partnerschaftlich	18 15.4	42 40.9	13 16.8	73 23.0%	
partnerschaftlich	16 6.7	12 17.9	4 7.3	32 10.1%	
Column	67	178	73	318	
Total	21.1%	56.0%	23.0%	100.0%	

(Chiquadrat sign. < .01; Spearman Korrelation -.187, sign. < .001)

Zwischen der Anzahl Kinder und der familiären Arbeitsteilung besteht ein statistisch signifikanter Zusammenhang, indem mit zunehmender Zahl der Kinder die Arbeitsteilung traditioneller wird. Dies wird einmal durch den Chiquadrat-Test bestätigt und weiter durch die allerdings nicht allzu hohe Korrelation von .19 (nach Spearman).²²

Die erhöhten Zellenbesetzungen in der Kolonne der 1-Kindfamilien befinden sich in den Kategorien „partnerschaftlich“ und „halb-partnerschaftlich“, während in den anderen Kolonnen jeweils die Zellen der Kategorien „traditionell“ und „halb-traditionell“ übererwartet häufig besetzt sind. Dies deutet darauf hin, dass der „Knick“ beim zweiten Kind stattfindet. Wenn wir allerdings berücksichtigen, dass auch in der ersten Kolonne nur etwas mehr als die Hälfte der befragten Paare eine partnerschaftliche Arbeitsteilung aufweisen, dann kann angenommen werden, dass der „Knick“ bereits beim ersten Kind stattfindet. Deutlich wird aber, dass nur insgesamt 17 der 73 Paare mit drei und mehr Kindern die Aufteilung tendenziell „partnerschaftlich“ gestalten (Tabelle 11.2).

Eine alternative Erklärung für die Aufteilung der familiären Arbeiten könnte das Alter der Kinder, insbesondere das Alter des jüngsten Kindes, darstellen. Natürlich liegt es auf der Hand, dass Anzahl und Alter der Kinder in unserem Fall einen grossen Zusammenhang aufweisen, da mit zunehmender Anzahl der Kinder auch die Wahrscheinlichkeit für zusätzliche, jüngere Kinder steigt. Jedoch ist es denkbar, dass der eine oder der andere Umstand sich stärker auf die Arbeitsteilung auswirkt. Der Zusammenhang der familiären Arbeitsteilung mit dem Alter des jüngsten Kindes fällt praktisch gleich aus wie mit der Anzahl Kinder. Um zu prüfen, welche der beiden Erklärungen gewichtiger ist, kontrollieren wir den Zusammenhang jeweils mit der

²² Um nicht zuviele Zellen mit erwarteten Häufigkeiten von kleiner als fünf zu erhalten, hatten wir dabei die Kategorien mit drei und mehr Kindern pro Familie zusammengelegt.

Tabelle 11.3: Familientyp (bei Paaren) und soziale Schichtzugehörigkeit

Familientyp	Count Exp Val	Schichtzugehörigkeit					Row Total
		Unter- schicht	untere Mittel- schicht	mittlere Mittel- schicht	obere Mittel- schicht	Ober- schicht	
traditionell	3 1.5	7 6.5	6 7.2	6 5.6	2 3.2	24 10.0%	
halb-traditionell	8 8.4	39 36.6	45 40.5	29 31.5	14 18.0	135 56.3%	
halb-partnerschaftlich	4 3.6	12 15.4	15 17.1	15 13.3	11 7.6	57 23.8%	
partnerschaftlich	0 1.5	7 6.5	6 7.2	6 5.6	5 3.2	24 10.1%	
Column	15	65	72	56	32	240	
Total	6.3%	27.1%	30.0%	23.3%	13.3%	100.0%	

(Chiquadrat nicht sign.; Spearman Korrelation .135, sign. .037)

anderen Variablen. Dabei verschwindet der Zusammenhang in beiden Fällen praktisch vollständig, womit wir annehmen können, dass Anzahl Kinder und Alter des jüngsten Kindes das gleiche zum Ausdruck bringen. Die hohe Korrelation von .81 zwischen der Anzahl Kinder und dem Alter des jüngsten Kindes unterstützt diese Einschätzung. Als Erklärung wesentlich ist deshalb der Stand im Familienzyklus.

11.5.3 Arbeitsteilung und sozio-ökonomischer Status

Gesellschaftliche Entwicklungen erscheinen in den besser gestellten Sozialmilieus oftmals früher als in den übrigen Segmenten der Gesellschaft. Wir vermuten deshalb, dass partnerschaftliche Arbeitsteilung vermehrt in den sozio-ökonomischen Oberschichten anzutreffen ist, traditionelle Aufteilung der familiären Arbeiten hingegen eher in den Unterschichten. Zur Überprüfung dieser Vermutung verwenden wir wiederum den Chiquadrat-Test. Es ergibt sich dabei aber kein signifikantes Ergebnis. Einen leichten Zusammenhang zeigt der Korrelationskoeffizient nach Spearman auf. Der beträgt .14 und ist signifikant. Dieser Zusammenhang kommt auch zum Ausdruck, wenn die Abweichungen von den Erwartungswerten auf der Kreuztabelle betrachtet werden, denn die überhöht besetzten Zellen befinden sich alle auf der Diagonalen für positive Korrelation (Tabelle 11.3).

Die Kreuztabellierung der einzelnen Indikatoren der Schichtzugehörigkeit mit der Familientypologie zeigt heterogene Resultate. Die Bildungsvariable hat dabei nur eine geringe Erklärungskraft für die familiäre Arbeitsteilung, indem weder Chiquadrat-Test noch Korrelation statistisch signifikante Werte liefern. Der Indikator „Einkommen“ korreliert leicht, aber nicht signifikant mit der Familientypologie, und die Zellenbesetzungen weichen tendenziell im Sinne der oben festgestellten Weise von den

Tabelle 11.4: Familientyp (bei Paaren) und Berufsstatus der Familie*

Familientyp	Count Exp Val	Berufsstatus der Familie			Row Total
		Ange- stellte	Kader	Selb- ständige	
traditionell	8 11.0	15 8.7	5 8.2	28 9.6%	
halb-traditionell	63 63.8	57 50.5	42 47.7	162 55.5%	
halb-partnerschaftlich	32 28.0	17 22.1	22 20.9	71 24.3%	
partnerschaftlich	12 12.2	2 9.7	17 9.1	31 10.6%	
Column Total	115	91	86	292	
	39.4%	31.2%	29.5%	100.0%	

(Chiquadrat sign.< .001)

* Kategorie „Angestellte“ aus „Arbeiter“ und „Angestellte“ gebildet; Kategorie „Selbständige“ aus „Selbständige“ und „Unternehmer“ gebildet.

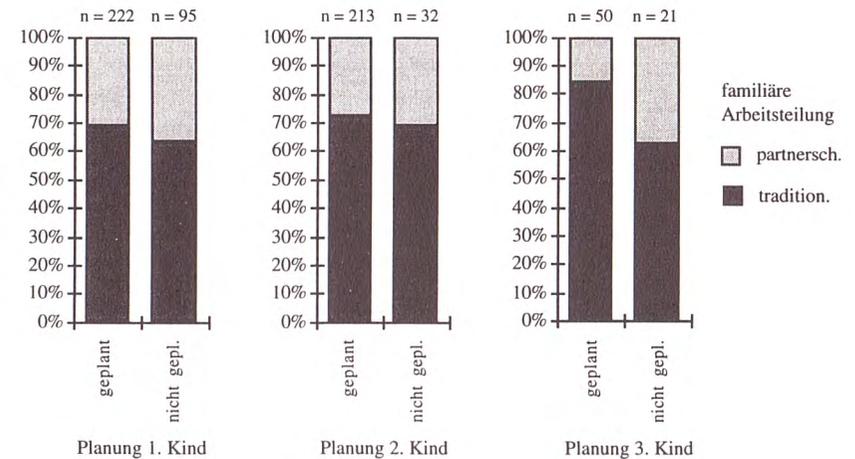
Erwartungswerten ab. Als statistisch relevant kann aber auch dieser Zusammenhang nicht betrachtet werden. Als ausgewiesen kann lediglich der Zusammenhang von Familientyp und dem Berufsstatus bezeichnet werden, denn die Familien mit dem Berufsstatus 'Kader' sind übererwarten häufig traditionell organisiert, während die Familien der Selbständigen und Unternehmer vermehrt partnerschaftlich organisiert sind. Die Kategorien „Arbeiter“ und „Angestellte“ sowie „Selbständige“ und „Unternehmer“ sind übrigens jeweils zusammengelegt worden, um die minimalen Zellenbesetzung für die Erwartungswerte zu erhalten.(Tabelle 11.4).

Wir können somit festhalten, dass der sozio-ökonomische Status der Familien keinen allzugrossen Zusammenhang mit der familiären Arbeitsteilung aufweist. Auch die Vermutung, dass in sozialen Berufen Tätige vermehrt eine partnerschaftliche Arbeitsteilung praktizieren, konnte im übrigen nicht bestätigt werden.

11.5.4 Arbeitsteilung und generatives Verhalten

Die Familienplanung ist mittlerweile ein allgemein verbreiteter Standard. Das bedeutet aber nicht, dass alle Kinder geplant werden. Oftmals wächst die positive Einstellung zum Kind erst bei gegebenen Tatsachen. Bei ungeplanter Schwangerschaft müssen Eltern unter Umständen bestehende Berufsambitionen einschränken oder ganz fallen lassen. Es ist zu vermuten, dass in diesem Fall vor allem die Frau zurücksteckt und ihre berufliche Tätigkeit einschränkt. Andererseits wird von den meisten Befragten akzeptiert, dass die Frauen bei unerwünschter Schwangerschaft die Elternverantwortung ablehnen und eine andere Lösung finden können (Kapitel 10). Es stellt sich

Darstellung 11.4: Familiäre Arbeitsteilung und Planung der Kinder



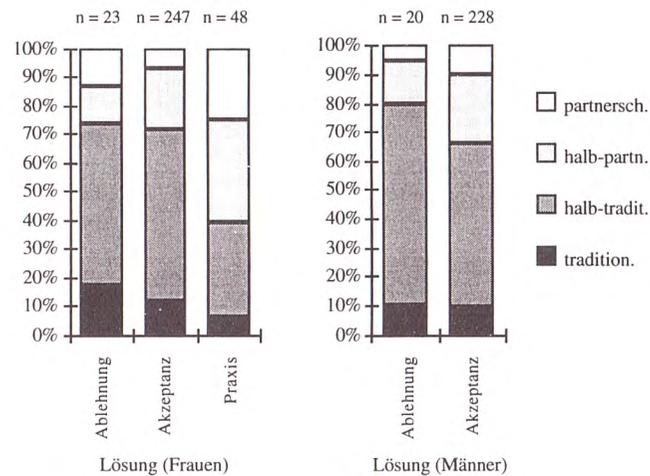
nun die Frage, wie weit das generative Verhalten in einem Zusammenhang mit der familiären Arbeitsteilung steht.

Der Kinderwunsch ist in unserer Stichprobe praktisch universal gegeben. Allerdings wünschten sich einige Befragte das Kind erst bei vollendeten Tatsachen, d.h. erst beim Eintreten der Schwangerschaft, was als Indiz für eine gewisse Fremdbestimmung ihrer Elternschaft zu werten ist. Wir fragen uns deshalb, ob in diesen Fällen die familiäre Arbeitsteilung beeinflusst worden ist. Als Resultat ergibt sich kein Unterschied. Die 30 Frauen, bei denen sich der Kinderwunsch erst bei der Schwangerschaft oder später bzw. gar nie eingestellt hat, unterscheiden sich in der Verteilung auf die Familientypen nicht von den übrigen Frauen. Weder sind diese Familien besonders traditionell noch besonders partnerschaftlich.

Als nächstes betrachten wir den Zusammenhang der familiären Arbeitsteilung mit der Planung der Kinder. Es könnte sein, dass Familien mit ungeplanten Kindern besonders traditionell bzw. besonders partnerschaftlich organisiert sind. Die Prüfung dieses Zusammenhangs ergibt, dass mit der Planung des ersten und des zweiten Kindes praktisch kein Zusammenhang nachgewiesen werden kann. Die Verteilung der Familientypen ist sowohl bei geplanten wie bei ungeplanten Kindern etwa gleich. Beim dritten Kind ist der Anteil traditioneller Familien bei geplanter Schwangerschaft erhöht. Offensichtlich planen ein drittes Kind vor allem Paare, bei denen Frauen auf Erwerbstätigkeit verzichten und sich auf die häuslichen Arbeiten konzentrieren. Allerdings ist die Gruppe mit drei Kindern bereits sehr klein, so dass das Ergebnis nicht als signifikant betrachtet werden kann (Darstellung 11.4).

Bei unerwünschter Schwangerschaft sind die Betroffenen ihrem Schicksal nicht ausgeliefert, denn Elternverantwortung kann auch abgelehnt werden. Dies wird mehr-

Darstellung 11.5: Familiäre Arbeitsteilung und Lösung bei unerwünschter Schwangerschaft



heitlich akzeptiert. Es gibt allerdings auch eine Minderheit, die solche Lösungen nicht akzeptiert, wie oben bereits gezeigt worden ist (Kapitel 10.2). Es stellt sich nun die Frage, ob zwischen der Einstellung zu den Optionen bei unerwünschter Schwangerschaft bzw. der eigenen Praxis im Falle von unerwünschter Schwangerschaft und der Aufteilung der familiären Arbeiten ein Zusammenhang besteht. Zu vermuten ist, dass ein Ablehnen der Möglichkeiten, die Elternverantwortung in Frage zu stellen, vermehrt zu traditioneller Arbeitsteilung führt. Denn traditionelle Arbeitsteilung und konservative Moralvorstellungen entsprechen sich auf einer ideologischen Ebene. Umgekehrt kann die These aufgestellt werden, dass Akzeptanz der Lösungsoptionen einhergeht mit vermehrter Partnerschaftlichkeit.

Bei den Frauen haben wir auch danach gefragt, ob sie selber schon eine Lösung praktizierten. Wir vermuten, dass bei eigener Lösungspraxis partnerschaftliche Aufteilung wahrscheinlicher ist. Anzunehmen ist, dass in solchen Fällen mit dem Ablehnen der Elternverantwortung die Prioritäten auf ausserhäusliche Bereiche gelegt werden. In der Familientypologie würde dies zu vermehrter Partnerschaftlichkeit führen.

Als Ergebnis erhalten wir nur eine teilweise Bestätigung der Vermutungen. Bei den Frauen führt nur die eigene Lösungspraxis signifikant vermehrt zu partnerschaftlicher Arbeitsteilung, nicht aber lediglich die ideelle Zustimmung zu den Lösungsmöglichkeiten. Die Gruppe, welche die Ablehnung der Elternverantwortung nicht akzeptiert, ist allerdings recht klein ($n = 23$) und somit nicht unbedingt repräsentativ. Bei den Männern ist der Unterschied im Sinne der Vermutung augenfällig, jedoch nicht signifikant. Die Gruppe, welche die Lösungsoptionen grundsätzlich ablehnt ($n = 20$), ist zu klein für eine statistische Bestätigung (Darstellung 11.5).

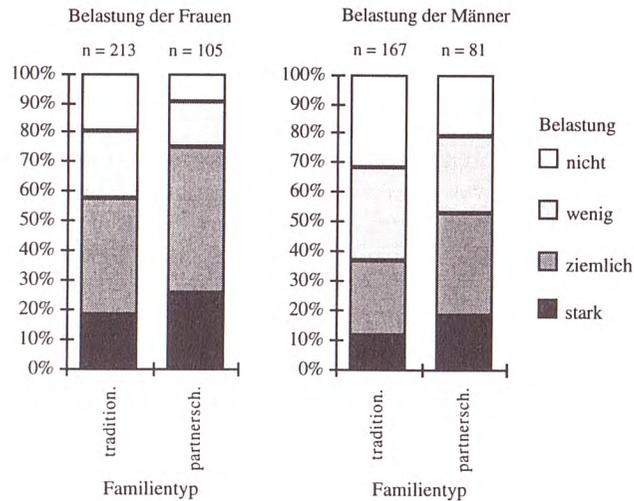
Als Fazit lässt sich somit festhalten, dass der Wunsch nach und die Planung von Kindern keinen nachweislichen Einfluss auf die familiäre Arbeitsteilung hat. Beim ersten und zweiten Kind liegt diese Planungsphase allerdings schon einige Zeit zurück, so dass sich mittlerweile einiges geändert haben dürfte. Beim dritten Kind ist der Anteil von partnerschaftlichen Familien bei nicht geplantem Kind erhöht, was tendenziell darauf hindeutet, dass die Frauen „trotz“ des Kindes ihre beruflichen Pläne umsetzen. Die Akzeptanz der Lösungsoptionen führt bei unerwünschter Schwangerschaft tendenziell zu vermehrter partnerschaftlicher Aufteilung, während die Frauen mit eigener Lösungspraxis sehr deutlich vermehrt zu partnerschaftlicher Aufteilung neigen. Die Elternverantwortung abzulehnen, wurde übrigens meistens mit dem jugendlichen Alter (52.1%) und der Vermeidung grosser Veränderungen im Leben (35.4%) begründet. Die Frauen konnten sich dabei eine Mutterschaft anscheinend nicht vorstellen. Möglicherweise fürchteten sie sich vor der traditionellen Mutterrolle.

11.5.5 Arbeitsteilung und Einstellung der Befragten zur Arbeitsteilung

Das *Ideal* einer partnerschaftlichen Aufteilung der familiären Arbeiten ist weit verbreitet, in der Realität ist es aber nur selten verwirklicht. In unserer Untersuchung haben wir beides erhoben und möchten nun prüfen, wie gross der Zusammenhang von realen und idealen Arbeitsteilungsverhältnissen ausfällt. Für die Erhebung der Idealvorstellungen haben wir jeweils drei Vorgaben gemacht, die mit der Formulierung „beide gleich“ eine partnerschaftliche, mit „je nach Situation“ eine flexible Zwischenvariante und mit der Formulierung „Mann erwerbstätig – Frau zu Hause“ eine traditionelle Aufteilung zum Ausdruck bringen. Zu erwarten ist, dass die Befragten mit traditionellen Familienverhältnissen traditionelle Verhältnisse idealisieren, und umgekehrt partnerschaftliche Ideale von Befragten in partnerschaftlichen Familien gehäuft vertreten werden.

In der Grundtendenz bestätigen sich diese Erwartungen, denn die Abweichungen der Zellenbesetzungen zeigen in die vorausgesagte Richtung. Dazu kommt, dass die flexible Aufteilung in den Zellen der halb-traditionellen bzw. halb-partnerschaftlichen Familientypen übererwartet häufig anzutreffen ist. Die beschriebenen Tendenzen lassen sich übrigens sowohl für die Aufteilung der Kinderbetreuung als auch für die Aufteilung der Hausarbeit feststellen und verlaufen für die befragten Frauen wie für deren Partner etwa im ähnlichen Rahmen. Trotz der Tendenz zu einer Übereinstimmung von Ideal und Realität der Aufteilung ist es erstaunlich, wie häufig die Realität an den Idealvorstellungen vorbeigeht. Dies trifft v.a. auf die Befragten mit partnerschaftlichen Idealvorstellungen zu, deren reale Aufteilung der familiären Arbeitsteilung traditionell bzw. halb-traditionell ausfällt. Umgekehrt sind keine partnerschaftlichen Familien aufgetreten, die eine traditionelle Aufteilung bevorzugen würden. Für die Kinderbetreuung lässt sich eine widersprüchliche Konstellation besonders häufig feststellen, während für die Hausarbeiten viel öfter die flexible Aufteilung bevorzugt wird, wodurch die Widersprüche etwas abgeschwächt werden. Die Männer tendieren

Darstellung 11.6: Belastung der Paare in Abhängigkeit vom Familientyp



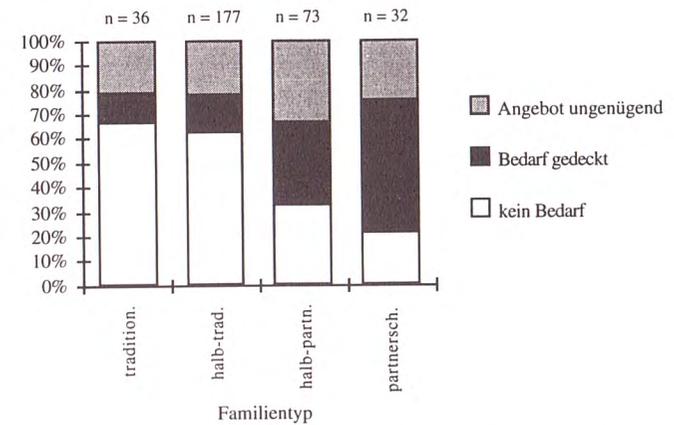
dabei vermehrt zu traditionellen Familienverhältnissen, was weiter oben bereits diskutiert worden ist (Kapitel 11.3).

Wenn die partnerschaftliche Aufteilung der familiären Arbeiten für beide Partner eine Erleichterung bringen würde, dann würde sie sich vermutlich rasch durchsetzen. Wie steht es nun mit der Belastung der Betroffenen in Abhängigkeit von der familiären Organisation? Die entsprechende Auswertung zeigt relativ deutlich, dass partnerschaftliche Aufteilung mit einer vermehrten subjektiven Belastung verbunden ist. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, dass diese Belastung nicht als Zeichen der Unzufriedenheit gewertet werden darf, denn die Befragten mit partnerschaftlicher Arbeitsteilung nehmen die vermehrte Belastung bewusst in Kauf und betrachten diese als Einsatz für ihre vermehrte Gleichstellung. In der Darstellung 11.6 wird nochmals deutlich, dass sich die Männer weniger stark belastet fühlen als die Frauen.

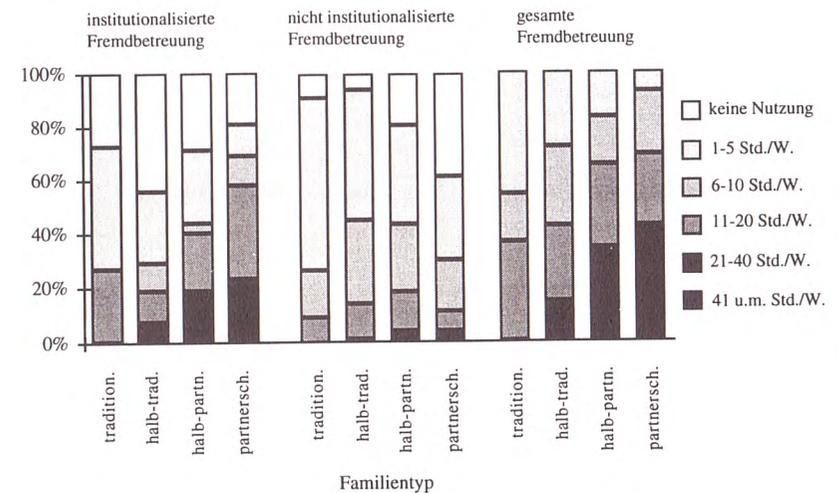
11.5.6 Arbeitsteilung und Fremdbetreuungsbedarf

Erwartungsgemäss unterscheidet sich der Bedarf an und die Nutzung von Fremdbetreuung in Abhängigkeit von der familiären Arbeitsteilung. Dabei ist der Bedarf an institutionalisierter Fremdbetreuung vermehrt bei partnerschaftlicher Aufteilung der familiären Arbeiten abgedeckt, und die traditionellen und halb-traditionellen Paare geben vermehrt „keinen Bedarf“ an institutionalisierter Fremdbetreuung an. Die halb-partnerschaftlichen Paare weisen sowohl in der Kategorie „Bedarf gedeckt“ wie auch „Angebot nicht nutzbar“ erhöhte Zellenbesetzungen auf. Hier zeigt sich somit ein gewisses Ungenügen in der Versorgung mit Betreuungsangeboten. Eventuell würde

Darstellung 11.7: Bedarf an Fremdbetreuung in Abhängigkeit von der familiären Arbeitsteilung (Familientyp)



Darstellung 11.8: Nutzung von Fremdbetreuung in Abhängigkeit von der familiären Arbeitsteilung (Familientyp)



(n = 11 traditionell, 68 halb-traditionell, 52 halb-partnerschaftlich, 26 partnerschaftlich)

eine vermehrte Abdeckung des Bedarfs zu mehr partnerschaftlicher Arbeitsteilung in den Paaren führen (Darstellung 11.7).

Die familiäre Arbeitsteilung (Familientyp) steht in einem linearen Zusammenhang mit der gesamten Nutzung an Fremdbetreuung (Spearman Korrelation .28, p. < .001). Dabei wirkt sich v.a. die vermehrte Nutzung von institutionalisierter Fremdbetreuung

in partnerschaftlichen Paaren und entsprechend die verminderte Nutzung in traditionellen und halb-traditionellen Paaren auf diesen Zusammenhang aus. Bei der Nutzung von nicht-institutionalisierter Fremdbetreuung ist der Zusammenhang eher umgekehrt, aber nicht signifikant. Für die Messung dieser soeben besprochenen Zusammenhänge wurden übrigens nur solche Paare einbezogen, die in der Frage nach dem Bedarf an Fremdbetreuung nicht mit „kein Bedarf“ geantwortet haben. Die Nutzung an institutionalisierter und nicht-institutionalisierter Fremdbetreuung sowie die Gesamtnutzung von Fremdbetreuung in Abhängigkeit von der Arbeitsteilung lässt sich mit dem folgenden Säulendiagramm illustrieren. Insgesamt steigt die Nutzung an Fremdbetreuung bei vermehrt partnerschaftlicher Arbeitsteilung (Darstellung 11.8).

12 Erziehung und Betreuung der Kinder

Nachdem aufgezeigt worden ist, dass die meisten Familien als Elternpaare bzw. alleinerziehende Mütter mit den eigenen Kindern, aber ohne weitere Personen wohnen, dass die Kinder praktisch immer gewünscht und meistens geplant worden sind, dass eine akzeptierende Grundhaltung gegenüber der Selbstbestimmung der Frauen bei unerwünschter Schwangerschaft vorherrscht, dass in Paaren mit betreuungsbedürftigen Kindern eine eher traditionelle Aufteilung der familiären Arbeiten üblich ist, was aber nicht unbedingt den Idealvorstellungen entspricht, dass bezüglich der Erwerbstätigkeit eine Umverteilung zugunsten der Frauen gewünscht wird, möchten wir nun darlegen, wie sich die befragten Eltern zu Erziehungsfragen äussern.

Bei der Behandlung der Erziehungsfragen machen wir eine Unterscheidung zwischen Einstellungen und Verhalten der Eltern. Unter Einstellungen werden im folgenden erstens die langfristigen Erziehungsziele betrachtet, die anhand eines speziell erstellten Messinstrumentes erhoben worden sind. Resultat dieser Messung ist eine Rangliste der Erziehungsziele. Durch Clusteranalyse mit den Erziehungszieldaten lassen sich die Befragten in zwei Gruppen mit differenter Erziehungsorientierung unterteilen, wodurch die Prüfung von Zusammenhangshypothesen auf aggregierter Ebene möglich wird. Als weitere Einstellungsaspekte in Sachen Erziehung haben wir zweitens nach den schönen und belastenden Seiten des Elternschaft gefragt, sowie nach der Wahrnehmung von gesellschaftlichen Problemen, die sich speziell auf die Kindererziehung auswirken.

Das Erziehungsverhalten lässt sich eigentlich nur durch Beobachtung valide erheben, da schriftliche und mündliche Auskünfte der Eltern mit Vorbehalt zu interpretieren sind. Wir haben dennoch die Eltern nach ihrem erzieherischen Verhalten gefragt, sind uns dabei aber im klaren, dass Quantifizierungen höchstens relative, nicht aber absolute Gültigkeit haben können. Bei den Verhaltensaspekten unterscheiden wir zwischen Sanktionen, Aktivitäten mit den Kindern und den Kindern zugemutete Selbständigkeit.

12.1 Erziehungseinstellungen der Eltern

In Befragungen über Einstellungen²³ zum Thema Elternschaft fällt es den Befragten in der Regel leicht, Gründe *gegen* Kinder anzugeben. Motive *für* Kinder bleiben da-

²³ Mit *Einstellung* wird im folgenden die subjektive Haltung von Individuen gegenüber bestimmten Gegenständen oder Gegenstandsklassen bezeichnet. Einstellungen können als Erklärungen von Verhaltensweisen herbeigezogen werden, ohne dabei allerdings als kausale Ursachen zu fungieren. Einstellungen widerspiegeln verinnerlichte Motivstrukturen von Personen. Für die Erhebung von Einstellungen eignet sich die mündliche oder schriftliche Befragung. Die Einstellungen werden dabei durch eine Zusammenstellung von geeigneten Items repräsentiert, wobei die Bewertung jedes

gegen eher diffus. Dies lässt sich damit erklären, dass eigene Kinder zu haben in der heutigen Gesellschaft für die Eltern nicht mehr eine überlebensnotwendige Voraussetzung darstellt und auch nicht mit materiellen Vorteilen verknüpft ist.

Um die Einstellung zur Elternschaft zu erfassen, befragten wir die Eltern deshalb insbesondere zu möglichen Gründen *für* die Elternschaft anhand von Vorgaben, um so konkretere Antworten zu erhalten. Für die Operationalisierung der „schönen Seiten“ hatten wir uns vorwiegend auf die Ergebnisse der ersten Untersuchung abgestützt und intuitiv einige zusätzliche Kategorien gebildet. Um die Frage nach den Belastungen der Elternschaft zu operationalisieren, bezogen wir uns auf eine Arbeit von Nave-Herz (1989, p. 108). Die Frage war bereits in der ersten Phase unserer Untersuchung behandelt worden, was viele Belastungsaspekte aufzeigte, die dann übernommen werden konnten. Belastungen der Elternschaft resultieren nicht nur aus der innerfamiliären Situation, den Bedürfnissen der Kinder und der Eltern selber, sondern auch aufgrund von Gesellschaftsproblemen, die von den Eltern unterschiedlich wahrgenommen und beurteilt werden. Durch gesellschaftliche Probleme bedingte Erziehungsschwierigkeiten zu untersuchen, liefert schon an sich interessante Informationen über die Hierarchie der Problemlagen. Die Einstellung gegenüber gesellschaftlichen Problemen kann aber auch als Indikator für die Befindlichkeit der Eltern betrachtet werden und wir vermuten, dass dieses Problembewusstsein der Eltern Erklärungen für deren Erziehungsstil liefern könnte. Im Gegensatz zu Kellerhals (1991, p. 66), der die Eltern danach fragte, welche Risiken für das Kind für die nächsten zwei bis drei Jahre nach Möglichkeit zu vermeiden seien, fragten wir die Eltern danach, wieweit es zutrefte, dass die vorgegebenen Problemlagen das Erziehen von Kindern schwierig machen. Vermieden wurde dadurch eine eher hypothetische Fragestellung.

In der vorliegenden Untersuchung wird unterschieden zwischen langfristigen Orientierungen (Erziehungszielen) und aktuellen Erziehungseinstellungen (schöne Seiten, Belastungen, erziehungsrelevante Gesellschaftsprobleme). Zu all diesen Einstellungsbereichen sind den Befragten zahlreiche skalierte Items vorgelegt worden. Als interessante Ergebnisse können bereits die Ausprägungen der einzelnen Items betrachtet werden. Eine Konzentration der Informationsflut zu aussagekräftigeren Dimensionen erfolgte schliesslich mittels geeigneter multivariater Verfahren.

12.1.1 Erziehungsziele

Als Erziehungsziele betrachten wir Eigenschaften, welche durch das erzieherische Handeln der Eltern bei den Kindern gefördert werden sollen. Bei der Befragung wurden den Eltern Vorgaben (Items) vorgelegt, die sie gemäss ihren Präferenzen bewerten sollten. Für die Operationalisierung dieser Frage hatten wir aus einigen Untersuchungen der Erziehungszielforschung verschiedenste Items gesammelt (Paetzold

einzelnen Items anhand von Rating-Skalen erfolgt. Diese Itembatterien können anschliessend zu ein- oder mehrdimensionalen Skalen zusammengefasst werden.

1986; Kellerhals 1991; Reuband 1988; Ulich 1989; Meyer 1983). Ein Teil der Items stammte aus dem Textkorpus der offenen Befragung unserer ersten Untersuchungsphase.

Die Anzahl möglicher Items für eine derartige Fragestellung ist sehr gross, und wir überlegten uns, nach welchen Kriterien wir eine sinnvolle Auswahl treffen sollten. Da unsere Untersuchung einerseits eher deskriptiv angelegt ist und wir nicht die ganze Palette von Erziehungszielen zur Auswahl anbieten konnten, andererseits die offene Abfrage Vergleichsmöglichkeiten verhindern würde, hatten wir theoretisch zwei Dimensionen (Handlungsart, Handlungsorientierung) bestimmt, nach denen die Erziehungsziele auf vier Felder verteilt werden konnten. Auf dem semantischen Feld unterschieden wir eine Achse zwischen emotional / rational (Handlungsart) und eine zweite Achse zwischen Innen- (Ego-) -orientierung und Aussen- (Alter-) -orientierung. Daraus resultieren vier Kategorien mit den Bezeichnungen 1. „Selbstzufriedenheit“ (emotionale Innenorientierung), 2. „Autonomie“ (rationale Innenorientierung), 3. „Konformität“ (rationale Aussenorientierung) und 4. „Empathie“ (emotionale Aussenorientierung). Da die Auswahl möglichst breit gefächert sein sollte, um Verzerrungen durch a priori Schwerpunktsetzungen zu vermeiden, wählten wir für jedes der vier Felder eine gleiche Anzahl von Erziehungszielen aus.

Die Auswahl erfolgte aufgrund längerer Diskussionen innerhalb der Projektgruppe. Die vier Kategorien bestehen aus insgesamt 36 Items (pro Kategorie 9 Items, vgl. Übersicht 12.1).

Die befragten Personen hatten die Items nach dem Grad an Wichtigkeit zu unterscheiden, wobei durch die Untersuchungsanlage dafür gesorgt wurde, dass je neun Items auf die Skalenwerte „besonders wichtig“, „wichtig“, „eher wichtig“ und „weniger wichtig“ zu liegen kamen. Es sollte damit vermieden werden, dass die meisten Items der Kategorie „besonders wichtig“ zugeordnet werden. Die befragten Personen wurden angewiesen, innerhalb der Erziehungsziel-Vorgaben Prioritäten zu setzen und zu unterscheiden. Die 36 Items wurden in Form von beschrifteten Täfelchen vorgelegt, die auf einem Schema mit vier nach den Skalenwerten beschrifteten Säulen aus-

Übersicht 12.1: Kategorien und Items der Erziehungsziele

<i>Selbstzufriedenheit:</i>	<i>Autonomie:</i>	<i>Konformität:</i>	<i>Empathie:</i>
- begeisterungsfähig sein	- durchsetzungsfähig sein	- anpassungsfähig sein	- Achtung vor anderen haben
- gefühlssicher (intuitiv) sein	- ehrgeizig sein	- anständig sein	- dankbar sein
- genussfähig sein	- entscheidungsfähig sein	- aufgeschlossen sein	- Einfühlungsvermögen haben
- glücklich sein	- kritikfähig sein	- fleissig sein	- Gemeinschaftssinn haben
- idealistisch sein	- leistungsbereit sein	- gehorsam sein	- hilfsbereit sein
- phantasievoll sein	- selbständig sein	- ordentlich sein	- liebevoll sein
- Selbstvertrauen haben	- unabhängig sein	- Regeln und Grenzen anerkennen	- offen zu anderen Menschen sein
- sich selbst verwirklichen können	- vorausblickend sein	- verantwortungsbewusst sein	- tolerant sein
- zufrieden sein	- willensstark sein	- zuverlässig sein	- Vertrauen haben

zulegen waren. Die Zuordnung der Erziehungsziel-Täfelchen wurde schliesslich von der befragenden Person in den Fragebogen übertragen.²⁴

Der Aufwand für diese Erhebung der Erziehungsziele war vergleichsweise hoch und das Vorgehen umständlich, weshalb zu befürchten war, dass die Beteiligung der Befragten und die Vollständigkeit der Daten problematisch würde. Der Rücklauf zeigt aber, dass unsere Befürchtungen zwar begründet waren, die Probleme aber durch entsprechende Anweisungen bewältigt werden konnten. Von den 377 Befragungen konnten die Daten von 364 Personen ausgewertet werden. Die 13 Ausfälle waren hauptsächlich auf ein unsachgemässes Verhalten der befragenden Person und nicht auf Verweigerung der Befragten zurückzuführen.

Um einen Überblick zu den Erziehungszielen der Eltern zu gewinnen, betrachten wir zu jedem Item die zentrale Tendenz. Die Skalenwerte von „besonders wichtig“ bis „weniger wichtig“ sind mit den Codes 1 bis 4 versehen worden. Als Mass für die zentrale Tendenz beziehen wir uns auf die arithmetischen Mittelwerte der einzelnen Items für die ganze Stichprobe bzw. für Stichproben-Gruppierungen. Tiefe Werte bedeuten dabei eher „wichtig“ und hohe Werte eher „unwichtig“. Da das Erhebungsinstrument von den befragten Eltern verlangte, alle Items zuzuordnen und alle Säulen gemäss Vorlage auszufüllen (9 Items pro Skalenposition), sind die Freiheitsgrade eingeschränkt und die 36 Variablen tendenziell voneinander abhängig. Die Zuordnungen der Erziehungsziele zu den Skalenpositionen können daher nicht als Ausdruck der *absoluten* Relevanz eines einzelnen Erziehungsziels betrachtet werden. Die quantitativen Ergebnisse sind vielmehr ein Ausdruck der *relativen* Wichtigkeit eines Erziehungsziels im Vergleich zu einem anderen Erziehungsziel.

Anhand der arithmetischen Mittelwerte für die 36 Erziehungsziel-Variablen lassen sich relativ wichtige und weniger wichtige Erziehungsziele unterscheiden. Im Anhang (Tab. 12) sind die entsprechenden Daten der Erziehungsvariablen aufgelistet. Wir haben dabei nach der Familiensituation unterschieden. Von den Partnern haben wir keine Daten, da die Erziehungsziele nur bei den mündlich befragten Personen erhoben worden sind. Die Rangliste mit den Daten aller Personen gibt Auskunft über die relative Wichtigkeit der Erziehungsziele in der Gesamtstichprobe. An vorderster Stelle befinden sich die Items „Selbstvertrauen haben“, „glücklich sein“, „verantwortungsbewusst sein“, „selbständig sein“, „entscheidungsfähig sein“ und „zufrieden sein“, an hinterster Stelle die Erziehungsziele „gehorsam sein“, „ehrgeizig sein“, „ordentlich sein“, „dankbar sein“, „vorausblickend sein“ und „fleissig sein“. Hier wird bereits deutlich, dass eher Tugenden der Selbstverwirklichung, der Persönlichkeitsentfaltung und der Zufriedenheit angestrebt werden als Tugenden der Disziplinierung.

²⁴ Einige methodologische Hinweise zum Verfahren finden sich in Herzog (1989, p. 14; vgl. auch Kerlinger 1964, p. 506ff.).

Tabelle 12.1: Parameter der vier Erziehungsziel-Kategorien

Kategorien	Mittelwert	Standardabweichung	Rang
Selbstzufriedenheit	2.31	0.40	2
Autonomie	2.58	0.37	3
Konformität	2.83	0.44	4
Empathie	2.28	0.35	1

Wie oben dargelegt, beruht die verwendete Liste der Erziehungsziele auf je 9 Items aus vier Kategorien (Selbstzufriedenheit, Autonomie, Konformität, Empathie). Um die Bedeutung dieser vier Kategorien zu ermitteln, vergleichen wir die zentrale Tendenz der Kategorien. Dazu addieren wir die Codewerte der jeweils 9 zusammengehörigen Items und bilden das arithmetische Mittel. Dies führt zu folgendem Ergebnis (Tabelle 12.1).

Über alle Personen gemittelt, fällt der Wert für die Kategorie „Empathie“ am kleinsten aus (Mean 2.28), was besagt, dass die 9 Items dieser Kategorie *zusammen* die wichtigsten Erziehungsziele umfassen. Überraschend ist dabei der Umstand, dass in der Rangliste aller Items von den ersten 6 keines dieser Kategorie angehört. Am zweitwichtigsten ist die Kategorie „Selbstzufriedenheit“ (Mean 2.31), zu der die Items mit Rang 1, 2 und 6 gehören. An dritter Stelle steht die Kategorie „Autonomie“ (Mean 2.58) und an vierter Stelle „Konformität“ (Mean 2.83). Zur letztplatzierten Kategorie „Konformität“ gehören etliche Items mit hinteren Rangplätzen (Rang 36, 34, 31).

Emotionale Erziehungsziele (Selbstzufriedenheit, Empathie) werden offensichtlich als wichtiger betrachtet als rationale Erziehungsziele (Autonomie, Konformität). Mit knapp einer halben Skalenposition ($2.83 - 2.28 = 0.45$) Differenz zwischen der relativ wichtigsten (Empathie) und der relativ unwichtigsten Kategorie (Konformität) sind die Unterschiede im Durchschnitt aber nicht sehr gross.

Nach dieser theoretisch orientierten Auswertung mit den vier konstruierten Kategorien, verlagern wir die Analyse auf empirische Methoden der Kategorienbildung. Eine effiziente Möglichkeit, um die Datenfülle zu strukturieren, bietet sich mit der Clusteranalyse an. Dabei werden Gruppen von Untersuchungsfällen mit ähnlichen Datenmustern (ähnliche Werte auf bestimmten Variablen) gebildet. Die Träger der Datenmuster sind auch die typischen Vertreter bestimmter Einstellungen und verkörpern dabei eine bestimmte Ausprägung auf der durch die einbezogenen Variablen gemessenen Dimension. Für die Clusteranalyse verwendeten wir die SPSS-Prozedur QUICK CLUSTER (Schlussbericht, Bd. 2, p. 161f.).

Die Clusteranalyse mit den Erziehungsziel-Variablen hat drei verschiedene Clusterlösungen mit 2, 3 und 4 Gruppen ergeben. Für die folgenden Auswertungen haben wir die Lösung mit zwei Gruppen bevorzugt. Aufgrund der Items, die in der jeweiligen Gruppe als relativ wichtig betrachtet wurden, haben wir den Gruppen die Etiketten

Übersicht 12.2: Die dominierenden Erziehungsziele der beiden Gruppen*

Gruppe 1 (n = 204): traditionelle Werte	Gruppe 2 (n = 161): neue Werte
anständig sein zuverlässig sein fleissig sein gehorsam sein hilfsbereit sein ordentlich sein dankbar sein Regeln und Grenzen anerkennen Achtung vor anderen haben verantwortungsbewusst sein anpassungsfähig sein zufrieden sein	phantasievoll sein genussfähig sein gefühlssicher (intuitiv) sein begeisterungsfähig sein kritikfähig sein sich selbst verwirklichen können unabhängig sein idealistisch sein durchsetzungsfähig sein willensstark sein offen zu anderen Menschen sein vorausblickend sein

* Mit dieser Unterteilung der Erziehungsorientierung in zwei Gruppen wird nicht behauptet werden, dass die aufgeführten Erziehungsziele jeweils als „besonders wichtig“ betrachtet werden“. In beiden Gruppen ist der Unterschied in der Rangliste insgesamt eher klein. In den ersten Positionen (Selbstvertrauen haben: Rang 1; glücklich sein: Rang 2; selbständig sein: Rang 5) ergeben sich für beide Gruppen keine Unterschiede. Die Differenz bezieht sich nur auf die relative Position der aufgeführten Erziehungsziele. So ist „anständig sein“ in der ersten Gruppe auf Rang 22 und in der zweiten Gruppe auf Rang 32 usw. Als dominierend betrachten wir diejenigen Erziehungsziele, die sich beim t-Test bzw. Mann-Whitney-Test signifikant unterscheiden und deren Mittelwerte in der jeweiligen Gruppe tendenziell auf die Seite „besonders wichtig“ (kleinerer Mittelwert) zu liegen kommen.

„traditionelle Werte“ und „neue Werte“ zugeordnet. Um die Trennschärfe der einzelnen Items zu bestimmen, wurde für jedes Item ein Vergleich der beiden Gruppenmittelwerte (Mann-Whitney-Test) durchgeführt. Als differenzierende Items betrachten wir diejenigen, bei denen der Test signifikant ausgefallen ist. Eine Liste der differenzierenden Items vermittelt einen Eindruck über die erzieherische Orientierung der beiden Gruppen (Übersicht 12.2).

Um die beiden Item-Gruppen auf der Basis der Clusteranalyse zu charakterisieren, wollen wir mittels Kreuztabellierung testen, welche demographischen Merkmale die vorgefundenen Gruppen aufweisen. Wir haben zu diesem Zweck die Clusterlösung mit den Variablen „Familiensituation“, „Herkunft“, „Konfession“, „politische Einstellung“ und dem „sozio-ökonomischen Status“ gekreuzt. Dabei zeigt sich, dass die Familiensituation zwar tendenziell einen Einfluss hat (neue Werte eher bei Alleinerziehenden), jedoch nicht in signifikantem Ausmass. Die unterschiedliche Herkunft (Schweiz vs. Ausland) kann die unterschiedliche Erziehungsorientierung nicht erklären. Die Konfession hat dagegen eine gewisse Erklärungskraft, indem die Protestantinnen und Protestanten sowie die Konfessionslosen die neuen Werte bevorzugen, während die traditionellen Werte von Katholikinnen und Katholiken aber auch von Angehörigen anderer Konfessionen vermehrt als wichtig betrachtet werden. Die politische Einstellung kann ebenfalls die Wertpräferenzen erklären. Linke Selbstzuordnung korrespondiert danach mit den neuen Werten, während politisch rechte oder mittlere Selbstzuordnung eher mit den traditionellen Werten einhergeht. Die erziehe-

Übersicht 12.3: Charakterisierung der beiden Gruppen der Erziehungsorientierung (traditionelle Werte, neue Werte) anhand von Zusammenhängen mit weiteren Variablen*

	Familiensituation	Herkunft	Konfession	Politische Einstellung	sozio-ökonomische Schichtzugehörigkeit
Gruppe 1 (n = 204): traditionelle Werte	Partnerschaft	≈	katholisch, andere Konf.	Mitte, rechts der Mitte	Unterschicht, mittl. Unterschicht
Gruppe 2 (n = 161): neue Werte	alleinerzieh. Frauen	≈	protestantisch, keine Konf.	links der Mitte	mittl. Oberschicht, Oberschicht

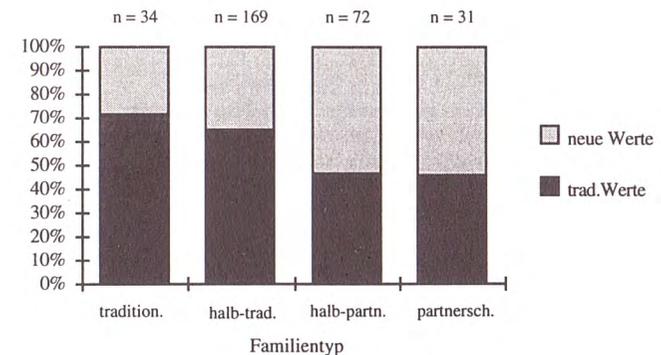
* Durch Kreuztabellierung der Cluster mit einigen demographischen Variablen wurde ermittelt, welche Merkmale im jeweiligen Cluster vermehrt auftreten (Chiquadrat: ** sign. < .01).

rische Orientierung ist auch von der sozialen Schicht abhängig. Personen mit relativ tiefem sozio-ökonomischem Status präferieren die traditionellen Werte, während die Oberschichten eher die neuen Werte als wichtig betrachten (Übersicht 12.3).

12.1.2 Erziehungsorientierung und familiäre Arbeitsteilung

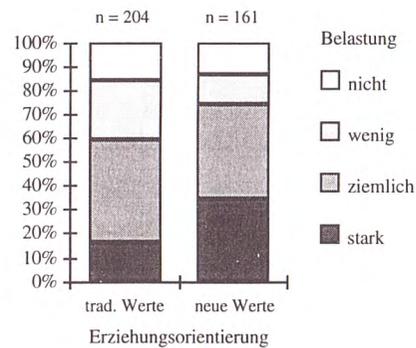
Zwar erwartet, aber dennoch interessant ist der Umstand, dass die familiäre Arbeitsteilung und die Erziehungsorientierung parallel verlaufen, insofern die Frauen in traditionellen Familien auch vermehrt der Gruppe mit traditioneller Erziehungsorientierung und die Frauen in partnerschaftlichen Familien vermehrt der Gruppe „neue Werte“ angehören. Dies kann als Unterstützung für die Theorie der Familientypen betrachtet werden, denn einem empirisch erforschten Sozialverhalten (Aufteilung der

Darstellung 12.1: Erziehungsorientierung und familiäre Arbeitsteilung bei Paaren (Familientyp)



(Chiquadrat sign. < .01)

Darstellung 12.2: Subjektive Belastung der Frau durch die familiären Arbeiten und Erziehungsorientierung



(Chiquadrat sign. < .01)

familiären Arbeiten) kann auf plausible Weise tendenziell eine entsprechende Werthaltung zugeschrieben werden (Darstellung 12.1).

Wir wissen bereits, dass sich die Befragten in partnerschaftlich organisierten Familien vermehrt belastet fühlen (Kapitel 11.5.5). Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass ein Zusammenhang auch zwischen Erziehungsorientierung und subjektiver Belastung der Frauen besteht. Die Befragten mit traditioneller Erziehungsorientierung fühlen sich weniger belastet, als die Befragten mit der Orientierung „neue Werte“, die sich vermehrt stark bzw. ziemlich stark belastet fühlen (Darstellung 12.2).

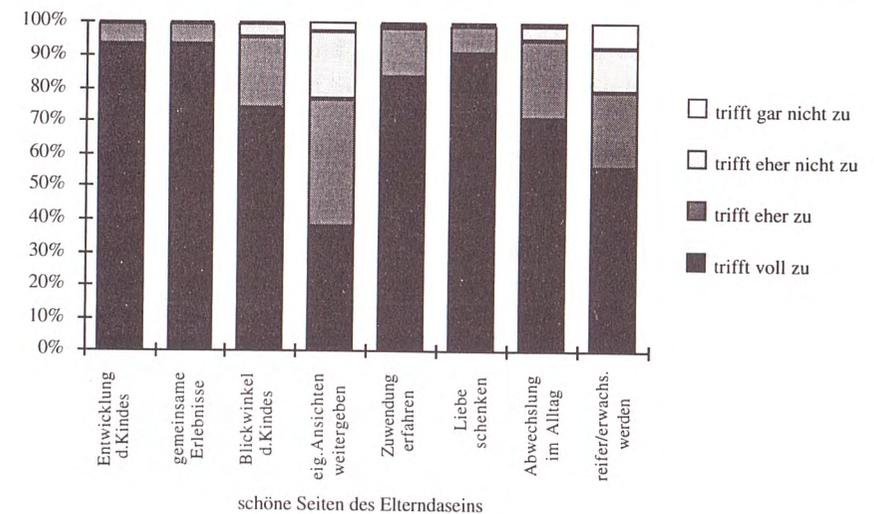
12.1.3 Schöne Seiten

Bevor wir nach den Belastungen der Elternschaft gefragt und den Eltern Gelegenheit zu geben haben, ihre Situation zu problematisieren, haben wir sie aufgefordert, die „schönen Seiten der Elternschaft“ darzustellen. Folgende acht Items sind verwendet worden:

- Schön ist es ...
- ... zuzusehen, wie sich ein Kind entwickelt
 - ... mit dem Kind gemeinsame Erlebnisse zu haben
 - ... den Blickwinkel von einem Kind zu erfahren
 - ... eigene Ansichten an ein Kind weiterzugeben
 - ... von einem Kind Zuwendung zu erfahren
 - ... einem Kind Liebe zu schenken
 - ... dass ein Kind Leben und Abwechslung in den Alltag bringt
 - ... dass man durch ein Kind reifer und erwachsener wird

Die Befragten hatten dabei anhand einer vierstufigen Skala anzugeben, wie weit das jeweils vorgegebene Item für sie zutrifft. Die Antwortverteilung zu den einzelnen Items für alle Befragten zusammengenommen kommt in der Darstellung 12.3 zum Ausdruck.

Darstellung 12.3: Schöne Seiten der Elternschaft (alle Befragten zusammen, n = 625)



Als wichtigstes Ergebnis dieser Untersuchungsfrage kann eine generelle Zustimmung zu den vorgegebenen „schönen Seiten“ der Elternschaft vermerkt werden. Bei gewissen Items entsteht gar der Eindruck von Stereotypen, wenn nämlich praktisch keine Antworten erscheinen, die nicht ein volles Zutreffen des jeweiligen Items bekunden (v.a. die Items „zusehen, wie sich ein Kind entwickelt“, „mit dem Kind gemeinsame Erlebnisse haben“, „vom Kind Zuwendung erfahren“ und „dem Kind Liebe schenken“).

Wenn wir den vier Stufen der Ratingskala numerische Werte zuweisen, lässt sich der Grad an Zustimmung als arithmetischer Durchschnittswert (Mean) der Codewerte ausdrücken. Gemäss der Codierung (von 1 bis 4) weisen tiefe Werte (gegen 1) auf ein Zutreffen, hohe Werte (gegen 4) auf ein Nicht-Zutreffen des Items. Wir berechnen die Durchschnittswerte für die unterschiedlichen Familiensituationen bzw. sozio-ökonomischen Statusgruppen und Typen der familiären Arbeitsteilung jeweils separat, so dass dabei Differenzen und Trends ersichtlich werden. Eine Signifikanzprüfung mit der Varianzanalyse kann dabei allerdings nicht als statistisch legitime Zusammenhangsprüfung betrachtet werden, da die Daten Normalverteilungsbedingungen nicht erfüllen (vgl. im folgenden die Tabellen 13 und 14 „Varianzanalyse: Erziehungseinstellung (bzw. Erziehungspraxis) in Abhängigkeit der Familiensituation“ im Anhang).

Praktisch volle Zustimmung stellen wir fest für die Aspekte „Entwicklung des Kindes“ (Mean: Pf. 1.03; Pa. 1.14; a.F. 1.02; a.M. 1.00), „gemeinsame Erlebnisse“ (Mean: Pf. 1.03; Pa. 1.14; a.F. 1.02; a.M. 1.20) und „dem Kind Liebe schenken“

(Mean: Pf. 1.04; Pa. 1.22; a.F. 1.00; a.M. 1.00). Gewissermassen als Ausnahmen erscheinen die Aspekte „eigene Ansichten weitergeben“ (Mean: Pf. 1.88; Pa. 1.91; a.F. 1.89; a.M. 2.00) und „reifer und erwachsen werden“ (Mean: Pf. 1.54; Pa. 2.00; a.F. 1.56; a.M. 2.00), die allerdings immer noch durchschnittlich im Bereich der vollen bis teilweisen Zustimmung liegen. Interessant sind aber die ausnahmslos höheren Werte für die Partner, was darauf schliessen lässt, dass die Männer bei diesen überwiegend emotionalen Aspekten der Elternschaft eine gewisse Zurückhaltung hegen. Trotzdem beurteilen die Männer ihr Verhältnis zum Kind ebenfalls durchwegs sehr positiv (d.h. überwiegend Skalenkategorien „trifft voll zu“ und „trifft eher zu“ mit den Codewerten 1 und 2). Tabellen mit den Ergebnissen der Varianzanalyse befinden sich im Anhang (Tabelle 13).

Mit dem *sozio-ökonomischen Status* besteht nur ein geringer Zusammenhang. Zwar zeigt ein Vergleich der Mittelwerte aufgrund der Varianzanalyse, dass in den Unterschichten die vorgegebenen Aspekte der „schönen Seiten“ der Elternschaft noch ausgesprochen zutreffen. Die Unterschiede sind aber nur bei den Paarfrauen für die Variablen „eigene Ansichten weitergeben“ und „Leben und Abwechslung in den Alltag bringen“ signifikant. Der mittlere Unterschied beträgt selbst da weniger als ein halbes Skalenintervall (dazu keine Tabellen).

Die *familiäre Teilung der Arbeit* trägt sehr wenig zur Erklärung bei. Mit Ausnahme des Items „eigene Ansichten an ein Kind weitergeben“, das in partnerschaftlichen Familien von den mündlich Befragten als am meisten und in halb-partnerschaftlichen Familien als am wenigsten zutreffend bezeichnet worden ist, lassen sich die weiteren Items nicht mit der familiären Arbeitsteilung erklären. Die Unterschiede der arithmetischen Mittelwerte sind dafür zu klein. Ein tendenzieller Zusammenhang ist nicht ersichtlich (dazu keine Tabellen).

Wir können somit festhalten, dass die Vorgaben für die schönen Seiten der Elternschaft generell als zutreffend betrachtet werden, was darauf schliessen lässt, dass die befragten Eltern äusserst positiv zu ihren Kindern eingestellt sind. Vereinzelt signifikante Unterschiede in Abhängigkeit mit dem sozio-ökonomischen Status (bei „eigene Ansichten weitergeben“ und „Abwechslung im Alltag“) aufgrund von Varianzanalysen deuten darauf hin, dass die positive Einstellung zur Elternschaft in den Unterschichten besonders stark vorhanden ist.

12.1.4 Belastungen

Bei der Frage nach den Belastungen der Elternschaft haben wir zwölf Items vorgegeben, zu deren Bewertung wiederum die vierstufige Ratingskala von „trifft voll zu“ bis „trifft gar nicht zu“ verwendet worden ist. Die Items lauteten folgendermassen:

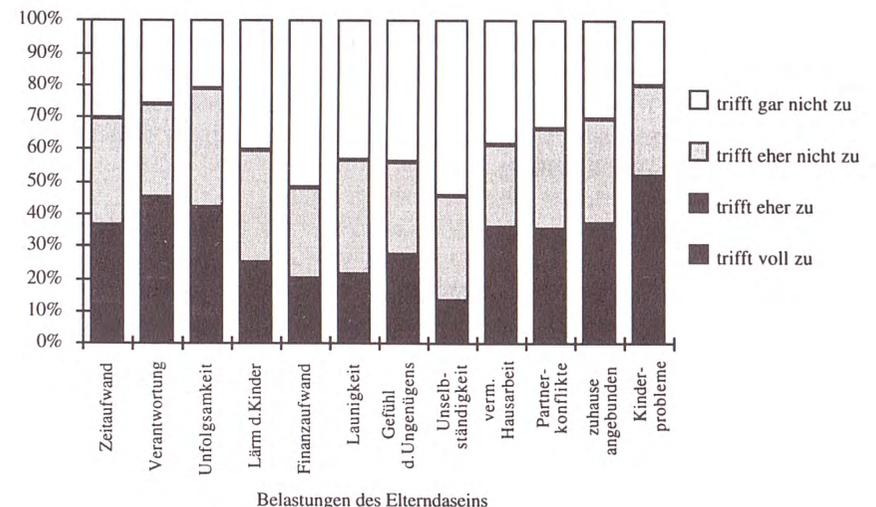
- Belastend ist ...
- ... dass für Kinder viel Zeit aufgewendet werden muss
 - ... die grosse Verantwortung, Kinder zu haben
 - ... dass Kinder oft unfolgsam sind
 - ... dass Kinder viel Lärm machen

- ... dass Kinder viel Geld kosten
- ... dass Kinder launisch sind
- ... das ständige Gefühl, nicht genügend für das Kind zu leisten
- ... dass Kinder unselbständig sind
- ... dass wegen der Kinder mehr Hausarbeit entsteht
- ... dass durch Kinder Konflikte mit dem Partner entstehen
- ... dass man ständig daheim angebunden ist
- ... dass man durch die Probleme von den Kindern selber betroffen wird

Die Antwortverteilung zu den einzelnen Items in der Gesamtstichprobe wird aus der Darstellung 12.4 ersichtlich.

Die Mittelwerte bei dieser Frage deuten – im Gegensatz zur Frage nach den schönen Seiten der Elternschaft – auf grössere Differenzen hin. Allerdings besteht eine Tendenz, die vorgegebenen Belastungen als eher nicht zutreffend zu bezeichnen. Am ehesten wird der Aspekt „Betroffenheit durch Kinderprobleme“ noch als belastend empfunden (Mean: Pf. 2.38; Pa. 2.79; a.F. 2.13; a.M. 2.80). Die übrigen Aspekte liegen für praktisch alle Gruppen durchschnittlich im Bereich „trifft eher nicht zu“. Das einzige Item im Bereich „trifft gar nicht zu“ ist der „Finanzaufwand“ für die alleinerziehenden Männer (Mean: 3.60). Eine Tendenz auf die Seite „trifft zu“ verzeichnen die Items „grosse Verantwortung“ (Mean: Pf. 2.57; Pa. 2.74; a.F. 2.50; a.M. 1.80), „Kinder sind oft unfolgsam“ (Mean: Pf. 2.67; Pa. 2.78; a.F. 2.72; a.M. 2.20), „ständig zu Hause angebunden sein“ (Mean: Pf. 2.80; Pa. 2.96; a.F. 2.72; a.M. 2.00) und „viel Zeitaufwand für Kinder“ (Mean: Pf. 2.90; Pa. 2.79; a.F. 2.63; a.M. 2.00). Für Paare sind die Belastungen durch „Konflikte mit dem Partner“ (Mean: Pf. 2.91;

Darstellung 12.4: Belastungen der Elternschaft (alle Befragten zusammen, n = 625)



Pa. 2.90) und „vermehrte Hausarbeit“ (Mean: Pf. 2.94; Pa. 2.93) nicht ganz unbedeutend. Die Mittelwerte der Items „viel Lärm“, „kosten viel Geld“, „sind launisch“, „Gefühl des Ungenügens“ und „sind unselbständig“ liegen für alle Gruppen zwischen 3.00 und 3.50 und verweisen somit auf eine geringe Belastung der Eltern. Wenn wir die einzelnen Gruppen vergleichen, dann fällt auf, dass der Aspekt „viel Zeitaufwand“ für die alleinerziehenden Eltern (Mean: a.F. 2.63; a.M. 2.00) eine etwas grössere Belastung darstellt als für die Paare (Mean: Pf. 2.90; Pa. 2.79). Ansonsten stellen wir keine erwähnenswerten Unterschiede fest.

Belastungen durch die Kinder – signifikant dabei die finanzielle Belastung bei Paaren und die Belastungsaspekte „Zeitaufwand“, „grosse Verantwortung“, „vermehrte Hausarbeit“ und „zu Hause angebunden sein“ bei alleinerziehenden Frauen – werden tendenziell eher von den Befragten aus den unteren *Sozialschichten* als zutreffend betrachtet. Ausnahmen sind bei den Paaren die Belastungsaspekte „Zeitaufwand“ und „vermehrte Hausarbeit“ die signifikant eher von den oberen Sozialschichten als belastend empfunden werden. Die durchschnittlichen Unterschiede betragen aber nie wesentlich mehr als eine halbe Skalenposition.

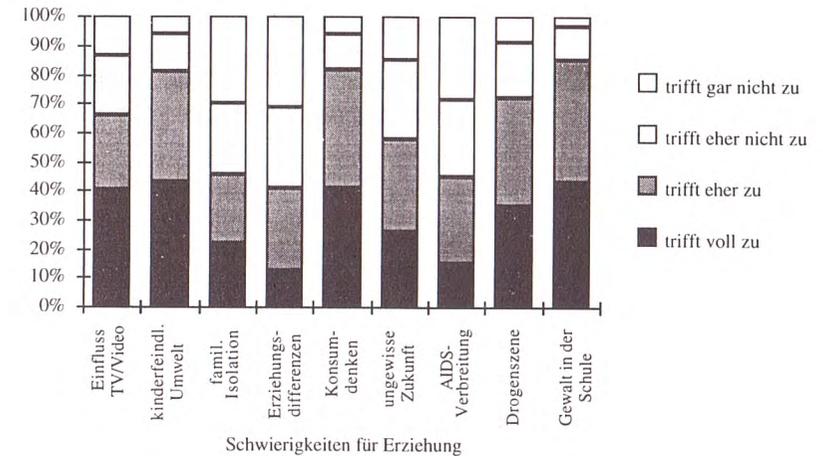
Die Befragten mit traditioneller *Arbeitsteilung* geben tendenziell eine grössere Belastung durch die Kinder an als die partnerschaftlich organisierten Paare. Signifikant ist dieser Zusammenhang bei den Belastungsaspekten „Kinder sind unfolgsam“ und „ständig zu Hause angebunden“ aus der Sicht der Frauen. Aus der Perspektive der Männer erhalten wir dagegen einen umgekehrten signifikanten Zusammenhang für den Aspekt „durch die Kinderprobleme betroffen werden“.

Zusammengefasst können wir feststellen, dass die in der Befragung vorgegebenen Belastungen durch die Kinder als eher *nicht* zutreffend betrachtet werden. Die Unterschiede in Abhängigkeit von der Familiensituation betragen dabei nur Bruchteile eines Skalenintervalls (wenn von der kleinen Gruppe der alleinerziehenden Männer abgesehen wird). Tendenzuell fühlen sich die Befragten der Unterschicht vermehrt belastet. Ausnahmen bestehen bei der zeitlichen Belastung und bei vermehrten Konflikten mit dem Partner, was von den Befragten aus der Oberschicht eher als belastend empfunden wird. Tendenzuell vermehrt belastet durch die Kinder fühlen sich Familien mit traditioneller Arbeitsteilung.

12.1.5 Gesellschaftliche Probleme

Eltern können nicht nur die unmittelbare Erziehungssituation als belastend empfinden. Beeinflusst wird die Elternschaft auch durch die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Problemen und Entwicklungen. Gefragt hatten wir nach gesellschaftlichen Veränderungen, die das Erziehen für die Eltern schwierig machen. Wir haben den Befragten dazu neun Items vorgegeben, zu denen sie wiederum mit der vierstufigen Ratingskala, die von „trifft voll zu“ (Code 1) bis „trifft gar nicht zu“ (Code 4)

Darstellung 12.5: Gesellschaftsprobleme die Erziehung schwierig machen (nur mündlich Befragte, n = 377)



reicht, ihre Einstellung ausdrücken konnten. Diese Frage wurde nur in der (mündlichen Befragung) der Frauen und der alleinerziehenden Männer gestellt.

Die Items lauteten wie folgt:

Schwierig für die Erziehung ist ...

- ... der Einfluss von Fernsehen und Video
- ... die kinderfeindliche Umwelt
- ... die Isolation der Kleinfamilie
- ... die Uneinigkeit über richtige Erziehung
- ... das Konsumdenken in der Gesellschaft
- ... die Ungewissheit über die Zukunft
- ... die Verbreitung von AIDS
- ... die Ausweitung von der Drogenszene
- ... die Gewalt in der Schule

Die Antwortverteilung für die mündlich Befragten kommt in der Darstellung 12.5 zum Ausdruck.

Aufgrund der Mittelwerte wurde dem Gesellschaftsproblem „Gewalt in der Schule“ (Mean: Pf. 1.78; a.F. 1.57; a.M. 1.40) am ehesten ein negativer Einfluss auf die Erziehungssituation zugemessen. Als weitere Schwierigkeiten von Bedeutung wurden das „Konsumdenken in der Gesellschaft“ (Mean: Pf. 1.86; a.F. 1.70; a.M. 1.80) und die „kinderfeindliche Umwelt“ (Mean: Pf. 1.83; 1.80; 1.60) betrachtet. Als eher zutreffend bezüglich Erschwernissen in der Erziehung wurden weiter die Items „Drogenszene“ (Mean: Pf. 2.02; a.F. 2.04; a.M. 1.80), „Einfluss von TV und Video“ (Mean: Pf. 2.12; a.F. 1.83; a.M. 1.60) und „Ungewissheit über die Zukunft“ (Mean: Pf. 2.26; a.F. 2.65; a.M. 2.00) eingeschätzt. Die weiteren vorgegebenen Schwierigkeiten wurden durchschnittlich eher als nicht zutreffend beurteilt: „Isolation in der

Kleinfamilie“ (Mean: Pf. 2.62; a.F. 2.50; a.M. 2.60), „Uneinigkeit über Erziehung“ (Mean: Pf. 2.73; a.F. 3.06; a.M. 3.00) und „Verbreitung von AIDS“ (Mean: Pf. 2.64; a.F. 2.93; a.M. 2.80). Nie konnte dabei aber eine Tendenz auf die Seite „trifft gar nicht zu“ (Codemittelwerte > 3.50) verzeichnet werden. Wir stellen also fest, dass alle vorgegebenen Aspekte zu den mehr oder weniger problematischen Erscheinungen in der Gesellschaft gehören, wobei die Gewalt in der Schule, das Konsumdenken und die kinderfeindliche Umwelt durchschnittlich am stärksten als problematisch betrachtet werden.

Die Angehörigen der unteren *Sozialschichten* vermerken tendenziell mehr erzieherische Schwierigkeiten, die durch Gesellschaftsprobleme bedingt sind. Signifikant ist dieser Zusammenhang allerdings nur bei den Paarfrauen beim Aspekt „Einfluss von Fernsehen und Video“. Die Differenz zwischen den beiden extremen Mittelwerten beträgt dabei 0.71 Skalenintervall.

Ein gewisser Zusammenhang mit der *familiären Arbeitsteilung* besteht darin, dass Frauen in partnerschaftlich organisierten Familien tendenziell vermehrt Schwierigkeiten angeben. Statistisch signifikant ist der Zusammenhang (Korrelation nach Pearson) aber nur beim Aspekt „Isolation der Kleinfamilie“. Die Varianzanalyse ergibt keine signifikanten Unterschiede.

Zusammengefasst können wir festhalten, dass als gesellschaftlich bedingte Schwierigkeiten für die Erziehung v.a. Gewalt in der Schule, Kinderfeindlichkeit, Konsumdenken, Drogenszene und Einfluss von Fernsehen und Video erachtet werden. Tendenzuell fühlen sich untere Sozialschichten vermehrt betroffen. Frauen in partnerschaftlich organisierten Familien empfinden das Familienleben tendenziell vermehrt als isolierend.

12.2 Erziehungsverhalten der Eltern

Neben der Einstellung zur Kindererziehung sind die konkreten Erziehungshandlungen ein weiterer Hinweis auf die erzieherischen Leistungen von Familien. Erziehung von Kindern heisst v.a. sich mit den Kindern aktiv auseinandersetzen. Eltern üben mit ihren Kindern gemeinsame Aktivitäten aus, lassen die Kinder aber auch selbständig ihre Erfahrungen machen, und manchmal ist es erforderlich, klare Grenzen zu setzen oder mit Strafen dem „Notwendigen“ Nachdruck zu verschaffen.

Wir hatten in unserer Untersuchung je eine Frage zu den angewendeten Sanktionen, den gemeinsam unternommenen Aktivitäten und der zum Zeitpunkt der Befragung zugelassenen Selbständigkeit gestellt. In den Fragen zu den Sanktionen und den Aktivitäten hatten wir erhoben, wie oft welche Art von Sanktionen bzw. Aktivitäten vorkommt, um nicht nur qualitative (wie z.B. bei Kellerhals 1991, p. 101), sondern auch quantitative Informationen zu erhalten. Nur zu wissen, welche Einstellung die

Befragten zu den einzelnen Aspekten haben, genügte uns nicht. Wir wollten auch wissen, was davon in der familiären Erziehungsrealität wie häufig vorkommt.

Die beiden Fragen zu den Sanktionen und den Aktivitäten der Eltern mit den Kindern haben wir bei den Paaren auch schriftlich an die Partner gestellt. Die Fragen nach der Selbständigkeit der Kinder ist nur bei den mündlich befragten Personen erhoben worden. Dies vor allem, um den schriftlichen Fragebogen zu entlasten, aber auch, weil wir annahmen, dass die Männer (Partner) bei der Beantwortung dieser Frage eher Schwierigkeiten haben würden, was zu zahlreichen missing geführt hätte.

Bei der Darstellung der erhaltenen Daten beziehen wir uns wiederum auf die arithmetischen Mittelwerte der Variablen-codes (aus der Varianzanalyse), welche die Tendenzen am effizientesten zum Ausdruck bringen. Da wir annehmen, dass die Erziehungspraxis auch mit dem sozio-ökonomischen Status der Familie und mit der familiären Arbeitsteilung zusammenhängt, vergleichen wir die Variablenmittelwerte, die sich für die einzelnen Kategorien der erklärenden Variablen ergeben.

12.2.1 Sanktionen

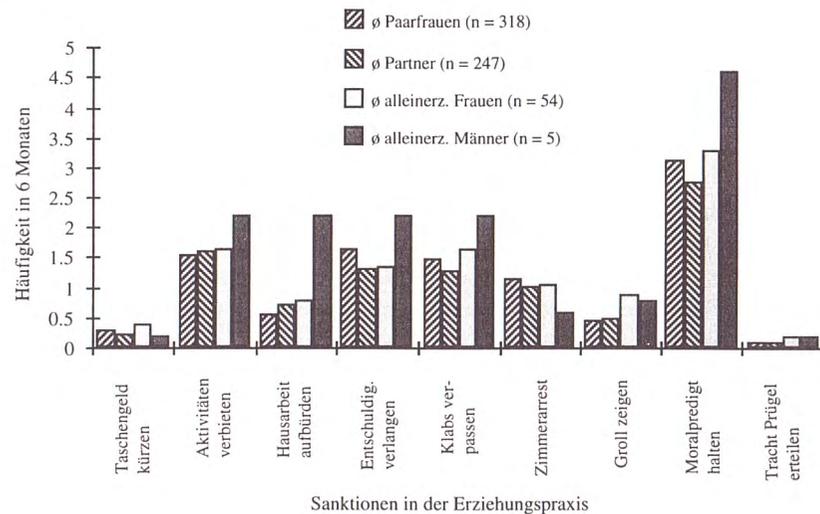
Um Bestrafungsart und -häufigkeit der Eltern zu erfassen, hatten wir neun typische Bestrafungshandlungen als Vorgaben zusammengestellt. Aufgeführt waren sowohl physisch-materielle wie auch moralisch-symbolische Sanktionsvarianten. Bei jeder der neun aufgeführten Sanktionen wurde gefragt, wie oft diese im Lauf der letzten sechs Monate vorgekommen ist. Um die Frage nach der Sanktionshäufigkeit zu beantworten, wurde jeweils eine Skala vorgelegt, die von „nie“ bis „5-mal und mehr“ reichte. Die Sanktionsvorgaben lauteten folgendermassen:

Wie oft ist innerhalb der letzten sechs Monate ... vorgekommen?

- ... das Taschengeld gekürzt oder andere Geldbusse
- ... eine beliebte Aktivität für eine gewisse Zeit verboten oder etwas vorenthalten, z.B. Fernsehen, Spielen mit anderen Kindern usw.
- ... Arbeiten im Haushalt aufgebürdet
- ... das Kind angehalten, sich bei Drittpersonen zu entschuldigen für etwas
- ... einen Klaps, eine Ohrfeige verpasst
- ... Zimmerarrest erteilt
- ... über längere Zeit grollen, gezeigt, dass man böse ist auf das Kind
- ... eine Moralpredigt gehalten oder die „Leviten“ gelesen
- ... eine Tracht Prügel erteilt

Die Häufigkeit der praktizierten Sanktionen war generell eher tief. Mit Ausnahme des Items „Moralpredigt halten / Leviten lesen“ (Mean: Pf. 3.13, Pa. 2.75, a.F. 3.30, a.M. 4.60), lagen die Sanktionen durchschnittlich unter 2.00 (die Werte für alleinerziehende Männer lagen z.T. etwas höher, was aber bei dieser kleinen Gruppe nicht ins Gewicht fällt). Äusserst selten wurden die Sanktionen „Prügel erteilen“ (Mean: P.a. 0.10, Pa. 0.11, a.F. 0.19, a.M. 0.20), „Taschengeld kürzen“ (Mean: Pf. 0.28, Pa. 0.25, a.F. 0.39, a.M. 0.20), „dem Kind grollen“ (Mean: Pf. 0.47, Pa. 0.49, a.F. 0.89, a.M. 0.80) und „Hausarbeit aufbürden“ (Mean: Pf. 0.55, Pa. 0.69, a.F. 0.78, a.M. 2.20) an-

Darstellung 12.6: Mittlere Häufigkeit der ausgeübten Sanktionen (nach Familiensituation separiert)



gewendet. Die übrigen Sanktionen lagen alle ungefähr im Bereich zwischen 1.00 und 2.00. Einen Überblick über die einzelnen Sanktionshäufigkeiten, unterschieden nach der Familiensituation, gibt die Darstellung 12.6.

Tendenziell weisen die Alleinerziehenden höhere Sanktionsraten auf als die in Partnerschaft lebenden Eltern. Vor allem die alleinerziehenden Männer unterscheiden sich relativ stark von den übrigen Gruppen: ihre mittlere Sanktionshäufigkeit fällt in sechs der neun Aspekte zum Teil mit Abstand am höchsten aus. Mit dieser kleinen Gruppe von fünf Befragten können allerdings keine statistischen Analysen gemacht werden. Die übrigen mittleren Sanktionshäufigkeiten unterscheiden sich nie um mehr als eine halbe Skalenposition. Gruppenvergleiche mit dem Mann-Whitney-Test ergeben keine signifikanten Unterschiede. Die Varianzanalyse ergibt nur für den Aspekt „Arbeiten im Haushalt aufbürden“ einen signifikanten Unterschied. Beim Vergleich der beiden abhängigen Gruppen (Paarfrauen und Paarmänner) mit dem Wilcoxon-Test ergeben sich signifikante Unterschiede bezüglich der Sanktionen „Haushaltarbeit aufbürden“ (häufiger von den Partnern angewendet) sowie „Entschuldigung verlangen“ und „Moralpredigt halten“ (beide von den Frauen häufiger praktiziert).

In Abhängigkeit vom *sozio-ökonomischen Status* der Befragten lassen sich nur geringe Unterschiede in der Sanktionshäufigkeit nachweisen. Tendenziell weisen Unterschichten höhere Sanktionshäufigkeiten auf, die aber mit Ausnahme von „eine Tracht Prügel erteilen“ nicht signifikant ausfallen (Mean: Unterschicht 0.40; übrige zwischen 0.00 und 0.11). Eher von den Oberschichten praktiziert werden dagegen die

Sanktionen „Taschengeld kürzen“ und „Entschuldigung verlangen“. Die Korrelationen sind alle nicht signifikant.

In traditionellen Familien werden erzieherische Sanktionen deutlich häufiger ausgeübt als in partnerschaftlichen Familien. Statistisch signifikant sind die Zusammenhänge mit der *familiären Arbeitsteilung* für die Aspekte „Haushaltarbeit aufbürden“, „Klatsch / Ohrfeige verpassen“ für die befragten Frauen und „Aktivitäten verbieten“ und „Zimmerarrest erteilen“ für die Männer. Eher von den partnerschaftlichen Familien wird vom Kind verlangt, sich bei Drittpersonen zu entschuldigen (ein allerdings nicht signifikanter Zusammenhang).

Fassen wir zusammen: Moralpredigt wird am häufigsten als erzieherisches Sanktionsmittel eingesetzt. Auch noch relativ häufig wird eine beliebte Aktivität verboten, dem Kind ein Klatsch verpasst, vom Kind eine Entschuldigung gegenüber Drittpersonen verlangt, Zimmerarrest erteilt und Arbeiten im Haushalt aufgebürdet. Die übrigen Sanktionen werden dagegen eher selten angewendet. Alleinerziehende neigen zu häufigeren Sanktionen im Vergleich zu den in Partnerschaft lebenden Befragten. Die sozio-ökonomische Schichtzugehörigkeit kann nur wenig Varianz erklären. Dagegen praktizieren die in traditioneller Beziehung lebenden Befragten häufiger Sanktionen in der Kindererziehung als die partnerschaftlichen Paare.

12.2.2 Aktivitäten

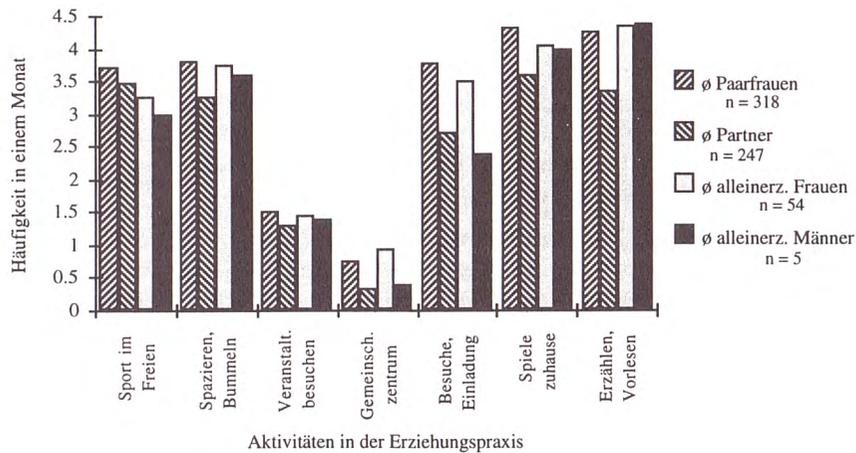
Die Häufigkeit, mit der Eltern gemeinsam Aktivitäten mit den Kindern unternehmen, gibt Auskunft über das Engagement der Eltern an der Kindererziehung. Wir gaben sieben unterschiedliche Aktivitäten vor, bei denen gefragt wurde, wie oft diese innerhalb des letzten Monats vorgekommen waren, wobei wiederum eine Skala vorgelegt worden war, die von „nie“ bis „5-mal und mehr“ reichte. Die Items dazu lauteten folgendermaßen:

Wie oft haben Sie innerhalb des letzten Monats zusammen mit dem Kind ... gemacht?

- ... sportliche Aktivitäten im Freien (Skilaufen, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren, Velofahren, Fußballspielen usw.)
- ... Spazieren im Wald, Bummeln in der Stadt, Ausflüge machen
- ... an Veranstaltung gehen (Kino, Theater, Zirkus, Konzert usw.)
- ... in ein Gemeinschaftszentrum gehen für Kurse o.ä. (Kinderwerkstatt usw.)
- ... zu Bekannten auf Besuch gehen oder diese zu sich einladen, so dass für Ihr/-e Kind/-er weitere SpielkameradInnen dazukommen
- ... gemeinsame Aktivitäten daheim (Spiele, Basteln, Singen)
- ... dem Kind eine Geschichte erzählen, vorlesen, vom Kind vorlesen lassen

Die Häufigkeiten für die Aktivitäten, die die Befragten mit ihrem ältesten Kind unternommen haben, sind um einiges höher als die Häufigkeiten im Falle der Sanktionen. Insbesondere kommen Mittelwerte von über 3 recht häufig und von über 4 ebenfalls einige Male vor. An dieser Stelle müssen wir auf ein Problem der durch die Kategorie „5 und mehr“ begrenzten Skala für die Erfassung der Häufigkeiten hinwei-

Darstellung 12.7: Mittlere Häufigkeit der ausgeübten Aktivitäten (nach Familiensituation separiert)



sen. Mit Bestimmtheit würden die Angaben der Eltern für einige Aktivitäten oftmals höher liegen als bei 5 pro Monat. Es kommt dadurch zu einer Art „ceiling-effekt“, indem Werte über 5 „abgeschnitten“ werden. Die Linearität der Skala wird dabei verletzt. Die Mittelwerte zu den Aktivitäten beziehen sich somit nur auf die Codes der Fragebogen-Operationalisierung, beschreiben aber nicht effektiv die mittlere Häufigkeit der Aktivitäten. In der Darstellung 12.7 kommt die unterschiedliche Häufigkeit der Aktivitäten in Abhängigkeit von der familiären Situation zum Ausdruck.

Am häufigsten wurden die Aktivitäten „Geschichten lesen/erzählen“ (Mean: Pf. 4.27; Pa. 3.37; a.F. 4.35; a.M. 4.40) und „Aktivitäten zu Hause“ (Pf. 4.34; Pa. 3.61; a.F. 4.06; a.M. 4.00) praktiziert. Von diesen Aktivitäten kann wohl angenommen werden, dass sie sehr regelmässig, vielleicht sogar täglich vorkommen. Ebenfalls ziemlich häufig wurden die Aktivitäten „Spazieren / Ausflüge“ (Mean: Pf. 3.82; Pa. 3.27; a.F. 3.76; a.M. 3.60), „Bekannte einladen / besuchen“ (Mean: Pf. 3.77; Pa. 2.72; a.F. 3.50; a.M. 2.40) und „sportliche Aktivitäten im Freien“ (Mean: Pf. 3.72; Pa. 3.47; a.F. 3.26; a.M. 3.00) ausgeübt. Diese Aktivitäten verlangen bereits einen gewissen organisatorischen Aufwand, was sich auf die Häufigkeit restriktiv auswirken dürfte. Wenig praktiziert wurde der gemeinsame Besuch von Veranstaltungen (Mean: Pf. 1.52; Pa. 1.31; a.F. 1.46; a.M. 1.40), und geradezu selten ist die Nutzung von Gemeinschaftszentren im Quartier, deren Angebote sich allerdings eher an Familien mit kleinen Kindern richten (Mean: Pf. 0.75; Pa. 0.33; a.F. 0.94; a.M. 0.40). Bei den letzteren Aktivitäten mögen wohl der vergrösserte Organisationsaufwand, aber auch damit verknüpfte finanzielle Kosten eine gewisse Rolle spielen.

Wenn wir die Mittelwerte der einzelnen Gruppen vergleichen, dann stellen wir einige Unterschiede fest. Am augenfälligsten ist dabei die Tatsache, dass die Partner bei praktisch allen Aktivitäten durchschnittlich tiefer liegen als die beiden Frauengruppen. Wir haben diese Unterschiede wiederum getestet und bei allen Variablen hoch signifikante Unterschiede (Nullhypothese zu verwerfen) zwischen den beiden Gruppen (Paarfrauen vs. Partner) festgestellt (Wilcoxon-Test). Ein Vergleich zwischen den beiden Frauengruppen zeigt tendenziell vermehrte Aktivität bei den Paarfrauen, wobei einzelnen Variablen allerdings auch die alleinerziehenden Frauen etwas höher liegen als die Paarfrauen (Gemeinschaftszentrum besuchen, Geschichten lesen / erzählen). Dies deutet darauf hin, dass die alleinerziehenden Frauen vermehrt mit ihren Kindern Institutionen besuchen, wo auch Kontakte zu anderen Erwachsenen (und Kindern) wahrscheinlich sind, während die Paarfrauen vermehrt zeitaufwendige Aktivitäten (Sport im Freien, Spielen zu Hause) vermehrt betreiben. Es ist anzunehmen, dass mit dem recht häufigen Geschichtenlesen und -erzählen wohl praktisch alle Eltern ihr Kind in der kognitiven Entwicklung fördern und ihm damit zu sprachlicher Kompetenz und geistiger Reife verhelfen möchten. Für „sportliche Aktivitäten“ liegt der mittlere Wert bei den Alleinerziehenden merklich tiefer als bei den Paaren, allerdings nicht signifikant. In diesem Unterschied zeigt sich wohl das beschränktere Zeitbudget der Alleinerziehenden, was das zeitaufwendige Sportbetreiben im Freien behindert. Vielleicht lässt sich dieser Unterschied aber auch auf eine weniger günstige Wohnlage der Alleinerziehenden zurückführen, wo dann der Platz für sportliche Aktivitäten eher fehlt. Die Nullhypothesen für die Mittelwert-Vergleiche der beiden Frauengruppen bezüglich Aktivitäten mit den Kindern können aber nicht verworfen werden. Somit verbleiben als statistische Belege nur die Unterschiede zwischen den in Partnerschaft lebenden Frauen und den Männern.

In Abhängigkeit vom *sozio-ökonomischen Status* lässt sich eine klare Tendenz verzeichnen, indem in den Oberschichten die Aktivitäten mit dem Kind häufiger vorkommen. Dies ist für alle vorgegebenen Aspekte der Fall, mit Ausnahme des Besuchs von Gemeinschaftszentren, der in unteren Sozialschichten vermehrt stattfindet. Signifikant sind dabei aber nur die Zusammenhänge (Korrelation) mit den Aspekten „Veranstaltungsbesuch“, „Erzählen / Vorlesen“ (Paarfrauen, Partner) und „Spielen zu Hause“ (Paarfrauen).

Ein weniger deutlicher Zusammenhang besteht mit der *familiären Arbeitsteilung*. Partnerschaftliche Familien unternehmen etwas häufiger Aktivitäten mit ihren Kindern als traditionelle Familien. Die Unterschiede sind allerdings nur sehr gering, und nur in einem Fall lässt sich eine statistische Signifikanz ausweisen, nämlich eine Korrelation mit „Lesen / Erzählen“ bei den Partnern.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die vorgegebenen Aktivitäten mehrheitlich recht häufig durchgeführt werden. Etwas weniger trifft dies für Veranstaltungsbesuche zu, und der Besuch von Gemeinschaftszentren ist ziemlich selten. Die Männer (Partner und alleinerziehende) unternehmen in der Regel weniger gemeinsam mit

ihren Kindern als die Frauen. Bemerkenswert ist, dass Alleinerziehende insgesamt mit ihren Kindern nicht weniger unternehmen als Paare.²⁵ Klar ist die Tendenz zu vermehrten Aktivitäten in den sozialen Oberschichten, während bezüglich der familiären Arbeitsteilung keine bedeutsamen Unterschiede festzustellen sind.

12.2.3 Zugemutete Selbständigkeit

Die „Selbständigkeit des Kindes“ lässt sich einmal als ein wesentliches Erziehungsziel begreifen. Wir haben oben gesehen, dass Selbstvertrauen und Selbständigkeit zu den prioritären Erziehungszielen heutiger Eltern gehören (Kapitel 12.1.1). Weiter kann die Selbständigkeit, soweit sie beim Kind bereits als gegeben unterstellt wird, auch als mehr oder weniger grosse Zumutung der Eltern an das Kind interpretiert werden. Somit lässt sich der Grad an Selbständigkeit auch als ein Indikator für das „Bemuttern“ des Kindes betrachten. Eine geringe zugemutete Selbständigkeit des Kindes ist ein Hinweis auf eine Art Überbetreuung durch die Eltern. Auf der anderen Seite kann es auch sein, dass sich Eltern durch ein Zuviel an zugemuteter Selbständigkeit von ihren Pflichten dem Kind gegenüber befreien wollen. Viel zugemutete Selbständigkeit wäre ein Hinweis auf eine gewisse Vernachlässigung des Kindes durch die Eltern. Wir konnten im Rahmen dieser Untersuchung nicht überprüfen, wie weit diese Interpretationen im Einzelfall zutreffen, d.h. wie weit die erreichte Selbständigkeit des Kindes die angegebenen (durch die Befragung erfassten) Zumutungen der Eltern an die Selbständigkeit des Kindes rechtfertigen. Für Vergleiche der verschiedenen Gruppen in unserer Stichprobe wollen wir diese Aussagen aber dennoch verwenden.

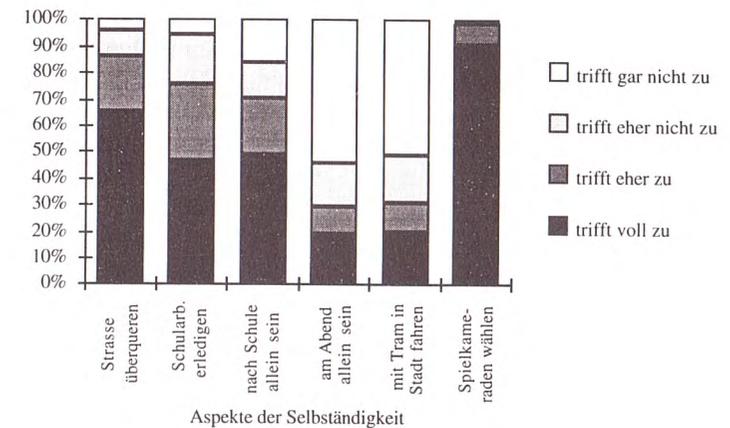
Wir haben wiederum Vorgaben ausgearbeitet, zu denen die Befragten anhand einer vierstufigen Ratingskala mehr oder weniger grosses Zutreffen ausdrücken konnten. In der Befragungssituation gaben die befragten Personen zu jedem Item (nach vier Stufen unterteilt von „trifft voll zu“ bis „trifft gar nicht zu“) an, wie weit es jeweils zutrifft, dass ihr (achtjähriges) Kind dabei selbständig handeln oder entscheiden kann. Diese Frage war nur in der mündlichen Befragung der Frauen und alleinerziehenden Männer gestellt worden. Die sechs Vorgaben lauteten folgendermassen:

Das Kind kann selbständig ...

- ... eine verkehrsreiche Strasse auf dem Fussgängerstreifen ohne Lichtsignalanlage überqueren
- ... die Schularbeiten erledigen, ohne Kontrolle durch Erwachsene
- ... nach der Schule 1 bis 2 Stunden alleine daheim verbringen
- ... einen Abend alleine ohne Eltern oder andere erwachsene Personen daheim sein
- ... mit dem Tram in die Stadt fahren
- ... seine SpielkameradInnen wählen

²⁵ Aus der Perspektive der Kinder könnte es allerdings etwas anders aussehen, wenn sich die Aktivitäten bei Elternpaaren aufaddieren. Dann würden unter Umständen die Kinder bei Einelternfamilien nur etwa halb so viele Aktivitäten erleben, im Vergleich zu Kindern mit beiden Eltern.

Darstellung 12.8: Antwortverteilung bei „dem Kinde zugemutete Selbständigkeit“ (nur mündlich Befragte, n = 377)



Die Antwortverteilung für die gesamte Stichprobe wird aus der Darstellung 12.8 ersichtlich. Deutlich zeigt sich, dass für die soziale Situation „Spielkameraden wählen“ eine grosse Selbständigkeit zugetraut wird. Hingegen lassen die Eltern ihr Kind nur ungern am Abend alleine zu Hause zurück und haben auch Bedenken, es alleine mit öffentlichen Verkehrsmitteln in die Stadt fahren zu lassen.

Wenn wir nach der *Familiensituation* unterscheiden, dann wird deutlich, dass die Selbständigkeit der Kinder von den alleinerziehenden Eltern tendenziell höher beurteilt wird als von den Paarfrauen. Dies ist vermutlich auch eine Konsequenz der unterschiedlichen Betreuungssituation, die von den Kindern der alleinerziehenden erwerbstätigen Eltern mehr Selbständigkeit verlangt. Die Unterschiede sind aber nur minim und für keinen Aspekt statistisch signifikant.

Am meisten Selbständigkeit wurde den Kindern bei der Wahl ihrer Spielkameraden zugetraut (Mean: Pf. 1.11, a.F. 1.09, a.M. 1.40). Danach üben die Eltern in diesem Bereich gegenüber ihren Kindern praktisch keinen Einfluss (mehr) aus. Ebenfalls wurde den Kindern grosse Selbständigkeit in den Bereichen „Strasse überqueren“ (Mean: Pf. 1.51, a.F. 1.50, a.M. 2.00), „Schularbeiten erledigen“ (Mean: Pf. 1.87, a.F. 1.65, a.M. 1.60) und „nach der Schule allein sein“ (Mean: Pf. 2.00, a.F. 1.87, a.M. 1.20) zugemutet. Es handelt sich dabei um Aspekte des unmittelbaren Alltags, bei denen Selbständigkeit zwangsläufig erforderlich ist, um auch als 8jähriges Kind vernünftig „über die Runden“ zu kommen. Strassenverkehr, Schularbeiten und kurze Zeitspannen nach Schulschluss ohne Eltern sind Situationen, die sich nicht vermeiden lassen, selbst wenn die Mutter als Hausfrau meistens zu Hause ist. Weniger Selbständigkeit wurde den Kindern für die Aspekte „den ganzen Abend alleine sein“ (Mean: Pf. 3.10; a.F. 2.88; a.M. 3.00) und „mit dem Tram in die Stadt fahren“ (Pf. 3.04; a.F.

2.78; a.M. 3.20) zugemutet. Diese beiden Aspekte beziehen sich auf Bereiche des Alltags, die von 8-jährigen Kindern im allgemeinen ein selbständiges Handeln noch nicht unbedingt abfordern. Die Schule liegt üblicherweise im Nahbereich und ist meistens zu Fuss erreichbar. Und dass Kinder einen ganzen Abend alleine zu Hause verbringen müssen, lässt sich von den Eltern in den meisten Fällen vermeiden. Allerdings ist es praktisch, wenn die Kinder zeitlich und räumlich möglichst autonom sind. Denn damit werden die Eltern von gewissen Betreuungsaufgaben entlastet und haben wieder vermehrt Zeit für eigene Bedürfnisse. Insofern ist es bemerkenswert, dass die alleinerziehenden Eltern ihre Sprösslinge abends keineswegs häufiger allein lassen als die in Partnerschaft lebenden Eltern.

Der Zusammenhang mit dem *sozio-ökonomischen Status* der Befragten ist gering, und Tendenzen sind nicht klar erkennbar. Einzig in bezug auf den Aspekt „verkehrsreiche Strasse überqueren“ muten die Befragten der Unterschichten ihren Kindern mehr zu als Oberschicht-Angehörige. Das dürfte mit der Wohnlage zu tun haben, da Unterschichtsangehörige eher in verkehrsreicher Umgebung wohnen als Oberschicht-Angehörige. Eine signifikante Korrelation ergibt sich allerdings nur für die alleinerziehenden Frauen. Die Varianzanalysen sind für alle Aspekte nicht signifikant.

Auch der Zusammenhang mit der *familiären Arbeitsteilung* ist gering und nicht eindeutig. Zwar lassen sich signifikante Varianzen (Mittelwert-Unterschiede in Abhängigkeit des Familientyps) nachweisen, die Zusammenhänge sind dabei aber nicht linear und somit in bezug auf die familiäre Arbeitsteilung nicht interpretierbar. Eine signifikante Korrelation (.11; sign. < .05) ergibt sich zwischen Familientyp und dem Aspekt „am Abend alleine sein“, wonach die traditionell organisierten Paarfrauen (Mean: 3.00) ihren Kindern mehr zumuten als die partnerschaftlich organisierten Paarfrauen (Mean: 3.47).

12.2.4 Zugemutete Selbständigkeit und „Selbständigkeit“ als Erziehungsziel

Einige der Erziehungsziel-Vorgaben hatten direkt oder indirekt die Selbständigkeit des Kindes betroffen (Kapitel 12.1.1). Sie wurden in der Kategorie „Autonomie“ zusammengefasst. Wir wollen nun prüfen, ob zwischen den Erziehungszielen und der Erziehungspraxis, insbesondere der zugemuteten Selbständigkeit, ein Zusammenhang besteht. Zu erwarten wäre, dass Eltern, die vermehrt Aspekte der Selbständigkeit als wesentliche Erziehungsziele angeben, bereits frühzeitig ihren Kindern vermehrte Selbständigkeit zumuten. Neben dem Aspekt „selbständig sein“ betreffen auch die Aspekte „durchsetzungsfähig sein“, „ehrgeizig sein“, „entscheidungsfähig sein“, „kritikfähig sein“, „leistungsbereit sein“, „unabhängig sein“, „vorausblickend sein“ und „willensstark sein“ in gewissem Sinn die Selbständigkeit des Kindes. Eine Beziehung zu diesem Erziehungsziel haben auch die Aspekte „Selbstvertrauen haben“, „sich selbst verwirklichen können“, „verantwortungsbewusst sein“ und „Vertrauen haben“. Wir prüfen nun den ordinalen Zusammenhang (Spearman-Korrelation) dieser Erziehungsziel-Prioritäten mit den Aspekten der zugemuteten Selbständigkeit.

Als Ergebnis erhalten wir zwischen dem Erziehungsziel „selbständig sein“ und den Aspekten der zugemuteten Selbständigkeit überwiegend Korrelationen, die in die vermutete Richtung weisen. Signifikant sind dabei der Zusammenhang mit den Aspekten „Strasse überqueren“ (.14), „Schularbeiten erledigen“ (.09) und „mit dem Tram in die Stadt fahren“ (.11). Diese Korrelationen sind allerdings eher zu bescheiden, um daraus eine wesentliche Erklärungskraft abzuleiten. Im ähnlichen Rahmen bzw. eher noch bescheidener liegen die Korrelationen mit den übrigen Erziehungsziel-Vorgaben. Die Zusammenhänge sind klein und in einigen Fällen sogar anders als erwartet. So fällt der Zusammenhang zwischen „leistungsbereit sein“ und „Spielkameraden auswählen“ negativ aus (-.10). Danach trauen die Befragten ihrem Kind in diesem Aspekt tendenziell weniger Selbständigkeit zu, je mehr das Ziel „leistungsbereit sein“ als wesentlich betrachtet wird. Ebenfalls signifikante umgekehrte Zusammenhänge können wir für die Beziehungen zwischen „Strasse überqueren“ und „vorausblickend sein“ (-.14), zwischen „Schularbeiten erledigen“ und „willensstark sein“ (-.13) sowie zwischen „am Abend alleine sein“ und „unabhängig sein“ (-.12) bzw. „Vertrauen haben“ (-.09) feststellen. Im Sinne der Erwartung ergeben sich nur noch zwei weitere signifikante Zusammenhänge, nämlich zwischen „Schularbeiten erledigen“ und „vorausblickend sein“ (.09) und zwischen „nach der Schule allein sein“ und „entscheidungsfähig sein“ (.11). Die übrigen Zusammenhänge sind nicht signifikant und unbedeutend. Von den Erziehungszielen aus der Kategorie „Autonomie“ weisen die Aspekte „durchsetzungsfähig sein“, „ehrgeizig sein“ und kritikfähig sein“ keine statistisch bedeutsame Beziehung mit den Aspekten der zugemuteten Selbständigkeit auf. Es bleibt eigentlich nur eine gewisse Bestätigung des erwarteten Zusammenhangs zwischen dem Erziehungsziel „selbständig sein“ und der zugemuteten Selbständigkeit in der Erziehungspraxis für die Aspekte „Strasse überqueren“, „Schularbeiten erledigen“ und „mit dem Tram in die Stadt fahren“. Daraus schliessen wir auf eine gewisse Tendenz, das Erziehungsziel „selbständig sein“ mit einer entsprechenden Verhaltenszumutung zu verbinden.

Zusammengefasst kann für die Frage nach der zugemuteten Selbständigkeit festgehalten werden, dass dem Kind bei der sozialen Fähigkeit (Spielkameraden wählen) sehr grosse Selbständigkeit zugetraut wird. Auch noch ziemlich gross ist das Vertrauen der Eltern in die Fähigkeit der Kinder, mit dem täglichen Strassenverkehr (Strasse überqueren) zurechtzukommen, die Schularbeiten alleine zu erledigen und nach der Schule einige Stunden alleine zu verbringen. Hingegen wird dem Kind das selbständige Benutzen der Verkehrsmittel (mit dem Tram in die Stadt fahren) und einen ganzen Abend alleine zu Hause zu verbringen eher noch nicht zugemutet. In bezug auf die Familiensituation fällt auf, dass die alleinerziehenden Frauen ihrem Kind eher mehr Selbständigkeit zumuten als die Paarfrauen. Dies könnte allerdings auch damit zusammenhängen, dass die Paarfrauen mehr und noch jüngere Kinder haben, die den Grad an zugelassener Selbständigkeit mitbestimmen. In Abhängigkeit mit dem sozio-ökonomischen Status und der familiären Arbeitsteilung ergeben sich keine bedeutsamen Zusammenhänge. Eine gewisse Beziehung mit dem Erziehungs-

ziel „selbständig sein“ besteht insofern, als zwischen dem Ziel und der zugemuteten Selbständigkeit im Verhalten ein gewisser Zusammenhang besteht.

12.3 Einstellung und Verhalten im Zusammenhang

Neben dem Zusammenhang von „Selbständigkeit“ als Erziehungsziel und der zugemuteten Selbständigkeit bestehen zwischen den Erziehungseinstellungen und dem erzieherischen Verhalten keine offensichtlichen Bedeutungszusammenhänge. Dennoch ist zu erwarten, dass gewisse Verhaltensaspekte mit gewissen Einstellungsaspekten korrelieren. Es ist anzunehmen, dass die vermehrt belasteten Eltern vermehrt zu sanktionierendem Erziehungsverhalten neigen, um damit den Handlungsspielraum der Kinder einzuschränken und besser zu kontrollieren. Die gleichen Eltern werden ihren Kindern dabei auch weniger Selbständigkeit zumuten, was ebenfalls auf ein verstärktes Bedürfnis nach Kontrolle hindeutet. Weiter erscheint es auch plausibel, dass Eltern mit besonderer Betonung der „schönen Seiten“ der Elternschaft weniger Sanktionen aussprechen und vermehrt Aktivitäten mit den Kindern unternehmen. Dies weil die Eltern motivierter sind und auch weil die gemeinsamen Erlebnisse mit den Kindern auf die Einstellung zur Elternschaft zurückwirken. Anhand dieser Thesen lässt sich ein erzieherisches Handlungsmodell bilden, das Einstellung und Verhalten in einen Zusammenhang bringt. Mit den erhobenen Daten wollen wir das Modell nun überprüfen.

Für die Erhebung von Einstellung und Verhalten im Erziehungsbereich wurden in der mündlichen Befragung insgesamt 87 Indikatoren (in der schriftlichen Befragung noch 36 Indikatoren) verwendet. Um die Zusammenhänge auf der Basis der Indikatoren zu prüfen, wären eine Unmenge von Korrelationen erforderlich, was nicht nur unübersichtlich würde, sondern auch methodisch fragwürdig wäre. Deshalb sind aufgrund der Indikatorenliste mittels Cluster- und Faktorenanalysen latente Variablen gebildet worden, welche die Informationsfülle stark reduzieren. Wie wir mit den 36 Indikatoren der Erziehungsziele durch Clusteranalyse eine dichotome Variable der „Erziehungsorientierung“ gebildet haben, ist bereits erläutert worden. Bei den Einstellungs- und Verhaltensaspekten haben wir die Faktorenanalyse angewendet. Dabei muss allerdings angemerkt werden, dass die Datenqualität eine Verwendung dieses Verfahrens nicht zweifelsfrei rechtfertigt. Als Ergebnis wollen wir daher nur Tendenzaussagen machen, die als Hypothesen in weitere Untersuchungen einfließen können.

Die latenten Variablen (Faktorenstrukturen) für die mündlich und schriftlich Befragten stimmen nicht vollkommen überein.²⁶ Besonders gross ist die Differenz für die Indikatoren der *Erziehungseinstellungen*. Mit den Indikatoren der schönen Seiten

²⁶ D.h. die Faktorenladungen der einzelnen Indikatoren unterscheiden sich in den latenten Variablen der mündlich Befragten und der schriftlich befragten Partner zum Teil erheblich. Ebenso ist auch die Zahl der Faktoren für die jeweiligen Indikatorengruppen zum Teil nicht gleich.

wurden für die mündliche Befragung drei und für die schriftliche Befragung der Partner vier latente Variablen gebildet, wobei nur zwei mal zwei der neun Indikatoren jeweils gemeinsam dominant in beiden Faktorenlösungen erscheinen. Bei den Belastungen sind es einmal drei Indikatoren und einmal zwei Indikatoren, die beidemale jeweils gemeinsam in einem Faktor dominieren. Beim *Erziehungsverhalten* (Sanktionen, Aktivitäten) dominieren dagegen die Indikatoren mehrheitlich jeweils in gleicher Kombination in den Faktoren. Für die Indikatoren der zugemuteten Selbständigkeit und der gesellschaftsbedingten Erziehungsprobleme kann dieser Vergleich nicht durchgeführt werden, da sie in der schriftlichen Befragung nicht erhoben worden sind. Details zur Bildung der latenten Variablen finden sich im zweiten Band des Schlussberichts (Herzog et al. 1994a).

Betrachten wir nun die Resultate, die die Prüfung des geschilderten erzieherischen Handlungsmodells ergeben. Zuerst betrachten wir den Zusammenhang der langfristigen Erziehungsorientierung mit der aktuellen Einstellung und dem erzieherischen Verhalten. Da die Stichprobe in bezug auf die Erziehungsorientierung in zwei Gruppen unterteilt worden ist, eignet sich dazu ein Gruppenvergleich. Für diese Betrachtung beziehen wir uns noch nicht auf die latenten Variablen, sondern auf die einzelnen Indikatoren. Anschliessend prüfen wir den Zusammenhang zwischen der Einstellung und dem Verhalten, indem wir die Korrelationen zwischen den latenten Variablen der Einstellung und den latenten Variablen des Verhaltens berechnen. Dabei ergeben sich (trotz Reduktion der Datenflut mittels Faktorenanalyse) noch immer 70 (mündliche Befragung) bzw. 36 Korrelationsberechnungen (schriftliche Befragung).

Die Zusammenhänge sind nicht besonders stark, und nur in wenigen Fällen sind die Ergebnisse statistisch signifikant. In Abhängigkeit von der *Erziehungsorientierung* zeigen sich folgende Tendenzen: „schöne Seiten“ der Elternschaft werden von „traditionell“ orientierten Eltern vermehrt als zutreffend bezeichnet (signifikant für die Indikatoren „eigene Ansichten weitergeben“ und „Abwechslung im Alltag“). Bei den Belastungen ist keine klare Tendenz zu verzeichnen, wobei von traditionell orientierten Eltern signifikant vermehrt die Belastung „Kinder sind unfolgsam“ angegeben wird. Gesellschaftlich bedingte Erziehungsprobleme werden von den Eltern mit der Erziehungsorientierung „neue Werte“ tendenziell vermehrt wahrgenommen (signifikant für die Indikatoren „kinderfeindliche Umwelt“ und „Isolation der Kleinfamilie“). Sanktionen treten bei den traditionellen Eltern vermehrt auf (signifikant für die Indikatoren „Ohrfeige / Klaps verpassen“ und „Moralpredigt halten“). Für die Aktivitäten geben dagegen die Eltern mit der Erziehungsorientierung „neue Werte“ vermehrte Häufigkeiten an (signifikant bei den Indikatoren „Veranstaltung besuchen“ und „Geschichten vorlesen / erzählen“). Für die Prüfung dieser Zusammenhänge ist übrigens sowohl der t-Test wie auch der Mann-Whitney-Test verwendet worden, was in praktisch allen Fällen zum gleichen Ergebnis führte.

Die Zusammenhänge zwischen den latenten Variablen der *Erziehungseinstellung* und dem *Erziehungsverhalten* sind mit der Korrelationsanalyse (nach Pearson) geprüft

worden. Die Korrelationswerte fallen dabei recht bescheiden aus und nur wenige sind überhaupt signifikant (11 von 70 bzw. 5 von 36). Nur in einem Fall überschreitet die Korrelation den Betrag von .30 und ebenfalls nur einmal den Betrag von .20, womit klar sein dürfte, dass die Erklärungskraft der einzelnen Faktoren bescheiden ausfällt. Gewisse Tendenzen kommen dabei aber dennoch zum Ausdruck. So sind die Zusammenhänge zwischen den latenten Variablen der Belastung und den latenten Variablen des Erziehungsverhaltens jeweils ziemlich homogen. Mit vermehrter Belastung steigt die Tendenz zu Sanktionen in der Erziehung und sinkt die Häufigkeit der Aktivitäten. Auch wird den Kindern weniger Selbständigkeit zugemutet, wie wir es vermutet haben. Zwischen den latenten Variablen der „schönen Seiten“ und den latenten Variablen des Verhaltens sind die Zusammenhänge nicht mehr so klar ersichtlich und auch um einiges kleiner. Allerdings bestehen klarere Verhältnisse, wenn nur die Korrelationen mit Werten über .10 betrachtet werden. Danach werden mit vermehrtem Zutreffen der „schönen Seiten“ Sanktionen weniger häufig praktiziert und Aktivitäten treten vermehrt auf. In bezug auf die zugemutete Selbständigkeit ergeben sich keine nennenswerten Korrelationen. Im weiteren werden mit vermehrter Wahrnehmung von gesellschaftlichen Problemen Sanktionen häufiger praktiziert, die Aktivitäten mit den Kindern gehen zurück und die zugemutete Selbständigkeit nimmt ebenfalls ab (Anhang Tabellen 15 und 16: Korrelationen zwischen den latenten Variablen der erzieherischen Einstellung und dem Erziehungsverhalten der Eltern).

Teil IV: Die Zukunft der Familie

Die traditionelle (bürgerliche) Familie scheint zum Anachronismus zu werden. Und es ist die vordringliche Aufgabe unserer Zeit, Familie neu zu denken, mit neuem Inhalt zu füllen und neu zu begründen. Die Spannungen, unter denen die Familie aktuell leidet, werden sich auch in naher Zukunft nicht abbauen. Sie müssen Anlass sein, um neue Formen familialen und ausserfamilialen Zusammenlebens zu finden. Das wird nicht gehen ohne die Mitbeteiligung anderer Institutionen, wie der Wirtschaft, dem Schulsystem, der Politik etc. Was die Politik anbelangt, so fehlt in der Schweiz nach wie vor eine emanzipatorische Familien- und Schulpolitik (Grossenbacher 1987; Huber 1991).

In den folgenden beiden Kapiteln wollen wir danach fragen, welche Massnahmen zur Gleichstellung der Geschlechter die Ergebnisse unserer Untersuchung nahelegen. Dabei werden wir uns an dem modernitätstheoretischen Rahmen orientieren, den wir im Teil I dieser Arbeit entwickelt haben. Wir gehen von der *Legitimität* des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses aus und fragen nach der Zukunft von Partnerschaft und Elternschaft (Erziehung) unter der Voraussetzung einer fortschreitenden familialen Differenzierung.

Im Kapitel 13 diskutieren wir die Ergebnisse unserer beiden Teiluntersuchungen im Vergleich miteinander und im Kontext einschlägiger Ergebnisse aus anderen Untersuchungen. Dabei rekapitulieren wir zunächst die Problemstellung unserer Untersuchung (Kapitel 13.1) und geben einen kurzen Überblick über die beiden Stichproben und die Verteilung der vier Arbeitsteilungsmodelle (Kapitel 13.2). Es folgen eine Darstellung der Arbeitsteilung in den Familien der beiden Untersuchungsgruppen (inklusive Kinderbetreuung) (Kapitel 13.3). und eine zusammenfassende Analyse des im engeren Sinne erzieherischen Bereichs (Kapitel 13.4). Abschliessend diskutieren wir die qualitativen Veränderungen im Elternschaftssystem im Hinblick auf die „erzieherische Kraft“ der Familie und das Spannungsfeld von Partnerschaft und Elternschaft (Kapitel 13.5).

Im Kapitel 14 fragen wir nach den Bedingungen, die für bzw. gegen die Veränderung der Familie in Richtung Partnerschaftlichkeit wirken. Dabei geben wir zunächst, getrennt für die beiden Untersuchungsgruppen, eine Analyse des Variablengefüges, das den familialen Wandel bestimmt, und folgern daraus eine Handlungsstrategie (Kapitel 14.1). Daran schliesst sich eine Diskussion der im Bereich der Erziehungseinstellungen und -mentalitäten liegenden Bedingungen an, die zur Zeit als mindestens so hemmend zu bezeichnen sind wie die strukturellen Hindernisse für ein egalitäres Partnerschaftsverhältnis (Kapitel 14.2). Zum Schluss ziehen wir einige Konsequenzen für die Theoriebildung und Forschung in der Erziehungswissenschaft (Kapitel 14.3).

13 Diskussion der Ergebnisse

Wir erinnern zunächst an unsere Fragestellung (Kapitel 13.1), geben dann einen Überblick über die Arbeitsteilungsmodelle in den Stichproben der beiden Teiluntersuchungen (Kapitel 13.2), diskutieren die Situation unserer Probandinnen und Probanden im Bereich der Partnerschaft (Kapitel 13.3), gehen auf die besondere Situation der Elternschaft ein (Kapitel 13.4), um zum Schluss eine integrierende Analyse des (potentiellen) Spannungsfeldes von Partnerschaft und Elternschaft zu versuchen (Kapitel 13.5).

13.1 Problemaufriss

Gemessen an strukturellen Merkmalen wie sinkenden Heirats- und Geburtenzahlen oder steigenden Scheidungsraten scheint die Lebensform Familie an Legitimität zu verlieren. Der Typus der neuzeitlichen „Kernfamilie“ im Sinne eines gemeinsamen Haushalts zweier verheirateter Erwachsener mit ihren unmündigen Kindern nimmt seit Mitte der 60er Jahre ab und wird zunehmend ergänzt durch eine Vielfalt anderer familialer und nicht-familialer Lebensformen (vgl. Kapitel 2.2.5). Die traditionelle (bürgerliche) Familie wird zum Anachronismus in einer sich immer schneller verändernden Gesellschaft. Wie Hettlage bemerkt, ist die Familie in ihrem traditionellen Verständnis „... nicht mehr in ein gleichgerichtetes Institutionenfeld aus Brauch, Sitte, Erziehung, Recht und Politik eingebettet, das die normative Selbstverständlichkeit eines dauerhaften Zusammenlebens von Ehepaaren untermauert. Ohne dieses Schutzschild lastet die Legitimierung von Verhaltensanforderungen ganz auf der Institution ‚Ehe‘ allein. Sie gerät unter einen Selbstbegründungsdruck, an dem sie vielfach scheitert“ (Hettlage 1992, p. 174). Die moderne Familie ist auch deshalb störungsfähig, weil ihr das typische Hilfsmittel kollektiver Problembewältigung in modernen Gesellschaften nicht offensteht, nämlich „Grössenwachstum bei organisierter Arbeitsteilung“ (Kaufmann 1980, p. 770).

Die strukturelle Störanfälligkeit der bürgerlichen Familie ist zweifellos schon früh erkannt worden. Hegel, den wir im Kapitel 2.1 zitiert haben, lehnte es ab, die Ehe nur auf Liebe zu gründen, da die Liebe als Gefühl dem Zufall ausgesetzt ist, womit der Ehe jede normative (institutionelle) Grundlage entzogen wäre. Tatsächlich hat – wie Tyrell und Herlth drastisch bemerken – das Ideal der romantischen Liebe den Zerrüttungsgedanken geradezu zur Konsequenz: „... die ‚lieblos‘ gewordene Ehe hat ihren Bestandssinn eingebüsst; sie ist ‚gescheitert‘ und kann aufgelöst werden“ (Tyrell & Herlth 1994, p. 8). Ähnlich hatte schon Durkheim festgestellt, dass sich die Gatten kein Objekt sein können, das genüge, um sich den Empfindungen des Augenblicks zu entreissen (vgl. Schütze 1994, p. 93). Allein als Liebende können sich die beiden Partner nicht Zweck genug sein.

Wenn Modernisierung *Individualisierung* bedeutet (vgl. Kapitel 1.1), dann zeigt die zunehmende Akzeptanz der Scheidung beispielhaft, dass es sich tatsächlich um einen Prozess der Modernisierung von Familie handelt. Im historischen Vergleich ist die Scheidung auch jenes Moment, das bei aller sonstigen Übereinstimmung der Phänomenologie der prämodernen und der radikal modernen Vielfalt der Familie (von Trotha 1990) wirklich neu ist. Wurde früher ein Drittel der Ehen spätestens nach 20 Jahren durch den *Tod* eines Partners getrennt, erfolgt die Auflösung desselben Anteils von Ehen heute durch Scheidung. Die Institution Scheidung ist Ausdruck unseres individualistischen Ethos. „Wir erachten die Rechte des Individuums für genauso wichtig wie die Rechte der Gruppe. Durch die Möglichkeit zur Scheidung werden die Bedürfnisse des einzelnen über die der Familie gestellt“ (Wallerstein & Blakeslee 1992, p. 44). Die Familie wird von einer Institution, die auf der Basis von *Gemeinschaft* funktionierte, zu einem *gesellschaftlichen* Gebilde. Wenn wir diesen Prozess vom Standpunkt des Individuums aus als Emanzipation wahrnehmen, dann stellt sich in pädagogischer Perspektive die Frage, ob er nicht eine Gefahr für das Aufwachsen in unserer Gesellschaft darstellt. Ist (auch) eine radikal moderne Familie erzieherisch noch funktionstüchtig?

Unsere Vorstellungen von einer guten Erziehung sind eng mit dem Bild der traditionellen Familie verbunden. Selbst unsere Theorien – wie etwa die Psychoanalyse zeigt – schöpfen ihre Suggestivkraft aus dem Mythos der bürgerlichen Familie. Sowohl in der Theorie wie in der Praxis ist die Überzeugung, dass die Familie ihre Sozialisations- und Erziehungsaufgabe erfüllt, gebunden an das Bild der Familie als *Gegenstruktur* zur Gesellschaft.¹ Pädagogisch funktionstüchtig scheint die Familie so lange zu sein, wie sie – als Insel im Meer der Gesellschaft – von den Fluten der Modernisierung zwar umspült, aber nicht erfasst wird. Erziehung, so wird uns versichert, erfordert Geborgenheit, Wärme und Zuwendung, und dies an einem Ort, wo zwar *auf* die Gesellschaft vorbereitet wird, wo man sich aber nicht *in* der Gesellschaft befindet.² Wo anders als im „sozialen Uterus“ der (bürgerlichen) Familie könnte die „pädagogische Provinz“ reiner angetroffen werden?³ Doch genau dieses Attribut der Gesellschaftsferne und Naturnähe trifft auf die Familie nicht (mehr) zu. Da es keine „subsystemspezifischen Stopregeln“ für den Prozess der Modernisierung gibt (Berger 1986, p. 90), erleben wir heute die Modernisierung der bislang unvollständig modernisierten Institution Familie. Was wir als „Deinstitutionalisierung“ der Familie emp-

¹ Zur Stärke dieses Bildes trägt die pädagogische Tradition zweifellos viel bei, etwa Rousseau mit seinem Konzept einer hochindividualisierten Erziehung ausserhalb der Gesellschaft (Rousseau 1975).

² Pestalozzi schreibt in seinem „Stanser Brief“ von „seinen“ Kindern: „Sie [die Kinder] waren ausser der Welt, sie waren ausser Stans, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen“ (Pestalozzi 1983, p. 228). Die wahre Erziehung ist nicht von dieser Welt.

³ Der Begriff der „zweiten, sozio-kulturellen Geburt“ des Menschen im Schosse der Familie, wie er etwa von Claessens verwendet wird, hat seine Suggestivkraft von der biologischen Metaphorik des (mütterlichen) Uterus (Claessens 1972, p. 79ff.).

finden, ist die Folge ihres Einbezugs in die Radikalisierung des Prozesses der gesellschaftlichen Modernisierung (vgl. Kapitel 2.2).

Die Modernisierung der bürgerlichen Familie kann als „Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen“ begriffen werden (Luhmann 1982, p. 209; Meyer 1993). Intime Beziehungen beruhen – im Gegensatz zur Rollenstruktur öffentlicher Interaktionen – auf „Inklusion der Vollperson“ (Luhmann 1990, p. 208ff.) und hoher „zwischenmenschliche(r) Interpenetration“ (Luhmann 1982, p. 200).⁴ In Intimbeziehungen wird der kommunikative Austausch verdichtet.⁵ In traditionellen Familien sind die Rollenbereiche von Mann und Frau getrennt, in partnerschaftlichen überschneiden sie sich. Wir werten eine Beziehung um so mehr als partnerschaftlich, je mehr die Funktionen der Hausarbeit und der Kinderbetreuung nicht nur von der Frau, sondern auch vom Mann wahrgenommen werden (vgl. Kapitel 5). Es ist anzunehmen, dass der partnerschaftliche Beziehungstypus mehr auf *Kommunikation* beruht, da er weniger auf institutionalisierte Verhaltensformen bzw. Rollenmuster rekurrieren kann. Dadurch, dass die Rollenbilder von Mann und Frau nicht mehr stereotyp definiert sind, müssen sie in der Beziehung *ausgehandelt* werden. „Der Rückgriff auf Tradition wird durch Argumentation ersetzt“ (von Recum 1992, p. 394). Das gilt jedenfalls für die Partnerschaft. Aber es scheint auch für die Elternschaft, d.h. für das Eltern-Kind-Verhältnis zu gelten. Doch werden wir hier noch differenzieren müssen (vgl. Kapitel 13.5.3).

In der Ausdifferenzierung von persönlichen Beziehungen liegt eine Komplexitätssteigerung des Privatheitssystems Familie, die dessen Anpassungsfähigkeit an die moderne Gesellschaft erhöht. Die Ausdifferenzierung ist als Folge eines umweltbedingten Anpassungsdrucks zu begreifen. „Auch das Teilsystem Familie kann sich der fortschreitenden Logik funktionaler Differenzierung nicht [mehr] entziehen“ (Meyer 1993, p. 25). Während bis weit in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein im familialen (privaten) Bereich eine Art *segmentäre* Differenzierung vorherrschte, insofern sich die familialen Einheiten strukturell kaum voneinander unterschieden, scheint sich dies in jüngster Zeit zugunsten einer *funktionalen* Differenzierung zu ändern. „Das relativ einheitliche Muster, auf das sich der säkulare Entwicklungsprozess der Familie hinbewegte, hat sich binnen weniger Jahre aufgelöst und ist einer bislang unbekanntes Pluralität von Privatheitsformen gewichen“ (ebd., p. 26). Es bilden sich verschiedene Subsysteme privaten Zusammenlebens mit je unterschiedlichen Sinnstrukturen. Gleichzeitig scheint sich die Differenz zwischen unpersönlichen und persönlichen Beziehungsformen zu radikalieren.

⁴ Darin liegt der Grund für die „Deinstitutionalisierung der Ehe“ (vgl. Kapitel 2.2.3). „Beziehung“, die immer wieder neu zu leisten ist, ersetzt die Institution der Ehe. Mittlerweile sprechen auch Ehepaare von ihrer „Beziehung“ und ihren „Beziehungsproblemen“, was darauf hinweist, dass die eheliche Gemeinschaft ihre strukturelle Sicherung tatsächlich verloren hat und durch individuelle Leistung ersetzt worden ist. Als rechtliches Gebilde hat sich die Ehe vergleichgültigt.

⁵ Wobei Sprachlichkeit kein definierendes Merkmal von Kommunikation ist (Luhmann 1984, p. 209).

Meyer (1993) unterscheidet drei idealtypische Privatheitsformen, nämlich den kindorientierten, den partnerschaftsorientierten und den individualistischen Privatheitstypus. Für den kindorientierten Typus sind erzieherische Handlungsthemata strukturprägend, was für die anderen beiden nicht gilt. Wir sprechen im ersten Fall von Elternschaft, im zweiten von Partnerschaft, während uns der Typus des Single in unseren beiden Teiluntersuchungen nicht weiter beschäftigt hat.⁶ Es handelt sich dabei auch nicht um eine *Familienform*. Die Differenzierung verschiedener Privatheitstypen hat Konsequenzen für das Zusammenleben in der Familie. Pädagogisch relevant ist allerdings der Bereich der individualistischen Lebensform nur beschränkt, denn die Betreuung und Erziehung von Kindern impliziert per definitionem eine nicht-individualistische Lebensform. Allfällige Konflikte oder Spannungen in heutigen Familien ergeben sich aus der Differenzierung der familialen Lebensformen in die Subsysteme Partnerschaft und Elternschaft.

Dass die Familie kein einheitliches System bildet, sondern vielmehr aus einer Assoziation zweier Systeme besteht, konnte nur deshalb so lange verborgen bleiben, weil die Individualisierung der Familienmitglieder bisher nicht gleichermassen vorangeschritten war. Die Frauen, die bis in unsere Zeit hinein „ein Leben für andere“ führen mussten, beanspruchen heute – wie die Männer – „ein Stück eigenes Leben“. War noch für Rousseau und seine Zeit, die man das „pädagogische Jahrhundert“ nannte, selbstverständlich, dass die Frauen der Männer und der Kinder wegen geschaffen wurden (vgl. Kapitel 1.2), hat die Argumentation Rousseaus heute keine Überzeugungskraft mehr. Vor der Forderung nach gleichen Rechten für Mann und Frau kann auch die Familie nicht länger geschützt werden.

Familien heute stehen vor der Aufgabe, die beiden Subsysteme der Erziehung und der Partnerschaft zu koordinieren. Findet eine Differenzierung von Kind- und Partnerorientierung statt, entstehen für die Familie besondere Probleme. Diese ergeben sich auch aus dem Zuwachs an Bedeutung, den – in der Folge ihrer Differenzierung – das partnerschaftliche und das elternschaftliche System erlangen. Die schrumpfende Kinderzahl ist kein Indikator für ein Schwinden der subjektiven und emotionalen Bedeutung von Kindern für heutige Eltern, im Gegenteil (vgl. Schütze 1988). Vergleichbares gilt für Partnerschaften. Die steigenden Scheidungszahlen belegen eher die erhöhte Bedeutung von persönlichen Beziehungen in unserer Gesellschaft, als dass sie fürs Gegenteil sprächen. Dadurch entstehen Konflikte. „Auch wenn Kinder, wie die Scheidungsforschung zeigt, zumeist ein die Systemstabilität steigerndes Element darstellen, beeinträchtigen sie die Beziehungsqualität des Ehesubsystems nachhaltig. Denn je mehr die Kinder in den Mittelpunkt rücken, desto mehr gerät der Eigensinn der Paarbeziehung tendenziell in den Hintergrund des familialen Geschehens ...“ (Meyer 1993, p. 28). Auf der anderen Seite führt die Bedeutung, die Beziehungen in Partnerschaften eingeräumt wird, zur Relativierung der Bedeutung von Kindern

⁶ Wie erinnerlich, haben wir in beiden Teilphasen des Projektes nur *Familien* untersucht, d.h. Erwachsene, die mit Kindern zusammenleben.

bzw. der Beziehung zu Kindern. Die Paarbeziehung kann zum Störfaktor für das System Erziehung werden. Kommunikation wird wichtiger als Sozialisation.

Neutraler formuliert, treten die Ziele der ehelichen Gemeinschaft in Gegensatz zu den Zielen der familialen Gemeinschaft. „Ehe als Partnerschaft wird – wegen der fundamentalen Diesseits-Selbstorientierung – so übergewichtig auf die emotionale Erfüllung der beiden Partner bezogen, dass Kinder – auch wenn sie gewünscht sind – in Gegensatz zu diesem Ziel treten müssen; dies besonders deshalb, weil natürlich auch die Ansprüche der Kindererziehung ernstgenommen werden. Zentral ist, dass die Gemeinschaft von Eltern und Kindern sozusagen in *zwei Erwartungsebenen aufgelöst* wird: die Ansprüche der Eltern an sich selbst und die Investitionen in die Entwicklungschancen der Kinder. Nicht mehr das eine durch das andere, sondern das eine in Konkurrenz zum anderen“ (Hettlage 1992, p. 210f.).

Die Ausdifferenzierung eines kommunikativen Paarsystems ist Folge der Egalisierung der Geschlechterbeziehung und der Auflösung der herkömmlichen Geschlechterrolle. Die Differenzierung des familialen Systems setzt die Illegitimierung der herkömmlicherweise unterstellten Inferiorität der Frau voraus. Vom Anhängsel des Mannes wird sie zur eigenständigen Person. Die Instabilität der Familie kann so als Ergebnis einer gesteigerten Modernisierung der Gesellschaft verstanden werden, die auch das private System der Familie erreicht hat. Die durch das „Kommunikationsmedium Liebe“ (Luhmann) konstituierten individualisierten Sozialbeziehungen beruhen kaum noch auf einer institutionellen Basis. Liebe, Zuneigung, erotisch-sinnliche Anziehung und sexuelles Begehren als *alleinige* Grundlage für Intimität entziehen dem Partnerschaftssystem die Stabilität. Die Eheschliessung ist an „sozial nicht mehr kontrollierbare Zufälle“ freigegeben worden (Luhmann 1982, p. 184).

Individualisierung bedeutet auch im Falle von Paarbeziehungen Auflösung industriegesellschaftlicher Lebensformen und deren Ablösung durch solche, „... in denen die Individuen ihre Lebensformen und sozialen Bindungen unter sozialstaatlichen Vorgaben selbst herstellen, inszenieren, zusammenbasteln müssen“ (Beck & Beck-Gernsheim 1993, p. 178). Doch folgt daraus tatsächlich eine Gefahr für die Sozialisation und Erziehung der Kinder? Schwindet die erzieherische Kraft der Familie tatsächlich, wenn die Bedeutung der Paarbeziehung zunimmt? Sind Partnerschaft und Elternschaft tatsächlich „kommunizierende Röhren“, so dass ein Zuwachs auf der einen Seite mit einem Abfluss auf der anderen Seite einhergeht und umgekehrt?

Die dramatische Rede von einem *Spannungsverhältnis* der familialen Subsysteme hat zunächst lediglich die rhetorische Kraft einer Hypothese. Die Frage, inwiefern sich die Hypothese verifizieren lässt, steht am Anfang des Forschungsprozesses, über den wir in diesem Buch berichtet haben. Im folgenden wird es darum gehen, die Ergebnisse unserer beiden Teiluntersuchungen auf die theoretisch begründete und hier nochmals dargelegte Fragestellung zu beziehen.

Die Individualisierung der Gesellschaft mag zwar mit einer Deinstitutionalisierung der Familie einhergehen. Deinstitutionalisierung schliesst aber Reinstitutionalisierung nicht aus. Empirisch ist das eine kaum ohne das andere zu haben (Hettlage 1992, p. 88f.). Jedoch ist die Richtung, die der Prozess der Reinstitutionalisierung im familialen Bereich nimmt, zur Zeit schwer auszumachen. Es ist leichter, bestimmte Entwicklungen weg von der „Normalfamilie“ zu erkennen, als zu sehen, auf welche Strukturierungsmuster diese Entwicklungen hinführen (Meyer 1993, p. 23f.). Dass unsere Untersuchung in diesem unübersichtlichen Gelände etwas Aufklärungsarbeit leistet, dies hoffen wir.

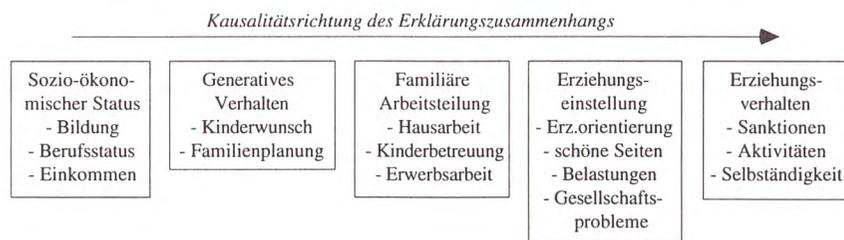
13.2 Untersuchungsanlage und Charakteristika der Stichproben

Das Projekt bestand aus zwei Teiluntersuchungen. Die erste Teiluntersuchung hat sich im wesentlichen auf das Moment der *Partnerschaft* konzentriert. Dabei ist die Struktur der Partnerschaft anhand der familialen Arbeitsteilung untersucht worden. Eingeholt worden sind nicht nur mündliche Aussagen der Befragten, sondern – im Rahmen eines dreitägigen Zeitbudgets – bei einem Teil der in Partnerschaft lebenden Personen auch Verhaltensdaten. Auf diese Weise war es möglich, vier Arbeitsteilungsmodelle zu differenzieren, denen aufgrund der verwendeten multiplen Datenquellen hohe Validität attribuiert werden darf.

Die zweite Teiluntersuchung hat einerseits eine Replikation der Arbeitsteilungsmodelle angestrebt und ist andererseits stärker auf den Bereich der *Elternschaft* ausgerichtet worden. Die Elternschaft hat auch in der ersten Teiluntersuchung bereits eine entscheidende Rolle gespielt, denn erstens umfasst einer der drei von uns unterschiedenen Arbeitsteilungsbereiche die Kinderbetreuung und zweitens haben die Eltern der ersten Untersuchungsgruppe aktiv Fremdbetreuung (Tagesschule) nachgefragt. In der ersten Teiluntersuchung ist aber nicht systematisch nach der Erziehungspraxis gefragt worden. Dies ist der zweiten Teiluntersuchung vorbehalten geblieben. Auch Fragen nach dem generativen Verhalten und der Familienplanung sind nur in der zweiten Teiluntersuchung gestellt worden.

Der Komplex der Variablen, die wir in den beiden Teilphasen unserer Untersuchung fokussiert und analysiert haben, lässt sich der Übersichtlichkeit halber in eine Ordnung bringen (vgl. Darstellung 13.1). Die Ordnung der Variablen kann – von links nach rechts gelesen – als *Kausalstruktur* interpretiert werden. Dabei gehen wir von der Annahme aus, dass Einstellungen und Verhaltensweisen durch sozial-strukturelle Faktoren beeinflusst werden. Der sozio-ökonomische Status eines Individuums setzt sich aus einer mehr oder weniger konsistenten Kombination von Bildung, Berufsprestige und Einkommen zusammen. Das generative Verhalten wird vom sozialen Status beeinflusst. Wir nehmen an, dass eine Familiengründung nicht instinktiv erfolgt, sondern das Resultat von rationalen Entscheidungen ist, in die persönliche Wunschvor-

Darstellung 13.1: Überblick über die Variablen der beiden Teiluntersuchungen



stellungen und familienplanerische Opportunitätserwägungen eingehen (vgl. Kapitel 14.1.4). Nach der Familiengründung erfolgt eine mehr oder weniger bewusste Organisation der familialen Arbeiten, zu denen im Unterschied zum singulären oder partnerschaftlichen Leben vor der Familiengründung neu vor allem die Kinderbetreuung dazukommt.

Ob die Teilung der familialen Arbeiten traditionell oder partnerschaftlich (egalitär) erfolgt, wird wiederum von der sozialen Lage der Betroffenen beeinflusst, auch wenn wir nicht von einer monokausalen Determination ausgehen. Der Grad an partnerschaftlicher bzw. egalitärer Aufteilung der Familienarbeiten kann als Indikator für den Modernisierungsgrad einer Gesellschaft genommen werden (vgl. Teil I). Bei traditioneller Arbeitsteilung bildet die Familie als ganze eine systemische Einheit, was nur unter Preisgabe egalitärer Ansprüche von Mann *und* Frau möglich ist. Bei partnerschaftlicher Arbeitsteilung beteiligen sich beide Partner gleichberechtigt und gleichermassen an den familialen Aufgaben (Kinderbetreuung und Hausarbeit). Dadurch entsteht eine Systemdifferenzierung, die die Familie als Letzteinheit der Gesellschaft zugunsten von familialen Teilsystemen auflöst. Es ist auch denkbar, dass die familialen Funktionen der Partnerschaft und der Elternschaft mit unterschiedlichen Partnern realisiert werden.

Mit der Arbeitsteilung in der Familie sind Vorstellungen hinsichtlich der Sozialisation und Erziehung des Nachwuchses verbunden. Erziehungsziele wie Konformität und Unterordnung verlieren in einer reflexiv modernen Gesellschaft und im Rahmen differenzierter familialer Systeme an Plausibilität. Stattdessen gewinnen Eigenschaften wie Autonomie und Kreativität an Bedeutung. Wir haben in unserer zweiten Teiluntersuchung unterschieden in eine Erziehungsorientierung, die „traditionelle Werte“ (Anstand, Dankbarkeit, Fleiss, Gehorsam usw.) verkörpert, und eine solche, die wir „neue Werte“ (Selbstverwirklichung, Phantasie, Kritikfähigkeit, Unabhängigkeit usw.) genannt haben. Wir nehmen an, dass sich der Grad an Modernität der familialen Lebensweise nicht nur auf die Erziehungseinstellungen, sondern auch auf das Erziehungsverhalten auswirkt. Mit einer partnerschaftlichen Familienrealität gehen mehr gemeinsame familiäre Aktivitäten mit den Kindern und ein weniger sanktionierendes und kontrollierendes Erziehungsverhalten einher.

In den beiden Teilen unserer Untersuchung haben wir schwergewichtig die familiäre Arbeitsteilung, die familiäre Erziehung und die Kinderbetreuung erfasst. Als Untersuchungsgruppen sind uns Familien mit Kindern, die erst kürzlich das schulpflichtige Alter erreicht haben, zur Verfügung gestanden. Je nach Anzahl der Kinder eröffnet sich mit dem Schuleintritt des ältesten Kindes für die Eltern (insbesondere die Mütter) die Möglichkeit, (wieder) vermehrt ausserfamilialen Aktivitäten nachzugehen. Die meisten Familien unserer beiden Teilgruppen haben sich somit zum Zeitpunkt der Untersuchung im Rahmen ihres Familienzyklus am Beginn einer neuen Phase befunden. Von Interesse ist dabei vor allem, wie für die Frauen in dieser neuen Familienphase die Aufteilung und Gewichtung der familialen Arbeiten ausfällt und wie stark ihr Bedürfnis nach und die Realisierungsmöglichkeiten für eine eigene Erwerbstätigkeit sind. Als besonders aussagekräftig haben wir Abklärungen bei schweizerischen Familien in städtischen Verhältnissen erachtet, da der Alltag städtischer Familien am ehesten von den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen in Richtung gesteigerter Modernität beeinflusst wird. Agglomerierte Lebenswelten, wie sie in und um die Metropolen der Industriegesellschaften existieren, werden zudem die Lebenswelten von immer mehr Menschen auf der Welt sein. Dass wir ausschliesslich schweizerische Familien untersucht haben, hatte auch den Sinn, die kulturelle Varianz gering zu halten, die vor allem im Bereich des generativen und erzieherischen Verhaltens gross ist und ein Forschungsdesign erfordern würde, das auch jenseits unserer finanziellen Möglichkeiten lag.

Aufgrund von theoretischen Überlegungen (vgl. Kapitel 3) bezeichnen wir mit „Familie“ alle Lebensformen, bei denen Angehörige einer älteren Generation gegenüber Angehörigen einer jüngeren Generation erzieherische Funktionen wahrnehmen. Dieser pädagogische Familienbegriff betont die Verantwortung der erwachsenen Mitglieder einer Gesellschaft für die Nachkommenschaft und die damit verbundenen Sozialisationsfunktionen der Familie. Zu eng erscheinen uns sowohl ein soziologischer Familienbegriff, der das Schwergewicht auf die Regelung der sozialen Plazierung legt, als auch ein psychologischer Familienbegriff, der ausschliesslich das Moment der Intimität anführt (vgl. Kapitel 3.3). Durch den Verzicht auf die Nennung der *Partnerschaft* bzw. einer dual verstandenen *Elternschaft* als definierendes Kriterium für „Familie“ bleibt der Begriff offen für die aktuellen Veränderungen der familialen Lebensform. Der Begriff der Familie überwindet so die traditionalistischen Konnotationen der Urwüchsigkeit und geschlechtlichen Rollenfixierung. Aber auch von einer lokalen Fixierung wollen wir den Familienbegriff freihalten. Beruht die Moderne auf einer zunehmenden Differenzierung von Raum und Zeit (vgl. Kapitel 1), darf der (gemeinsame) Haushalt nicht mehr zum *definierenden* Kriterium von Familie gemacht werden. Familiäre Gemeinsamkeit braucht sich nicht zwingend räumlich auszukristallisieren.⁷ Insgesamt verstehen wir Familie als eine kulturell bestimmte und

⁷ Auch bei „intakten“ Verhältnissen muss Familie nicht lokal (in einem gemeinsamen Haushalt) verdichtet sein. Auch wenn dies eine noch ungewohnte Vorstellung sein mag, ist unter pädagogi-

Tabelle 13.1: Die Arbeitsteilung im Modellvergleich (Durchschnittswerte in %; n = 25)

Modell	durchschnittliche Beteiligung der Frauen			Erwerbsumfang F	Erwerbsumfang M	durchschnittlicher Indexwert der Frauen		
	Hausarbeit	Betreuung	Erwerbsarbeit (total 100%)			empirisch	theoretisch	Abweichung*
traditionell	91.2	85.4	0	0	100	42.2	43.75	-1.55
halbtraditionell	82.5	79.4	15.3	20	100	32.2	31.25	0.95
halbparterschaftlich	71.1	69.9	34.3	51	93	18.9	18.75	0.15
partnerschaftlich	66.7	58.6	45.8	74	88	9.8	6.25	3.55

* Vom empirischen durchschnittlichen Index-Wert des jeweiligen Modells wird der theoretische durchschnittliche Index-Wert subtrahiert. Ist der Wert positiv, tendiert das betreffende Modell faktisch in Richtung traditionell, ist er negativ in Richtung partnerschaftlich.

wandelbare Institution. Familien entstehen durch bewusste Entscheidungen der Elterngeneration. Das familiäre Zusammenleben wird von den Betroffenen gemeinsam gestaltet, wobei die partnerschaftlichen, erzieherischen und persönlich-individuellen Bedürfnisse unter Umständen miteinander konkurrieren.

Einen Überblick über die Stichprobe unserer ersten Teiluntersuchung gibt die Tabelle 13.1. Der durchschnittliche empirische Index-Wert der einzelnen Modelle entspricht in etwa den theoretisch errechneten Index-Mittelwerten (vgl. zur Modellkonstruktion Kapitel 5.3.5). Die stärkste Abweichung – ein erhöhter Durchschnittswert – lässt sich bei den partnerschaftlich organisierten Paaren ausmachen. Somit ist das partnerschaftliche Modell am wenigsten in reiner Form verwirklicht; es tendiert in traditionelle Richtung.

scher Perspektive nicht auszuschliessen, dass auch bei räumlicher Differenzierung der (funktional differenzierten) familialen Subsysteme gute Erziehung geleistet wird. Daraus ergeben sich im übrigen methodische Konsequenzen, denn es kann durchaus sein, dass mit der traditionellen Fixierung der Familienforschung an die Identität von Haushalt und Familie erzieherische Leistungen heutiger familialer Systeme systematisch unterschätzt werden. Es wird ein Mangel an Familie diagnostiziert, wo in Wirklichkeit nur ein Mangel an gemeinsamem Haushalt besteht. In beiden Teilen unserer Untersuchung ist auffallend, dass die „alleinerziehenden“ Eltern keineswegs in einem absoluten Sinn alleinerziehend sind. Zumindest in einigen Fällen bestehen weiterhin Kontakte zum anderen (geschiedenen) Elternteil, Kontakte, die im wesentlichen erzieherische Leistungen erbringen.

Tabelle 13.2: Verteilung der Arbeitsteilungsmodelle in der 1. und 2. Teiluntersuchung (nur Paarfamilien)

Modell	1. Untersuchung (absolut)	1. Untersuchung (relativ)	2. Untersuchung (absolut)	2. Untersuchung (relativ)
traditionell	3	12%	36	11%
halbtraditionell	10	40%	177	56%
halbparterschaftlich	8	32%	70	22%
partnerschaftlich	4	16%	35	11%
Total	25	100%	318	100%

Die Analyse der durchschnittlichen Beteiligung der Frauen an den einzelnen Bereichen der Modelle lässt zwei Grundzüge erkennen. Einerseits nimmt die Beteiligung der Frauen an den einzelnen Arbeitsteilungsbereichen von der Hausarbeit über die Kinderbetreuung zur Erwerbsarbeit – in dieser Reihenfolge – *innerhalb aller* Modelle ab. Die grösste Differenz manifestiert sich bei den Frauen des traditionellen und die geringste bei den Frauen des partnerschaftlichen Modells. Andererseits – damit ist der zweite Grundzug charakterisiert – nimmt die Beteiligung der Frauen an der Hausarbeit und Kinderbetreuung *vom traditionellen zum partnerschaftlichen Modell* kontinuierlich ab, während sie bei der Erwerbsarbeit kontinuierlich zunimmt. Insgesamt entspricht die Relation der tatsächlichen Durchschnittswerte in allen Bereichen der Relation der theoretisch konstruierten Modelle. Was die Männer anbelangt, so ist deren Beteiligung an der Hausarbeit in allen Arbeitsteilungsmodellen am geringsten und an der Erwerbsarbeit am grössten.

In der Tabelle 13.2 ist die Verteilung der untersuchten Familien auf die vier Arbeitsteilungsmodelle vergleichend dargestellt. Die Verteilung ist beiden Teiluntersuchungen recht ähnlich. Die Unterschiede liegen in der erwarteten Richtung. Der Anteil traditioneller Familien ist in der zweiten Teiluntersuchung mit 67% höher als in der ersten, wo er bei 52% liegt. Umgekehrt sind in der ersten Untersuchungsphase mehr partnerschaftliche Familien (48%) untersucht worden als in der zweiten (33%). Diese Differenzen erklären sich aus der Tatsache, dass wir in der ersten Teiluntersuchung eine „progressive“ Gruppe von Familien untersucht haben, die sich alle um einen Fremdbetreuungsplatz (Tagesschule) bemüht haben. Das Interesse an Fremdbetreuung, das die Familien bekundet haben, ist als Indikator für eine stärker partnerschaftliche Arbeitsteilung zu lesen (vgl. Kapitel 11.5.6).

13.3 Partnerschaft

Wir resümieren im folgenden zunächst die Ergebnisse der beiden Teiluntersuchungen zu den Bereichen der Arbeitsteilung, die wir unterschieden haben, nämlich Erwerbstätigkeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung (Kapitel 13.3.1). Dann gehen wir auf das Phänomen der Traditionalisierung der Partnerschaft durch die Familiengründung ein (Kapitel 13.3.2) und diskutieren abschliessend die Situation im Bereich der Fremdbetreuung (Kapitel 13.3.3).

13.3.1 Arbeitsteilung

Beim Vergleich der *Erwerbssituation* der Frauen der ersten Teiluntersuchung lässt sich eine kontinuierliche Steigerung bezüglich Bildungsstand, Berufsstatus, Erwerbsumfang und beschränkt auch bezüglich Einkommen von den Frauen der traditionell bis zu denjenigen der partnerschaftlich organisierten Paare erkennen. Auch wenn die Differenzen im Erwerbsbereich als definierendes Kriterium in die Modellkonstruktion eingeflossen sind, ist doch erwähnenswert, dass sich die Modelle im Erwerbsbereich – 0% Erwerbsumfang beim traditionellen gegenüber 74% beim partnerschaftlichen Modell – beträchtlich unterscheiden. Als weiteres zeigt sich folgender Zusammenhang: Je partnerschaftlicher das Modell ist, desto grösser ist der Anteil Frauen, die immer auf ihrem Beruf gearbeitet haben bzw. eine qualifizierte Erwerbsarbeit ausführen.

Bei den Männern der ersten Teilerhebung sind die Differenzen nicht so ausgeprägt. Den höchsten Bildungsstand haben die Männer der partnerschaftlich organisierten Paare. In ihrem Berufsstatus stehen die Männer der traditionell organisierten Paare zuoberst. Beim Erwerbsumfang und beim Einkommen teilen sich die Männer der vier Modelle in die beiden Gruppen der vollzeitlich Erwerbstätigen (traditionelles und halbtraditionelles Modell) und der quasi-vollzeitlich Erwerbstätigen (partnerschaftliches und halbparkerschaftliches Modell). Letztere haben einen Erwerbsumfang von 87.5% (partnerschaftliches Modell) bzw. 92.8% (halbparkerschaftliches Modell), erstere sind durchwegs vollzeitlich erwerbstätig. Hinzuzufügen ist, dass die Differenzen lediglich einen halben Arbeitstag pro Woche ausmachen. Der geringere Erwerbsumfang der Männer des partnerschaftlichen und halbparkerschaftlichen Modells ist vermutlich auch der Grund dafür, dass sie über ein tieferes Einkommen verfügen als die Männer der traditionellen Modelle.

Ein Vergleich zeigt, dass die Frauen und Männer innerhalb eines Modells durchschnittlich über denselben Bildungsstand verfügen, d.h. diesbezüglich gleichgestellt sind. Einzig beim traditionellen Modell sind die Männer bessergestellt als die Frauen. Bei den übrigen strukturbedingten Merkmalen der Erwerbstätigkeit besteht eine negative Korrelation zwischen der Partnerschaftlichkeit des Modells und den geschlechtsspezifischen Unterschieden, d.h. je partnerschaftlicher das Modell ist, desto geringer

fallen die geschlechtsspezifischen Differenzen bei Erwerbsumfang, Berufsstatus und Einkommen aus.

Die Daten der zweiten Teiluntersuchung bestätigen im wesentlichen das bisher gezeichnete Bild. Insgesamt entspricht die Erwerbssituation der Frauen einem eher traditionellen Familienmuster. Die mittleren 80% der in der zweiten Teiluntersuchung befragten erwerbstätigen Frauen arbeiten zwischen 4 und 30 Stunden pro Woche; der Durchschnitt liegt bei 8.4 Wochenstunden. Die Paarfrauen gehen etwa zur Hälfte einer Erwerbstätigkeit nach, während ihre Partner praktisch ausnahmslos in der Regel voll erwerbstätig sind (durchschnittlich 44.5 Wochenstunden). Deutlich erhöhte Werte bei der Erwerbstätigkeit weisen erwartungsgemäss die erwerbstätigen alleinerziehenden Frauen auf (im Durchschnitt 22.9 Wochenstunden). Die fünf alleinerziehenden Männer in unserer Stichprobe sind zu durchschnittlich 28.4 Wochenstunden erwerbstätig.

Die typologische Analyse zeigt unerwarteterweise keinen Zusammenhang mit dem Bildungsniveau. Als statistisch ausgewiesen kann lediglich der Zusammenhang von Familientypus und Berufsstatus bezeichnet werden. Danach erweisen sich Selbständigerwerbende in der familialen Arbeitsteilung vermehrt als partnerschaftlich organisiert. Auch die Art der Berufstätigkeit hat – im Gegensatz zur ersten Teiluntersuchung – keinen Einfluss auf die Form der Arbeitsteilung.

Insgesamt bestätigt sich im Erwerbsbereich, was in verschiedenen Untersuchungen immer wieder festgestellt wird: Die Normalität ist bei den Männern nach wie vor die Vollzeitbeschäftigung. Die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen geht stark auf das Konto von Teilzeitarbeit. Die Frauen machen gesamtschweizerisch zwar mittlerweile 43% der Erwerbspersonen aus, erbringen aber nur einen Drittel des gesamten Arbeitsvolumens (Bundesamt für Statistik 1993b, p. 48). Typisch ist die recht heterogene Erwerbssituation bei den Frauen (ebd., p. 51). Es dürfte hier zum Ausdruck kommen, dass die Suchbewegungen in Richtung neue Lebens- und Partnerschaftsformen vor allem von den Frauen ausgehen, während die Männer an ihre traditionelle Geschlechtsrolle fixiert bleiben.

Was die *Hausarbeit* anbelangt, so wird diese in der ersten Teiluntersuchung in einem Drittel der Fälle (8 Paare) des halbtraditionellen, halbparkerschaftlichen und partnerschaftlichen Modells teilweise an eine Putzfrau delegiert. In der zweiten Teiluntersuchung hat ein Fünftel der untersuchten Paare diese Lösung gewählt. Die Externalisierung kann somit als eine relativ häufig praktizierte Problemlösung im Bereich der Hausarbeit gesehen werden. Es ist dies eine Form der Problembewältigung, die allerdings nur den finanziell besser gestellten Paaren möglich ist.

Die Hauptverantwortung für die Hausarbeit bleibt trotzdem im wesentlichen bei den Frauen. In der ersten Teiluntersuchung ist dies auch am Beispiel der partnerschaftlich organisierten Paare sichtbar, wenn auch etwas weniger eindeutig als in den anderen Fällen. Zum Ausdruck kommt dies beispielsweise in einer Äusserung einer Frau

(142), die sich allgemein und mit Bezug auf ihre persönliche Situation zum Ungleichgewicht in der Aufteilung der Hausarbeit äussert.

„Und dann ist es auch noch so, dass vieles, vor allem im Haushalt oder beim Darandenken, dass das, zumindest bei uns, die Frauen vermehrt machen. Und manchmal habe ich ein bisschen das Gefühl einer Doppelbelastung.“ (Auszug aus dem Zitat 142F 497)

Unterschiede zeigen sich in der Aufteilung der Hausarbeit. Bei den Paaren des traditionellen, halbtraditionellen und halbparterschaftlichen Modells der ersten Teiluntersuchung wird der Hauptteil der Hausarbeit von den Frauen erledigt. Bei den Paaren des partnerschaftlichen Modells hingegen besteht teilweise eine partnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit. Klare Unterschiede zwischen den Modellen zeigen sich, wenn die Beteiligung von Frau und Mann hinsichtlich einzelner Tätigkeiten verglichen wird. Dabei überwiegen auch bei den Paaren des halbparterschaftlichen Modells die partnerschaftlichen Tendenzen leicht. Bei den Paaren des traditionellen Modells wird keine Tätigkeit partnerschaftlich und – umgekehrt – bei den Paaren des partnerschaftlichen Modells nur in einem Fall eine Tätigkeit ausschliesslich von der Frau ausgeführt. Bei den Paaren des halbtraditionellen Modells werden rund doppelt so viele Tätigkeiten wie beim partnerschaftlichen Modell ausschliesslich von der Frau erledigt. Umgekehrt ist es bei den Paaren des halbparterschaftlichen Modells, wo rund ein Drittel so viele Tätigkeiten ausschliesslich von der Frau erledigt werden wie von Frau und Mann gemeinsam. Die am häufigsten – von fast der Hälfte der Paare – partnerschaftlich übernommenen Tätigkeiten sind das Einkaufen, die Essenszubereitung und das Geschirrspülen. Weitaus am traditionellsten organisiert ist – bei drei Vierteln der Paare – das Erledigen der Wäsche.

Die Zeitbudgeterhebung bestätigt im wesentlichen die Ergebnisse aus den Interviews, mit Ausnahme der Aufteilung bei den halbparterschaftlich organisierten Paaren. Es bestärkt sich die allgemeine Einschätzung einer eher traditionellen Aufteilung der Hausarbeit, trotz der nach Aussagen der Paare teilweise bestehenden partnerschaftlichen Beteiligung an einzelnen Tätigkeiten. Beim Gesamtaufwand für die Hausarbeit an den drei Erhebungstagen fällt auf, dass ein Gleichgewicht zwischen der von Frau und Mann aufgewendeten Zeit umso eher besteht, je partnerschaftlicher das Modell ist. So ist der Zeitaufwand für die Hausarbeit bei den Paaren des partnerschaftlichen Modells relativ ausgeglichen, was auf eine partnerschaftliche Struktur schliessen lässt. Im Modellvergleich zeigen sich zwei divergierende Tendenzen: Bei den beiden traditionellen Modellen ist die Aufteilung am Wochenendtag wesentlich partnerschaftlicher als während der Woche. Im Gegensatz dazu ist die Aufteilung der Hausarbeit bei den beiden partnerschaftlichen Modellen am Wochenendtag unverändert bzw. wesentlich traditioneller als während der Woche. Zu bemerken ist, dass bei zwei Paaren des partnerschaftlichen Modells die Frauen und Männer während der Woche auf Haus- und Familienarbeitstage festgelegt sind. Die Frage bleibt offen, ob die

Tabelle 13.3: Durchschnittlicher Zeitaufwand für die Hausarbeit im Modellvergleich (in Minuten)

Modell	Werktage		Wochenendtag		Total (pro Person)		Total
	F	M	F	M	F	M	F + M
traditionell	630	83	305	95	522	87	609
halbtraditionell	271	67	230	136	258	92	350
halbparterschaftlich	194	76	195	77	193	77	270
partnerschaftlich	128	177	240	67	166	140	306

Frauen am Wochenendtag diejenige Hausarbeit erledigen, die während der Woche nicht erledigt wurde.⁸

Aufschlussreich ist der Modellvergleich auch bezüglich des realen Zeitaufwandes für die Hausarbeit. Bei den Frauen nimmt er vom traditionellen bis zum partnerschaftlichen Modell um rund zwei Drittel ab. Bei den Männern hingegen steigt der Zeitaufwand, allerdings mit wesentlich geringeren Differenzen. Das bedeutet auch, dass bei den beiden partnerschaftlichen Modellen im Total weniger Zeit für die Hausarbeit aufgewendet wird als bei den beiden traditionellen Modellen. Zudem zeigt sich, dass die Männer der beiden partnerschaftlichen Modelle am erfassten Wochenendtag weniger Zeit für die Hausarbeit aufwenden als die Männer der beiden traditionellen Modelle (vgl. Tabelle 13.3).

Auf den ersten Blick finden wir in der zweiten Teiluntersuchung im Falle der Hausarbeit ein etwas stärkeres Engagement der Männer. Allerdings relativiert sich der Eindruck, wenn man in Rechnung stellt, dass die erhöhte Beteiligung der Männer vor allem traditionell männliche Tätigkeiten wie Unterhalt und Reparaturen, Fahrzeugpflege, Finanzverwaltung und Behördenkontakte betrifft. Wie in der ersten, ist auch in der zweiten Teiluntersuchung das Wäschemachen das am stärksten den Frauen anhängende Moment der Hausarbeit. Die schmutzige Wäsche entpuppt sich – jedenfalls im Beziehungsbereich – als *Pièce de résistance* der Frauenemanzipation.

Bei der Aufteilung der *Kinderbetreuung* sei vorerst die allgemeine Betreuungssituation bei den Paaren der ersten Teiluntersuchung skizziert. In der Kinderzahl pro Paar unterscheiden sich die Modelle nicht. Sechs Paare haben ein Kind, sechzehn Paare zwei, ein Paar drei und zwei Paare vier Kinder. Gesamthaft gesehen hat die Hälfte der Paare über das achtjährige Fokuskind hinaus mindestens ein zusätzliches Kind im Vorschulalter zu betreuen. Mit einer Ausnahme – ein Paar des traditionellen Modells

⁸ Es sei daran erinnert, dass wir die Paare aufgefordert haben, für das Ausfüllen des Zeitbudgets zwei repräsentative Wochentage und einen repräsentativen Wochenendtag auszuwählen (vgl. Kapitel 5.1.4).

– nutzen *alle* Paare ausserfamiliäre Betreuungsmöglichkeiten. Die Mehrheit der Paare (19) nutzt unabhängig von der Modellzugehörigkeit institutionelle Betreuung, wobei fünf Paare, vorwiegend des halbraditionalen Modells, keine weitere Betreuung beziehen. Für das achtjährige Kind beanspruchen vierzehn Paare die Tagesschule, zwei Paare den Hort und ein Paar sowohl den Hort als auch eine Tagesmutter. Das jüngere Kind besucht bei fünf Paaren eine Spielgruppe oder Kinderkrippe, und bei zwei Paaren wird es von einer Tagesmutter betreut.

Ausserfamiliäre Betreuung auf privater Basis beanspruchen drei Viertel der Paare (18), fünf Paare ausschliesslich. Auf ausserfamiliäre Betreuung dieser Art verzichten vorwiegend die Paare der beiden traditionellen Modelle (insgesamt 5 Paare).

Die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung tragen in allen vier Modellen die Frauen. Dementsprechend finden sich bei den Frauen des traditionellen, halbparterschaftlichen und partnerschaftlichen Modells Aussagen, die deutlich machen, dass ihr Alltag stärker als derjenige der Männer durch die Kinderbetreuung bestimmt wird. Zur Illustration sei zunächst eine Frau des traditionellen Modells (190) zitiert:

„Grundsätzlich organisiere ich mich um die Kinder herum. Ich nehme sie [die Kinder] zum Teil auch mit, wenn wir am Tag Sitzung haben, dann habe ich sie auch schon mitgenommen. Ich mache es eigentlich alleine.“ (190F 96)

Auffallend ähnlich tönt das Zitat einer Frau des partnerschaftlichen Modells (145):

„Und jetzt arbeite ich genau um diese Tagesmutter-, Mittagshort- und Schulzeit-Betreuung herum.“ (145F 650)

Von seiten der Männer fehlen vergleichbare Zitate. Dass die Frauen in der Regel die Hauptverantwortung für die Kinder tragen, zeigt sich auch im partnerschaftlichen Modell auch im Falle von Ausnahmesituationen wie den Schulferien, wo die Betreuung der Kinder im wesentlichen bei den Frauen liegt.

Im übrigen stimmt die Aufteilung bei der Kinderbetreuung in etwa mit der Modellbezeichnung überein, d.h. bei den beiden traditionellen bzw. partnerschaftlichen Modellen ist die Aufteilung eher traditionell bzw. eher partnerschaftlich. Dies bestätigt sich bei der Betrachtung der Beteiligung an den einzelnen Betreuungstätigkeiten. Je partnerschaftlicher das Modell ist, desto grösser ist der Anteil partnerschaftlich übernommener Tätigkeiten und umgekehrt. So wird rund die Hälfte der Betreuungstätigkeiten bei den beiden traditionellen Modellen ausschliesslich von der Frau ausgeführt, während sie bei den beiden partnerschaftlichen Modellen von Frau und Mann in gleicher Weise erledigt wird.

Die Ergebnisse der Zeitbudgeterhebung bestätigen die Einschätzung aus den Interviews. So gleicht sich der Zeitaufwand für aktive wie passive Betreuung zwischen Frau und Mann an, je partnerschaftlicher das Modell ist, und erreicht bei den partnerschaftlich organisierten Paaren ein Gleichgewicht. Interessant ist, dass sich in allen Modellen hinsichtlich der passiven Kinderbetreuung ein stärkerer geschlechtsspezifischer Unterschied bemerkbar macht als hinsichtlich der aktiven Kinderbetreuung. Wird der reale Zeitaufwand betrachtet, zeigt sich, dass die Männer, vor allem die

Männer der beiden traditionellen Modelle, wesentlich mehr Zeit für die aktive als für die passive Betreuung aufwenden. Bei den Frauen sind hingegen die Unterschiede im Zeitaufwand für aktive bzw. passive Betreuung viel geringer. Dass sich die Männer stärker bei der aktiven als bei der passiven Kinderbetreuung engagieren, mag damit zusammenhängen, dass die aktive Betreuung in verschiedener Hinsicht einen viel höheren Stellenwert hat. Sie ist sichtbarer und auch befriedigender, da sie in direktem Kontakt zum Kind stattfindet. Zudem können bei gemeinsamen Aktivitäten mit den Kindern eigene Freizeitinteressen verfolgt werden. Erinnert sei daran, dass die Männer eher Betreuungstätigkeiten im emotionalen Bereich übernehmen. Die passive Kinderbetreuung scheint (bei den Männern) nicht sehr attraktiv zu sein, was wohl damit zu tun hat, dass sie unter anderem die Bereitschaft beinhaltet, jederzeit eine Tätigkeit zu unterbrechen, wenn es die Situation erfordert.

Wie die Analyse der Zeitbudgetdaten zeigt (vgl. auch Schröder 1993), verbringen die von uns erfassten Eltern vergleichsweise wenig Zeit *gemeinsam* mit den Kindern.⁹ Zwar sind die Kinder kaum je allein oder unbetreut, die idyllische Situation trauter familiärer Gemeinsamkeit von Vater, Mutter und Kind ist jedoch selten erfüllt. Man wechselt sich ab in der Kinderbetreuung, um sich gegenseitig ausserfamiliäre Aktivitäten zu ermöglichen. Inwiefern die Partnerschaft darunter leidet, ist aufgrund unserer Daten schwer zu sagen. Andere Studien zeigen, dass das erste Kind häufig zu einem Abfall in der Zufriedenheit mit der Ehe führt (Gloger-Tippelt 1988; Nave-Herz 1994a, p. 57ff.; Segalen 1990, p. 316). Wir konnten bei unseren Daten (zweite Teiluntersuchung) einen solchen Effekt nicht generell finden, ja die Paarfrauen sprechen sogar eher von einer Intensivierung der Beziehung zum Partner.¹⁰ Deutlich ist aber, dass sowohl die alleinerziehenden Frauen als auch die alleinerziehenden Männer von einer Verschlechterung der Partnerbeziehung und von einer Verlagerung der Beziehung auf das Kind sprechen (Herzog et al. 1994a, Bd. 2, p. 145ff.). Angesichts der Tatsache, dass diese Partnerschaften schliesslich aufgelöst worden sind, kann in diesen Fällen durchaus von einem Konflikt der beiden familialen Subsysteme (Partnerschaft und Elternschaft) gesprochen werden.

Gesamthaft gesehen, erweist sich die Kinderbetreuung auch in der zweiten Teiluntersuchung vorwiegend als Sache der Frauen. Das gilt insbesondere für die materielle Versorgung der Kinder. Wo sich die Väter vermehrt beteiligen, da handelt es sich – wie in der ersten Teiluntersuchung – im allgemeinen um die interessanteren Aspekte der Elternschaft, die mehr mit Kommunikation und gemeinsamen Aktivitäten als mit blosser Versorgung der Kinder zu tun haben.

⁹ Kommt dazu, dass sich die gemeinsam verbrachte Familienzeit an Wochentagen fast ganz auf die gemeinsamen Mahlzeiten beschränkt (Schröder 1993, p. 23).

¹⁰ Wie Huwiler zu Recht bemerkt, sind verschiedene Untersuchungen, die in Partnerschaften eine Zufriedenheitseinbusse aufgrund von Kindern konstatieren, aus methodischen Gründen anfechtbar (Huwiler 1995, p. 51ff.).

Wenn wir noch kurz auf die Situation der *Alleinerziehenden* eingehen, die wir allerdings nicht systematisch hinsichtlich einer allfälligen Arbeitsteilung mit einem nicht im selben Haushalt wohnenden Partner befragt haben, dann lassen sich im Falle der alleinerziehenden Frauen der ersten Teiluntersuchung gewisse Parallelen zur Situation der partnerschaftlich organisierten Paare feststellen. So werden auch bei den alleinerziehenden Frauen nach der Trennung oder Verwitwung Veränderungen im wesentlichen im Erwerbsbereich in Gang gesetzt, d.h. die Frauen bauen als erstes den Erwerbsbereich aus. Die Organisation der Hausarbeit und die Kinderbetreuung werden darauf ausgerichtet. Im Gegensatz zu den Frauen der partnerschaftlich organisierten Paare sind den alleinerziehenden Frauen jedoch durch die alleinige Verantwortung für die Kinderbetreuung klare Grenzen gesetzt. So liegt der durchschnittliche Erwerbsumfang der alleinerziehenden Frauen der ersten Untersuchungsphase (63%) genau in der Mitte desjenigen der Frauen des partnerschaftlichen (74%) und des halbparterschaftlichen Modells (51%). In der zweiten Untersuchungsgruppe liegen die Verhältnisse, bei insgesamt etwas tieferen Werten, gleich: Die partnerschaftlichen Frauen haben einen Erwerbsumfang von 64%, die alleinerziehenden einen solchen von 53% und die halbparterschaftliche einen solchen von 38%.

Wie die partnerschaftlich organisierten Paare sind auch die alleinerziehenden Frauen auf ausserfamiliäre Betreuung angewiesen. Die alleinerziehenden Frauen können sich kaum auf die Väter der Kinder abstützen. Der Organisationsaufwand im Alltag ist bei den alleinerziehenden Frauen, wie bei den partnerschaftlich organisierten Paaren, gross. Wie beide Teiluntersuchungen zeigen, besteht bei Alleinerziehenden eine multiple Fremdbetreuungssituation, d.h. für die Betreuung der Kinder werden – wohl aufgrund mangelnder Alternativen – verschiedene Betreuungsplätze genutzt.¹¹ Massive Organisationsprobleme ergeben sich bei der Kinderbetreuung während der Schulferien, auch im Falle der Beanspruchung eines Tagesschulplatzes. Wie die partnerschaftlich organisierten Paare leiden die alleinerziehenden Frauen aus Zeitmangel unter Stress. Zusätzlich stehen sie wegen der von seiten der Kinder geäusserten Ansprüche unter grossem Druck, d.h. aufgrund ihrer Situation leiden sie nicht nur unter zeitlicher, sondern auch unter psychischer Belastung.¹²

Zusammengenommen vermitteln die Bereiche Erwerbstätigkeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung ein nach wie vor dominant traditionelles Familienbild. Dementsprechend kann auch nicht eigentlich von einem Gegensatz oder Spannungsverhältnis von Partnerschafts- und Elternschaftssystem gesprochen werden. Dies auch dann nicht, wenn wir beachten, dass die beiden Partner in der Beurteilung ihrer faktischen Situation recht gut übereinstimmen. Es sind kaum Divergenzen in der Beurteilung der Be-

¹¹ Ob mit dem starken personellen Wechsel für die Kinder Nachteile verbunden sind, lässt sich schwer sagen. Wie die neuere Literatur zeigt, braucht multiple Betreuung *per se* keine negativen Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung zu haben (Schaffer 1992).

¹² Dass diese Belastung im allgemeinen unnötig ist, da sie auf falschen (veralteten) Ansichten über die Betreuungsbedürfnisse von Kindern beruht, werden wir im Kapitel 14.2.2 diskutieren.

reiche Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinderbetreuung festzustellen. Am ehesten noch bestehen Abweichungen bei der Beurteilung der Kinderbetreuung. Grössere Abweichungen lassen sich aber durchwegs auf Differenzen bei der Interpretation der vorgelegten Items zurückführen. Die Paarbeziehungen zeichnen sich somit durch eine geringe Konfliktivität aus. Zumindest in der Wahrnehmung ihrer Situation liegt kein Anlass für Konflikte, was natürlich nicht ausschliesst, dass bei den Idealen sehr wohl solche Konflikte bestehen können. Doch erstaunlicherweise haben wir in der zweiten Teiluntersuchung auch im Bereich der Ideale eine hohe Konkordanz der Partnerschaft festgestellt.

Im Gegensatz zur faktischen Arbeitsteilung verweisen die geäusserten *Idealvorstellungen* bezüglich Hausarbeit und Kinderbetreuung selten in Richtung traditionelles Familienmodell. Und dies im Falle beider Teiluntersuchungen. Allerdings favorisieren die Männer durchwegs eher eine traditionelle Aufteilung der häuslichen und erzieherischen Arbeiten. Die Mehrheit der Befragten der zweiten Erhebung bevorzugt aber in beiden Bereichen eine flexible Form der Arbeitsteilung, die je nach Situation anders sein und auch wieder neu bestimmt werden kann. Strikt egalitäre Vorstellungen dominieren (in der zweiten Teiluntersuchung) nicht (lediglich rund ein Viertel aller Befragten wünscht im Bereich der Kinderbetreuung eine Gleichverteilung der Arbeit, und knapp 15% wünschen dies im Bereich der Hausarbeit).

Auffallend deutlicher finden sich egalitäre Vorstellungen im Bereich der Erwerbstätigkeit. Zwar möchte eine Mehrheit der Befragten der zweiten Teiluntersuchung keine Änderungen am Umfang der Erwerbstätigkeit vornehmen. Aber diejenigen, die etwas ändern möchten (dies betrifft vor allem die Paarfrauen), wollen ihren Erwerbsumfang erweitern, und zwar idealerweise um gut einen Drittel. Ein relativ grosser Teil der befragten Frauen (37%) und Männer (41%) möchte – gewissermassen als Kompensation – die Erwerbstätigkeit des Mannes reduzieren. Die Angaben zum idealen Erwerbsumfang von Mann und Frau in Partnerschaft liegen bei rund zwei Drittel einer vollen Anstellung (66%) im Falle des Mannes und bei etwa 40% im Falle der Frau. Erstaunlich ist wiederum die recht hohe Übereinstimmung sowohl der Frauen und Männer insgesamt als auch der einzelnen Personen innerhalb einer Partnerschaft.

Es mag sein, dass der ausgeprägte Wunsch nach einer vermehrten Erwerbstätigkeit der Frauen mit der besonderen Situation zu tun hat, in der sich die von uns untersuchten Familien befinden. Wie bereits angemerkt, hat für viele der von uns untersuchten Familien eine neue Phase des Familienzyklus begonnen. Der Eintritt des ältesten Kindes in die Schule, der bei den Probandinnen und Probanden der zweiten Teiluntersuchung zum Zeitpunkt der Befragung ein Jahr zurückgelegen hat, dürfte vor allem für die Mütter Anlass für eine Reorientierung ihres alltäglichen Lebens gewesen sein. Auch in der ersten Teiluntersuchung sind wir bei den befragten Frauen auf einen stark ausgeprägten Wunsch nach einer vermehrten Erwerbstätigkeit oder nach beruflicher Weiterbildung gestossen.

Für die Bedeutung des Familienzyklus als Anlass für den Wunsch nach mehr Erwerbsbeteiligung sprechen auch die Gründe, die die befragten Frauen für und gegen eine Erwerbstätigkeit angeben. Die Erwerbstätigkeit wird von den alleinerziehenden Frauen der zweiten Teilerhebung überwiegend mit materiellen Motiven begründet, von den Paarfrauen in erster Linie mit intrinsischen Motiven, wobei die Freude an der Arbeit für beide Gruppen von Frauen ein wichtiges Motiv darstellt. Die nicht-erwerbstätigen Frauen nennen als Gründe *gegen* eine Erwerbstätigkeit insbesondere ihre Mutterschaft, in einem gewissen Mass auch mangelndes Interesse, grösseres Einkommen des Partners und eine positive Einstellung zur Hausfrauenrolle. Viele dieser Gründe wechseln in ihrer Wichtigkeit mit dem Eintritt des ältesten Kindes in die Pflichtschule. Dass die Wünsche nach Veränderung eher von den Frauen als von den Männern ausgehen, wird in beiden Teiluntersuchungen deutlich.

13.3.2 Traditionalisierung der Partnerschaft durch Kinder

Der starke Wunsch der befragten Frauen nach einer Erweiterung ihrer Erwerbstätigkeit bzw. nach einem Wiedereinstieg in die Berufswelt wird besonders plausibel, wenn wir den Familienzyklus der befragten Paare ein Stück weit zurückverfolgen. Bei der Mehrzahl der untersuchten Paare hat die *Familiengründung* zu einer Traditionalisierung der Partnerschaft geführt. Das gilt grosso modo für alle drei Bereiche der Arbeitsteilung. Was die Paare der ersten Teiluntersuchung anbelangt, so waren praktisch alle in die Erhebung einbezogenen Frauen und Männer vor der Familiengründung mehrheitlich Vollzeit erwerbstätig, d.h. es lag in den meisten Fällen eine partnerschaftliche Aufteilung der Erwerbsarbeit vor. Die Differenzen im Erwerbsverlauf der Frauen der vier Modelle wie auch diesbezügliche geschlechtsspezifische Differenzen sind erst zum Zeitpunkt der Familiengründung entstanden, d.h. die Familiengründung hat bei praktisch allen Paaren zumindest phasenweise zu einer Traditionalisierung der Aufteilung im Erwerbsbereich geführt. Das Bild bestätigt sich klar angesichts der Ergebnisse der zweiten Teiluntersuchung (vgl. Kapitel 10.4.2).

Die Familiengründung ist von einschneidender Wirkung auf die Aufteilung der Erwerbsarbeit in den untersuchten Partnerschaften, wobei die Wirkung vor allem die Frauen trifft. Für die Männer bleibt die Familiengründung praktisch ohne Einfluss auf die Erwerbssituation. Erst nach einer gewissen Zeit haben einige Männer der beiden partnerschaftlichen Modelle der ersten Untersuchungsgruppe ihren Erwerbsumfang geringfügig eingeschränkt, während alle Männer der beiden traditionellen Modelle die Erwerbsarbeit unverändert fortgeführt haben. Ungeachtet dessen zeigt sich bei allen Männern ein relativ konstanter Erwerbsverlauf. Womit sich auch in unseren Daten bestätigt, dass die Erwerbssituation bei den Frauen eine vielfältige Gestalt zeigt (Bundesamt für Statistik 1993b, p. 51ff.).

Unabhängig vom Modell der Arbeitsteilung wird die Erwerbssituation der Frauen durch die Veränderung der Lebenssituation bei der Geburt eines Kindes stark beeinflusst. Bis auf eine hat keine Frau der ersten Untersuchungsgruppe ihre Erwerbsarbeit

nach der Familiengründung *unverändert* fortgeführt. Vergleichbares gilt für die zweite Untersuchungsphase. Die Frauen sind es, die vermehrt zuhause bleiben, die vermehrt die Hausarbeit erledigen, die auf ihre Erwerbstätigkeit verzichten und ihre Karrierepläne (zumindest vorläufig) begraben, wenn ein Kind Aufmerksamkeit verlangt. Dass auch bei den Paaren des partnerschaftlichen Modells zwischen den Frauen und Männern ein Ungleichgewicht bezüglich der Konsequenzen der Familiengründung auf die Erwerbssituation vorliegt, zeigt das Zitat einer der Frauen (145F) des partnerschaftlichen Modells der ersten Teiluntersuchung:

„Er [der Mann] arbeitete damals [zur Zeit der Familiengründung] voll, 100%. Und das bewirkte dann, dass ich einsah, dass ich nicht auch einen grösseren Anteil an einer Erwerbsarbeit übernehmen kann neben dem Kind.“ (145F 533)

Unterschiede zwischen den Modellen zeigen sich bei den Frauen im *Ausmass* der Konsequenzen der Familiengründung auf die Erwerbssituation. Die Frauen der beiden partnerschaftlichen Modelle unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit tendenziell *für eine kürzere Zeit* als die Frauen der beiden traditionellen Modelle. Auffallend ist, dass immerhin die Hälfte aller Frauen ihre Erwerbsarbeit nie länger als ein Jahr unterbrochen hat, darunter fallen auch Frauen des halbtraditionellen Modells. Dabei bestehen insofern Differenzen, als diese Frauen nach dem Erwerbsunterbruch die Erwerbsarbeit in geringerem Umfang wieder aufgenommen haben als die Frauen der partnerschaftlichen Modelle. Über jahrelange Unterbrüche berichten lediglich die Frauen der beiden traditionellen Modelle. Da die momentan nicht erwerbstätigen Frauen der ersten Forschungsphase alle an einen Wiedereinstieg ins Erwerbsleben denken und die in beschränktem Umfang erwerbstätigen Frauen die Stellenprozenze zu erhöhen beabsichtigen, werden sich die Unterschiede im Erwerbsumfang der Frauen zwischen den Modellen mittelfristig (wieder) verringern. Die geschlechtsspezifischen Differenzen werden sich hingegen nur beschränkt ausgleichen, da nur wenige Männer eine Reduktion des – meist vollzeitlichen – Erwerbsumfanges anstreben und sich nur wenige Frauen eine vollzeitliche Erwerbsarbeit wünschen.

Bemerkenswert ist im übrigen, dass die Mehrheit der Frauen der partnerschaftlichen Modelle der ersten Teiluntersuchung immer auf ihrem Beruf tätig war, während die Frauen der traditionellen Modelle sich beruflich umorientiert haben oder im Begriff sind, dies zu tun. Das könnte durchaus so zu verstehen sein, dass der volle Berufsausstieg, wie ihn die traditionellen Frauen praktizieren, mit einer hohen Einbusse an beruflicher Kompetenz verbunden ist, so dass ein Anknüpfen an den status quo ante (wie er vor der Familienphase bestanden hat), praktisch nicht mehr möglich ist. Das Drei-Phasen-Modell der weiblichen Biographie (vgl. Kapitel 2.2.1) ist der heutigen, sich immer schneller wandelnden Arbeitswelt nicht mehr angepasst.

Auch im Bereich der Hausarbeit führt die Familiengründung zu einer Traditionalisierung. Soweit im Falle der ersten Teiluntersuchung diesbezügliche Aussagen zulässig sind, kann vermutet werden, dass die Hausarbeit vor der Familiengründung unabhängig von den Modellen partnerschaftlicher aufgeteilt war als zum Zeitpunkt der Datenerhebung. Nur drei Frauen des halbtraditionellen Modells beurteilen die Auftei-

lung der Hausarbeit vor der Familiengründung als traditionell. In der Kleinkindfamilienphase bestand dagegen bei den meisten Paaren zumindest zeitweise eine Tendenz zu traditioneller Aufteilung. Nur drei Frauen und ein Mann, die alle dem halbtraditionellen Modell angehören, betrachten die damalige Aufteilung der Hausarbeit verglichen mit der heutigen als partnerschaftlicher.

Schliesslich ist auch im Hinblick auf die Kinderbetreuung eine Traditionalisierung der Familien zu beobachten. Selbst bei den Paaren der beiden partnerschaftlichen Modelle der ersten Untersuchungsphase hat die Kleinkindfamilienphase im Falle der Kinderbetreuung zumindest phasenweise zu traditionellen Strukturen geführt. Zwei Männer des partnerschaftlichen Modells haben sich erst einige Zeit nach der Familiengründung dazu entschliessen können, sich vermehrt an der Kinderbetreuung zu beteiligen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass mit zunehmender Kinderzahl die Familien in Richtung traditionelle Arbeitsteilung tendieren, ein Sachverhalt, der auch in anderen Studien festgestellt wird (z.B. Griebel 1991, p. 35ff.). Dabei scheint das zweite Kind so etwas wie eine Wasserscheide zu bilden. Mit *einem* Kind sind eine egalitäre Partnerschaftsbeziehung und ein neues familiales Rollenmuster zumeist noch realisierbar, wenn auch oft auf Kosten der Doppelbelastung der Frau. Mit einem zweiten Kind stellen sich jedoch die traditionellen Rollenverteilungen fast unvermeidlich wieder her. Was sich auch daran zeigt, dass für Männer die Erwerbstätigkeit und berufliche Karriere mit steigender Anzahl Kinder immer wichtiger werden (Partnerbeziehungen 1987, p. 27). Kommt dazu, dass sich mit einem zweiten Kind die finanzielle Situation einer Familie (weiter) verschlechtert.¹³ Da Männer des weiteren im Durchschnitt ein stärker traditionelles Lebenskonzept für Frauen präferieren, scheinen Frauen ein alternatives weibliches Selbstverständnis nur mit Nachdruck durchsetzen zu können. Und dazu gehört offensichtlich das Beharren auf Erwerbstätigkeit (vgl. Kapitel 14.1).

13.3.3 Fremdbetreuung

In beiden Untersuchungsphasen haben wir der Fremdbetreuungssituation der untersuchten Familien unsere besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Interessanterweise haben zwei Drittel der Paare (17) der ersten Teiluntersuchung bereits in der Kleinkindfamilienphase ausserfamiliäre Betreuung beansprucht. Das ist insofern ein interessanter Wert, als die Stichprobe der ersten Forschungsphase insgesamt stärker partnerschaftlich orientiert ist als diejenige der zweiten Phase. Die Verwirklichung von partnerschaftlichen Familienstrukturen scheint massgeblich abhängig zu sein von der Nutzbarkeit familienexterner Kinderbetreuung.

Nach wie vor sind die gesellschaftlichen Institutionen wenig auf die Ideale der partnerschaftlichen Familien abgestimmt. Das wird etwa daran deutlich, dass wir in den partnerschaftlichen Familien der zweiten Teiluntersuchung eine erhöhte subjektive Belastung sowohl der Frauen als auch (wenn auch etwas weniger) der Männer feststellen mussten.¹⁴ Dabei sind sie nicht unzufrieden, denn im allgemeinen handelt es sich um eine bewusst in Kauf genommene zusätzliche Belastung. Trotzdem weist die erhöhte Belastung darauf hin, dass die Realisierung partnerschaftlicher Familienverhältnisse bei weitem schwieriger ist, als dies bei traditionellen Idealen der Fall ist. Dafür spricht auch, dass sich Diskrepanzen zwischen Ideal und Realität der Arbeitsteilung vor allem bei Paaren mit partnerschaftlichen Idealen finden. Sie scheinen nicht nur zusätzliche Belastungen auf sich zu nehmen, sondern an ihren Idealvorstellungen auch Abstriche machen zu müssen. Dabei ist nicht unwichtig festzuhalten, dass die Belastungen nicht als Spannungen im Paarverhältnis auftreten. Auch die partnerschaftlichen Paare erweisen sich in der Wahrnehmung ihrer Situation und in ihren Idealen als ausgesprochen konkordant. Problematisch scheint weniger das Verhältnis der Partner zueinander zu sein als das Verhältnis der gemeinsamen Ideale zur widerspenstigen Realität.

Umso wichtiger ist die Berücksichtigung der Fremdbetreuungssituation. Denn hier kann – bei einem entsprechenden Angebot – die Diskrepanz zwischen Ideal und Realität zu einem guten Teil abgebaut werden. Wie die zweite Teiluntersuchung zeigt, geht Partnerschaftlichkeit der Familie deutlich mit einem erhöhten Bedarf an und einer erhöhten Nutzung von Fremdbetreuung einher. Während traditionelle Familien einen vergleichsweise geringen Bedarf an Fremdbetreuung anmelden, ist der Bedarf bei partnerschaftlichen Familien gross. Im allgemeinen ist er aber auch gedeckt. Auffallend ist, dass die partnerschaftlichen Familien nur im institutionellen Bereich der Fremdbetreuung eine erhöhte Nutzung aufweisen, nicht bei der (auf privater Basis beruhenden) nicht-institutionellen Betreuung. Heisst dies, dass die private Nutzung gewissermassen den Grundbedarf abdeckt, aber nicht für den Gesamtbedarf ausreicht? Auffallend ist des Weiteren, dass vor allem die halbparterschaftlichen Familien das Angebot an institutionalisierter Fremdbetreuung in einem relativ starken Ausmass als ungenügend bezeichnen. Es könnte sein, dass hier eine Schwelle liegt, die diese Gruppe von Familien daran hindert, den Schritt zu einer wirklichen Partnerschaftlichkeit zu machen. Dafür spricht auch, dass die *Gesamtnutzung* von Fremdbetreuung (institutionelle und nicht-institutionelle Formen) bei partnerschaftlicher Arbeitsteilung steigt.¹⁵ Insgesamt ist auch die Verteilung der Arbeitsteilungsmodelle in unserer ersten Teiluntersuchung ein Beleg für diese These. Der Anteil partnerschaftlicher Verhältnisse in der Stichprobe der ersten Untersuchungsphase ist höher als in

¹³ Schon ein Kind bedeutet eine starke finanzielle Belastung (Deiss 1993; Deiss, Guillaume & Lüthi 1988; Kaufmann 1990, p. 112ff.).

¹⁴ Erhöht belastet sind auch Ein-Eltern-Familien, während sich traditionelle Familien als (subjektiv) wenig belastet erweisen. Am geringsten belastet fühlen sich die Männer in traditionellen Paarbeziehungen, gefolgt von ihren Partnerinnen.

¹⁵ Wobei der entscheidende, den Zusammenhang bestimmende Einfluss von der Erwerbstätigkeit der Frau ausgeht.

der zweiten (vgl. Kapitel 13.2). Alle dort untersuchten Familien haben einen Bedarf an institutionalisierter Fremdbetreuung nicht nur verbal artikuliert, sondern aktiv demonstriert, indem sie sich um einen Tagesschulplatz bemüht haben.

Der Bedarf an Fremdbetreuung ist im übrigen vor allem bei den Alleinerziehenden gross. Rund die Hälfte der Alleinerziehenden in der zweiten Teiluntersuchung gibt an, dass der Bedarf auch gedeckt ist. Bei den Paaren ist rund ein Viertel, bei den Alleinerziehenden sind rund zwei Fünftel mit dem Angebot an institutionalisierter Fremdbetreuung *nicht* zufrieden und weisen einen ungedeckten Bedarf auf. Berücksichtigt man die institutionalisierte und die nicht-institutionalisierte Fremdbetreuung gleichermassen, dann nutzen etwa die Hälfte der Paarfrauen und die grosse Mehrheit der Alleinerziehenden Fremdbetreuungsmöglichkeiten.

Dieses letzte Ergebnis zeigt im übrigen, dass die Nutzung von Fremdbetreuung keineswegs nur ein Attribut von Alleinerziehenden ist. Gerade in der ersten Teiluntersuchung fällt das vergleichsweise breite Spektrum von Familienformen auf, bei konstanter Nachfrage nach institutionalisierter Fremdbetreuung. In der zweiten Phase liegen die Akzente zwar etwas anders. Die Paarfrauen geben mehrheitlich an, keinen Bedarf an Fremdbetreuung zu haben, aber es ist eine *knappe* Mehrheit (52.2%). 22.3% der Paarfrauen haben ihren Bedarf an Fremdbetreuung gedeckt, während rund ebensoviele einen Bedarf anmelden, aber keine Möglichkeit haben, ihn zu decken. Es kann also auch bei diesen etwas traditioneller orientierten Müttern nicht mehr davon ausgegangen werden, dass die Fremdbetreuung von Kindern nur als Notlösung für Ein-Eltern-Familien wahrgenommen wird. Auch andere Studien zeigen, dass institutionelle Fremdbetreuung in zunehmendem Mass auch von nicht-erwerbstätigen Müttern nachgefragt wird (Montandon & Troutot 1991, p. 214; Troutot et al. 1989, p. 54f.). Man kann das erhöhte Interesse an Fremdbetreuung auch als Zeichen der anspruchsvoller gewordenen Erziehungsaufgabe deuten (vgl. Kapitel 2.2.4 und 13.5.3).

Interessanterweise erweist sich der Bedarf an und die Nutzung von Fremdbetreuung bei Familien mit nur einem Kind gegenüber Familien mit mehreren Kindern als erhöht. Wie auch andere Studien zeigen, ist die Nutzung von Fremdbetreuung deutlich abhängig von der Kinderzahl (Höpflinger 1984b, p. 193ff.). Mit zunehmender Anzahl Kinder werden Fremdbetreuungsarrangements seltener genutzt. Und zwar deshalb, weil der organisatorische Aufwand zur Etablierung und zum Unterhalt von Betreuungsarrangements mit der Anzahl Kinder steigt, „... nicht zuletzt auch darum, weil integrierte Betreuungslösungen für Kinder verschiedener Altersstufen häufig fehlen und die Betreuungszeiten der verschiedenen Institutionen nicht koordiniert sind ...“ (Hutter & Jakob 1990, p. 77). Nicht unbedeutend dürfte auch der finanzielle Aufwand sein, der die Nutzung von Fremdbetreuung unter den heutigen Bedingungen mit zunehmender Kinderzahl erschwert. So kann es nicht erstaunen, wenn Eltern mit

zwei Kindern im Vorkindergartenalter signifikant seltener eine Betreuungsform nutzen als Eltern mit nur einem Kind in diesem Alter.¹⁶

Wir vermuten auch hier als erklärenden Faktor die Schwierigkeiten, unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen eine partnerschaftliche Familienform zu realisieren. Ganz offensichtlich sind Kinder ein Faktor, der die familiären Strukturen traditionalisiert (vgl. Kapitel 13.3.2). Während bei den Paaren der zweiten Untersuchung bei einem Kind partnerschaftliche Strukturen noch knapp überwiegen (zum Teil mit Hilfe von institutionalisierten Betreuungsarrangements), kippt die Situation ab dem zweiten Kind sehr deutlich zugunsten traditioneller familiärer Verhältnisse.

Zusammengenommen bildet die Nutzung von Fremdbetreuung einen wichtigen Faktor, der sowohl die Aufrechterhaltung partnerschaftlicher familiärer Strukturen ermöglicht als auch den Übergang von traditionellen zu partnerschaftlichen Strukturen erleichtert.

13.4 Elternschaft

Wie die Diskussion im vorausgehenden Kapitel 13.3 zeigt, bestätigen die beiden Teiluntersuchungen unserer Studie ein weiteres Mal, dass die Arbeitsteilung in heutigen Familien nach wie vor sehr traditionell ist. Dies insbesondere dann, wenn in der Familie betreuungsbedürftige Kinder anwesend sind. Während in unserer ersten, „progressiven“ Untersuchungsgruppe das Verhältnis der traditionellen zu den partnerschaftlichen Modellen in etwa ausgeglichen ist, überwiegen die traditionellen Familienformen in der zweiten Untersuchungsgruppe im Verhältnis von zwei zu eins (vgl. Tabelle 13.2).

Widerspiegelt sich dieser starke strukturelle Traditionalismus in den Erziehungszielen, Erziehungseinstellungen und im Erziehungsverhalten der untersuchten Eltern? Wenn die bürgerliche Familie gute Erziehung garantiert, dann lässt die Traditionalität der Familienstrukturen kaum erwarten, dass die erzieherische Kraft heutiger Familien nennenswert geschwächt ist. Von einem Gegensatz zwischen Partnerschaft und Elternschaft, der auf Kosten der Kinder und ihrer Sozialisation geht, ist kaum auszugehen. Trotzdem stellt sich die Frage, wie die Eltern unserer beiden Teiluntersuchungen ihre pädagogische Verantwortung wahrnehmen und zu ihrer Partnerschaft ins Verhältnis setzen. Wir resümieren in diesem Kapitel die Ergebnisse zum generativen Verhalten, zu den Erziehungseinstellungen und zum Erziehungsverhalten und gehen

¹⁶ Die Diskussion in diesem und im vorausgehenden Kapitel zusammenfassend, darf vermutet werden, dass das generative Verhalten und damit die Kinderzahl – nebst vielen anderen Faktoren – auch durch die wahrgenommene Möglichkeit beeinflusst wird, eine als Ideal erachtete partnerschaftliche Familienform zu verwirklichen. Zu den Bestimmungsfaktoren des generativen Verhaltens vgl. die Ausführungen in Herzog et al. 1994a, Bd. 1, p. 117ff.; vgl. auch Kapitel 14.1.4.

im anschliessenden Kapitel 13.5 auf qualitative Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung ein.

Was das *generative Verhalten* anbelangt, so ist der Wunsch nach einem Kind bei den Frauen der zweiten Untersuchungsgruppe stark verbreitet und stellt den Normalfall dar. Nur wenige Frauen sprechen davon, nie einen Kinderwunsch verspürt zu haben. Dabei hat sich der Wunsch im allgemeinen bereits vor der Schwangerschaft eingestellt, was darauf schliessen lässt, dass die Schwangerschaften geplant sind. Trifft dies im allgemeinen schon beim ersten Kind zu, so ist es beim zweiten Kind noch ausgeprägter der Fall. Insgesamt waren rund drei Viertel der Schwangerschaften, von denen wir in unserer Untersuchung erfahren haben, geplant. Wichtig ist, dass auch die ungeplanten Kinder zu einem grossen Teil als erwünscht bezeichnet werden.

Als Gründe *für* Kinder werden vor allem genannt: ein Kind ist etwas Faszinierendes, der Wille, eine Familie zu gründen, und die Liebe zum Partner. Als Gründe *gegen* Kinder werden vor allem Partnerschaftsprobleme genannt. Es dominieren ganz klar emotionale Motive. Kaum von Bedeutung für die Familienplanung sind Gründe, die das Gemeinwohl betreffen (Altersvorsorge), finanzielle Gründe (man kann sich Kinder leisten), die Sicherung der Nachkommenschaft oder „egoistische“ Motive (der Partnerschaft mehr Verbindlichkeit geben; Verhinderung von Einsamkeit im Alter). Im wesentlichen motivieren die Partnerschaft und die Vorstellung, die man sich von einem Kind macht, die Planung eines Kindes.

Bei dieser stark emotional bestimmten und auf das Kind bezogenen Motivlage kann es nicht erstaunen, dass im Falle einer unerwünschten Schwangerschaft nur wenige der Befragten für die Adoption als einzig legitime Problemlösung plädieren. Die grosse Mehrheit der befragten Frauen und Männer akzeptiert sowohl den Abbruch der Schwangerschaft als auch die Adoption, wobei diejenigen Frauen, die von dem Problem selbst schon betroffen waren, eindeutig dem Schwangerschaftsabbruch den Vorzug gaben. Die Elternschaft (Mutterschaft) wird als eine selbst zu verantwortende biographische Situation wahrgenommen, die auch dann noch zur Disposition steht, wenn eine Schwangerschaft (ungewollt) eingetreten ist. Bei Ablehnung der Elternschaft werden als Hauptgründe das jugendliche Alter der Frau und eine absehbare Überbelastung der Frau durch das Kind genannt.

Die meisten Kinder werden in ein strukturell „vollständiges“ Familiensystem hineingeboren. Zur Zeit der Geburt des ersten Kindes lebten die befragten Frauen unserer zweiten Untersuchungsgruppe grösstenteils mit dem Vater des Kindes zusammen. Noch ausgeprägter gilt dies im Falle der Geburt des zweiten und dritten Kindes.

Was die *Erziehungseinstellungen* anbelangt, so zeigen die Daten eine starke Tendenz in Richtung „liberale“ Erziehungsziele, die im Bereich von Selbstständigkeit, Selbstvertrauen, Verantwortungsbewusstsein, Entscheidungsfähigkeit, Zufriedenheit etc. liegen. „Konservative“ Ziele wie Gehorsam, Ehrgeiz, Ordentlichkeit, Dankbarkeit, Fleiss etc. erweisen sich demgegenüber als deutlich weniger wichtig. Dabei ist zwei-

fellos in Rechnung zu stellen, dass wir von den befragten Probandinnen eine forcierte Wahl verlangt haben (vgl. Kapitel 12.1.1). Trotzdem bleibt als Ergebnis, dass in der zweiten Untersuchungsgruppe Erziehungsziele favorisiert werden, die im Bereich von „Selbstverwirklichung“ und Persönlichkeitsentfaltung liegen. Allerdings darf daraus nicht auf Egoismus geschlossen werden, denn insgesamt liegen die neun Items, die wir unter dem Begriff der Empathie zusammengefasst haben, noch vor den Items der Selbstzufriedenheit und denjenigen der Autonomie. Dies widerlegt – zumindest auf der Ebene der Erziehungsziele der Mütter – den oft beklagten „Moralzerfall“ und Mangel an Solidarität in der heutigen Gesellschaft.

Die Aggregation der Erziehungsziele mittels Clusteranalyse ergibt zwei Gruppen von Eltern, die einerseits „traditionelle Werte“ und andererseits „neue Werte“ vertreten. Die Gruppen zeigen konsistente Beziehungen zur sozialen Schicht, zur politischen Selbsteinschätzung und zur Konfession. Wie erwartet, liegen die Familien mit partnerschaftlicher Arbeitsteilung auf der Seite der „neuen Werte“, während diejenigen mit traditioneller Arbeitsteilung eher „traditionelle Werte“ vertreten. Die Familienstruktur beeinflusst also nachweislich und konsistent die Erziehungsziele. Dass eine an Selbstentfaltungswerten orientierte Erziehung anspruchsvoller ist, zeigt – wenigstens indirekt – die Tatsache, dass sich die Frauen der zweiten Untersuchungsgruppe, die „neue Werte“ vertreten, stärker belastet fühlen als die Frauen mit traditionellen Erziehungszielen. Neue Lebensformen sind nicht nur im Partnerschaftsbereich, sondern auch im Erziehungsbereich anspruchsvoll.

Bei der Beurteilung der Freuden und Leiden des Elterndaseins zeigt sich zunächst, dass die befragten Eltern (Mütter und Väter) wenig geneigt sind, Belastungen überhaupt anzuzeigen. Von den Freuden werden im stark zustimmenden Sinn genannt: zusehen, wie sich das Kind entwickelt, mit dem Kind gemeinsame Erlebnisse haben, dem Kind Liebe schenken und vom Kind Zuwendung erhalten. Es folgen mit ebenfalls grosser Zustimmung: den Blickwinkel des Kindes erfahren, das Kind bringt Leben und Abwechslung in den Alltag und durch das Kind reifer und erwachsener werden. Nur wenig Zustimmung findet dagegen das Item: eigene Ansichten an das Kind weitergeben.

Die Antworten zeigen, dass der Umgang mit Kindern in unserer Zeit stark beziehungsorientiert ist. Die Items, denen am stärksten zugestimmt wird, sind stark emotional geprägt oder verweisen auf ein Geben und Nehmen im Verhältnis der Generationen. Des weiteren betreffen die Items eher „natürliche“ Aspekte des Kindes (seine Entwicklung) und das Verhältnis zum Kind (gemeinsame Erlebnisse). Pädagogisch scheint bei heutigen Eltern eine Mentalität vorzuherrschen, die einen Bildungswillen oder eine Formungsabsicht ausschliesst. Bezeichnenderweise wird dem einzigen im engeren Sinn pädagogischen oder didaktischen Item (eigene Ansichten an das Kind weitergeben) am wenigsten zugestimmt. Zweifellos würde man mit einer anderen Selektion von Vorgaben auch andere Reaktionen erhalten. Trotzdem fällt auf, wie *kindzentriert* die Haltung der befragten Eltern ist. Daraus ist erneut der Schluss zu ziehen,

dass der Umgang, den heutige Eltern mit ihren Kindern pflegen, anspruchsvoll ist. Eine „kindgemässe“ Pädagogik ist keine leichte Pädagogik. Dabei scheinen die Frauen eine gewisse Vorreiterrolle zu spielen. Auffallend ist jedenfalls, dass die (männlichen) Partner der befragten Paarfrauen den vorgegebenen Items durchwegs etwas weniger stark zustimmen.

Als Belastungen des Elterndaseins werden – bei generell geringer Zustimmung – am ehesten genannt: durch die Probleme der Kinder selber betroffen werden, die grosse Verantwortung, Kinder zu haben, die Zeit, die für Kinder aufgewendet werden muss, unfolgsame Kinder und durch Kinder ständig daheim angebunden sein. Erstaunlich ist, dass das Verantwortungssitem eine so starke Zustimmung erfährt. Man kann dies als Beleg für die faktische Wahrnehmung der elterlichen Verantwortung durch die befragten Mütter und Väter unserer Stichprobe nehmen. Zeigt schon die hohe Akzeptanz des Schwangerschaftsabbruchs, dass die Eltern davon ausgehen, dass Kinder verantwortet werden müssen, so bestätigt die Beurteilung der Verantwortung als belastend das hohe Ethos der Elternschaft. Die Verantwortung gegenüber den Kindern ist so verbindlich, dass sie unter den Belastungen des Elterndaseins an prominenter Stelle erscheint.

Interessanterweise erfährt das Verantwortungssitem in beiden Männergruppen (Paarmänner und alleinerziehende Männer) die stärkste Zustimmung, während in den beiden Frauengruppen (Paarfrauen und alleinerziehende Frauen) dem Item „durch die Probleme der Kinder selbst betroffen werden“ noch etwas stärker zugestimmt wird. Es mag sein, dass hier noch die traditionelle Vorstellung vom Vater als Ernährer und Versorger der Familie durchschimmert, einem Vater, der nicht auf der eigentlich erzieherischen Ebene Verantwortung trägt, sondern als „Aussenposten“ der Familie. Interessant ist auch, dass sich Familien mit traditioneller Arbeitsteilung durch Kinder etwas stärker belastet fühlen als Familien mit partnerschaftlicher Struktur. Das gilt vor allem für die Mütter und die Items „Kinder sind unfolgsam“ und „durch Kinder ist man ständig daheim angebunden“.

Gesellschaftliche Probleme, die als Erschwernisse der familiären Erziehung wahrgenommen werden, sind vor allem: die kinderfeindliche Umwelt, das Konsumdenken, die Gewalt an Schulen, der Einfluss von Fernsehen und Video und die Ausweitung der Drogenszene.¹⁷

Im *Verhaltensbereich* zeigt die Analyse der angewandten Sanktionen gegenüber dem ältesten (8jährigen) Kind generell eher tiefe Prävalenzwerte. Am häufigsten innerhalb der erfragten Zeitspanne (letzte 6 Monate) ist den Kindern „eine Moralpredigt gehalten“ worden (im Durchschnitt 3- bis 4mal). Äusserst selten ist eine Tracht Prügel erteilt worden, während durchschnittlich immerhin 1.5mal ein Klaps oder eine Ohrfeige verpasst worden sind. Auffallend ist die generell etwas höhere Sanktionsrate der al-

leinerziehenden Männer. Auch die alleinerziehenden Frauen liegen leicht über dem Mittel der Gesamtstichprobe. Des weiteren wird in traditionellen Familien häufiger gestraft als in partnerschaftlichen.

Insgesamt kann aufgrund des Sanktionsverhaltens kaum auf eine weit verbreitete physische Bestrafungspraxis geschlossen werden. Es dominieren argumentative und moralisierende Sanktionsmethoden, allenfalls noch Strafen, die vergeltenden Charakter haben (Zimmerarrest, Hausarbeit aufbürden, Aktivität verbieten, selten: Taschengeld kürzen). Das Ergebnis ist zweifellos konsistent mit der dominant „liberalen“ und kindorientierten Haltung, die die Befragten im Einstellungsbereich an den Tag legen. Es zeigt erneut, dass sich heutige Eltern die Erziehung nicht leicht machen, sicher nicht leichter als die Eltern früherer Generationen. Eher das Gegenteil trifft zu.

Als gemeinsame Aktivitäten, die sie mit ihrem Kind innerhalb des letzten Monats unternommen haben, nennen die befragten Eltern am häufigsten dem Kind eine Geschichte erzählen bzw. von ihm vorlesen lassen und Aktivitäten zuhause (Spielen, Basteln, Singen etc.). Es folgen Spazieren gehen oder Ausflüge machen, Bekannte (mit Kindern) einladen oder besuchen gehen und sportliche Aktivitäten im Freien. Eher selten werden mit dem Kind Veranstaltungen (Kino, Theater, Zoo etc.) oder Gemeinschaftszentren besucht. Interessant ist, dass zwischen den Paarfrauen und den alleinerziehenden Frauen keine statistisch signifikanten Differenzen hinsichtlich Aktivitäten mit dem Kind bestehen. Kinder von alleinerziehenden Müttern sind kaum benachteiligt, wenn es um Aktivitäten geht, die man gemeinsam mit den Eltern unternimmt.¹⁸ Für das hohe pädagogische Ideal der Alleinerziehenden spricht auch, dass sie ihre Kinder keineswegs häufiger zuhause alleine lassen als die in Partnerschaft lebenden Eltern.

13.5 Partnerschaft versus Elternschaft?

Der Begriff „Familie“ suggeriert eine Einheitlichkeit und Ganzheitlichkeit, die es so nicht (mehr) gibt. Mutter, Vater und Kind formieren sich nicht mehr zu jenem unteilbaren gesellschaftlichen Atom, als das sie das Ideal der bürgerlichen Familie stilisiert hat. Durch die Individualisierung der Gesellschaft, die vor allem eine Folge des Aufholens des Modernitätsrückstandes der Frauen ist (vgl. Kapitel 1.2), löst sich das Partnerschaftssystem als eigenständiges System aus dem familialen Ganzen heraus. Die Partnerschaft lässt sich nicht länger der Familie subsumieren. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, dass die Familie „als [eine] zunehmend riskante Kopplung zweier (qualitativ heterogener) Systeme oder Beziehungsformen zu nehmen [ist]“ (Tyrell & Herlth 1994, p. 6).

¹⁷ Zur Erinnerung: die Befragung ist in den ersten Monaten des Jahres 1993 in der Stadt Zürich durchgeführt worden.

¹⁸ Allerdings fehlen den Kindern Alleinerziehender gegebenenfalls Aktivitäten, die der andere (fehlende) Elternteil mit ihnen ausüben würde.

Auch wenn der Prozess der familialen Subsystembildung faktisch noch nicht besonders weit vorangeschritten ist, braucht der Prozess als solcher keine Befürchtungen zu wecken. Das Lamento vom „Verfall der Familie“ entbehrt der empirischen Grundlage. Die Ergebnisse unserer beiden Teiluntersuchungen zeigen, dass die Differenzierung der Familie in ein Partnerschafts- und ein Elternschaftssystem die edukative Kraft der Eltern nicht notwendigerweise schwächt. Die Pluralisierung der familialen Formen geht keineswegs mit einem Schwinden der elterlichen Verantwortung einher. Auch im Falle der partnerschaftlichen Familien und auch im Falle der Alleinerziehenden können aufgrund der Vergleiche im Bereich der Erziehungseinstellungen und des erzieherischen Verhaltens keine Indizien für eine allfällige Schwächung der erzieherischen Leistungsfähigkeit dieser Familienformen festgestellt werden. Es scheint sogar, dass mit der Partnerschaftlichkeit ein vermehrtes Engagement der Eltern (Aktivitäten) und eine grössere Souveränität gegenüber Erziehungsproblemen (Belastungen) einhergeht. Die vorliegenden Ergebnisse würden es jedenfalls nicht rechtfertigen, einer Tendenz zur Partnerschaftlichkeit in der familialen Arbeitsteilung mit dem Argument entgegenzuwirken, die Erziehung der Kinder sei in solchen Familien gefährdet.

Der hohen Verbindlichkeit der Elternschaft, wie sie sich uns in den vorausgehenden vergleichenden Analysen gezeigt hat, wollen wir im folgenden noch etwas ausführlicher nachgehen. Wir fragen nach der Rolle des Vaters in der Betreuung und Erziehung der Kinder (Kapitel 13.5.1), diskutieren die Norm der verantworteten Elternschaft (Kapitel 13.5.2) und gehen abschliessend auf die qualitativen Veränderungen des Elternschaftssystems ein (Kapitel 13.5.3).

13.5.1 Die Erziehungsbeteiligung der Väter

Wenn wir den Akzent des Modernisierungsprozesses auf die Individualisierung legen, dann gehen die Wandlungsprozesse im familialen Bereich vor allem von den Frauen aus. Deren Emanzipation basiert im wesentlichen auf einer zunehmenden Bildungs- und Erwerbsbeteiligung, wodurch sie sich ein Stück eigene Lebensgestaltung erobern. Die Relativierung der herkömmlichen Zuordnung der Frau zum Mann und zum Kind bedeutet Individualisierung des weiblichen Lebenslaufs. Die *Erwerbstätigkeit* von Frauen hat einen egalisierenden Effekt auf die Paarbeziehung (von Rosenblatt & von Rosenblatt 1972, p. 704). Und das dürfte mit ein Grund sein, weshalb Frauen vermehrt wünschen, permanent einer Erwerbsarbeit nachgehen zu können.

Nicht zu Unrecht sieht Hettlage einen der auffälligsten „Mega-Trends“ in fortgeschrittenen Industriegesellschaften darin, „... dass sich weibliche und männliche Normalbiographie tendenziell anzugleichen begonnen haben“ (Hettlage 1992, p. 96). Diese Angleichung ist so zu verstehen, dass Frauen eine permanente Anwesenheit in der Arbeitswelt erstreben, jedoch nicht so, dass Männer im Bereich von Haushalt und Erziehung vermehrt Aufgaben übernehmen würden (Forster-Wäckerlin 1993). Wie unsere beiden Teiluntersuchungen übereinstimmend zeigen, liegt die Verantwortung

sowohl für den Haushalt als auch für die Kinderbetreuung nach wie vor massgeblich bei den Frauen. Wie gross die Resistenz der Männer ist, Hausarbeit zu übernehmen, zeigt sich nicht nur daran, dass im Hausarbeitsbereich die Verhältnisse nach wie vor am traditionellsten sind, sondern auch daran, dass die Partnerschaftlichkeit im Falle der Paare unserer ersten Untersuchungsgruppe (von denen wir Zeitbudgetdaten haben) ganz wesentlich mit einer Reduktion des Gesamtaufwandes für Hausarbeit einhergeht (vgl. Tabelle 13.3).

Gerade weil der Angleichung der weiblichen an die männliche Biographie keine oder nur eine beschränkte Angleichung der männlichen an die weibliche korrespondiert, stellt sich die Frage nach der edukativen Kraft der Familie. Auch wenn wir aktuell wenig Anlass haben, an den Erziehungsleistungen der Familie zu zweifeln, bleibt die Frage, wie der Prozess der Gleichstellung der Geschlechter vorankommen kann, wenn die Männer keine Verantwortung im innerfamiliären Bereich übernehmen wollen. Kann eine Gesellschaft ihrer Sozialisationsaufgabe noch zufriedenstellend nachkommen, wenn sich die Familien gewissermassen entvölkern? Wird die Familie durch die *Doppelbelastung* der Frauen für die Gesellschaft afunktional oder gar dysfunktional? Wird aus der „vaterlosen Gesellschaft“, nachdem auch die Frauen den Weg ins Erwerbsleben finden und die Männer dort unbeirrt verweilen, eine „elternlose Gesellschaft“?

Die Veränderungsbereitschaft der Männer ist nicht sehr gross. Wie die Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1989 zeigen, wünscht die Mehrheit der befragten Schweizer Männer für das Jahr 2000, eine traditionelle Lebensgemeinschaft zu realisieren (Marville 1991, p. 51ff.): Mann und Frau verheiratet, zwei oder drei (leibliche) Kinder, vereint unter dem Dach eines gemeinsamen Hauses, aber getrennt in den Funktionen (die Frau zuständig für Haushalt und Erziehung, der Mann für die Erwerbsarbeit). In einer Univox-Umfrage aus dem Jahre 1988 waren 43% der befragten Schweizer Männer (aber nur 39% der Frauen) „sehr einverstanden“ mit der Aussage „Am besten ist immer noch, wenn der Mann arbeitet und die Frau für Kinder und Haushalt sorgt“. Diese Meinung teilten 74% der 65jährigen und älteren (Männer und Frauen), 45% der 40- bis 64jährigen, aber nur 23% der 20- bis 39jährigen (Höpflinger, Charles & Debrunner 1991, p. 119ff.).¹⁹ In einer 1987 durchgeführten Enquête der EG-Kommission, bei der in 12 EG-Staaten nach der idealen Rollenverteilung der Geschlechter gefragt wurde, „... sprachen sich die Befragten beiderlei Geschlechts zu 41% für eine egalitäre Aufgabenteilung in Beruf und Familie aus. 29% wünschten, dass die Frauen überwiegend – wenn auch nicht ausschliesslich – die Hausarbeit übernehmen, und 25% befürworteten die traditionelle, reine Hausfrauen-Ehe“ (Hett-

¹⁹ Wie die beiden Autorinnen und der Autor anmerken, können diese Unterschiede kaum als blosser Alterseffekt interpretiert werden, was darauf schliessen lässt, dass über die Generationen hinweg ein Werte- und Mentalitätswandel stattfindet.

lage 1992, p. 104). Von den Männern wünschten sich zwar 47% eine erwerbstätige Ehefrau, 43% aber eine reine Hausfrau.

Trotzdem gibt es Zeichen für eine allmähliche Veränderung auch auf seiten der Männer. Wie Nave-Herz bemerkt, ist es mittlerweile für viele angehende Väter zur Selbstverständlichkeit geworden, ihre Partnerinnen bei den Vorsorgeuntersuchungen und Vorbereitungskursen während der Schwangerschaft zu begleiten sowie bei der Geburt anwesend zu sein. Schwangerschaft und Geburt sind so auch für die Männer „... zu einer bewussten, gewollt-erlebten Erfahrung geworden“ (Nave-Herz 1994a, p. 51). Die Väter stehen nicht mehr nur über die Kommunikation mit den Müttern in Beziehung zum Kind, sondern partizipieren aktiv am Familienbildungsprozess. Auch wenn dies nur Tendenzen sein mögen²⁰, so sind sie doch wichtig, und dies gerade im Hinblick auf die familiäre Systemdifferenzierung. Denn die Väter vermeiden damit, dass sich – wie im traditionellen Familienmodell – nach der Geburt ein Mutter-Kind-System ausdifferenziert, von dem sie ausgeschlossen sind. Wenn tatsächlich von einem *Elternsystem* gesprochen werden kann, dann muss es *beide* Elternpole umfassen: Mutter *und* Vater. Damit ergibt sich die wichtige theoretische Konsequenz, dass eine wirkliche Differenzierung von Partnerschaft und Elternschaft eine namhafte Beteiligung der Väter an der Betreuung und Erziehung der Kinder zur Voraussetzung hat.

Es gibt durchaus Männer, die sich eine Veränderung der traditionellen Rollenteilung wünschen (Lüscher & Stein 1985, p. 75f.). Diesbezüglich sind unsere eigenen Daten hinsichtlich der idealen Aufteilung der Erwerbsarbeit in einer Partnerschaft aufschlussreich. Offensichtlich besteht bei den von uns befragten Paaren (zweite Untersuchungsphase) ein weitgehender Konsens dahingehend, dass die Frauen im Idealfall einer wenigstens 40%igen Erwerbsarbeit nachgehen. Von einem traditionellen Familienverständnis kann somit im mentalen Bereich kaum mehr gesprochen werden. Allerdings stellt sich die Frage, weshalb die Realität dann trotzdem anders aussieht.²¹

Wie wir noch diskutieren werden, halten wir die Erwerbsbeteiligung der Frauen für den strategisch entscheidenden Faktor im Prozess des familialen Wandels (vgl. Kapitel 14). Insofern ist die ideelle Bereitschaft der Männer, den Frauen den Zugang zum Erwerbsleben nicht länger zu versperren, von grosser Bedeutung. Wenn in den letzten Jahren gelegentlich davon berichtet worden ist, dass die Männer wenigstens bei der Betreuung und Erziehung der Kinder ein grösseres Engagement zeigen, dann verbirgt sich dahinter zumeist eine Veränderung in der Aufteilung der Erwerbsarbeit. Eine Studie in Niedersachsen hat ergeben, dass die Erwerbstätigkeit der Mütter die Väter dazu veranlasst, vermehrt Kontakt mit den Kindern zu haben (Kuhnt & Speil 1986, p. 60ff.). Allerdings scheint sich die Beteiligung der Väter eher auf die älteren

Kinder zu beschränken. Die Studie kommt zum Schluss, dass die Qualität der Betreuung, gemessen an der Zeit direkter Zuwendung zum Kind, bei den Kindern erwerbstätiger Mütter insgesamt gleich, wenn nicht gar besser sei, „... da sie [die Kinder, W.H.] neben der Mutter vermehrt ihren Vater als Betreuungs- und Interaktionsperson erleben“ (ebd., p. 62). Interessanterweise kommt auch Huwiler in seiner Studie bei Müttern im ersten Jahr nach der Niederkunft zum Ergebnis, dass sich die Männer jener Frauen, die bald nach der Geburt wieder ins Erwerbsleben eingestiegen sind oder eine Ausbildung (wieder) aufgenommen haben, stärker im Haushalt und bei der Kinderbetreuung engagieren als die Männer der Frauen, die sich auf die Mutterrolle beschränken (Huwiler 1995, p. 125).

Andere Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Väter scheinen sich erzieherisch mehr zu engagieren, wenn ihre Partnerinnen erwerbstätig sind (Gottfried, Gottfried & Bathurst 1988, p. 27, 53f.; Rutter 1981, p. 173; Spitze 1988, p. 601, 607). Eine Untersuchung in Nordrhein-Westfalen kommt zum Ergebnis, dass Pflegeleistungen wie Baden und Anziehen der Kinder immer noch überwiegend bis ausschliesslich von den Frauen erbracht werden, auch dann, wenn sie voll erwerbstätig sind (Partnerbeziehungen 1987, p. 46). „Bei der Erziehung der Kinder ist das Engagement des Partners dagegen stärker, vor allem dann, wenn die Kinder noch klein sind. Insbesondere in Familien mit voll erwerbstätigen Müttern ist eine starke Beteiligung des Partners bei Erziehungsleistungen die Regel“ (ebd., p. 46). Eine Tendenz zur Egalisierung der familialen Arbeitsteilung betrifft somit am ehesten die Elternrolle, insofern sich Väter zunehmend an der Betreuung und Erziehung der Kinder (allerdings kaum an den Pflegeleistungen) beteiligen. Trotzdem liegt die Hauptlast der Kinderbetreuung gemäss dieser Untersuchung in Nordrhein-Westfalen, aber auch gemäss unserer eigenen Untersuchung, nach wie vor bei den Frauen, auch und gerade dann, wenn sie erwerbstätig sind.²²

Eine allfällige Schwächung der edukativen Kraft heutiger Familien scheint durch das zusätzliche Engagement der Frauen aufgehoben zu werden. Erwerbstätige Mütter kümmern sich keineswegs weniger um ihre Kinder als nicht-erwerbstätige. Wie verschiedene Untersuchungen zeigen, schränken erwerbstätige Frauen eher die für Haushalt und Küche aufgewandte als die den Kindern gewidmete Zeit ein (Segalen 1990, p. 308). Das bestätigt auch unsere Untersuchung. Was die Kinderbetreuung im Wochendurchschnitt anbelangt, bestehen, rein quantitativ gesehen, kaum Differenzen zwischen den beiden Kategorien von Müttern (Kuhnt & Speil 1986). Erwerbstätige Frauen verzichten zugunsten der Kinder auf freie Zeit und wenden weniger Zeit für den Haushalt auf (Kaufmann 1990, p. 104; Peuckert 1991, p. 142). Vergleichbares

²⁰ Die von einer Untersuchung in der Schweiz (Kanton Zürich) immerhin bestätigt werden (Huwiler 1995).

²¹ Möglicherweise ist der Wandel in den Idealen auf das Alter der Kinder zu relativieren. Alle Paare, die wir untersucht haben, befinden sich im Familienzyklus in der Schulkindphase. Wie die sich Situation bei Situation bei Paaren in der Kleinkindphase ausnimmt, können wir nicht sagen.

²² Interessant ist, dass *alleinerziehende* Männer, wie mehrere Untersuchungen übereinstimmend belegen (Nave-Herz 1994a, p. 105), nicht nur anfallende Hausarbeiten, die sie zuvor nie übernommen haben, nunmehr mühelos ausführen, sondern sich auch mehr Zeit für die Kinder nehmen. Offenbar ist die „Normativität des Faktischen“ ein starker Motor zur Veränderung von Einstellung und Verhalten der Männer.

gilt für alleinerziehende im Vergleich mit Frauen, die in Partnerschaften leben (vgl. Kapitel 13.4). Gerade dadurch, dass sie ihre Erziehungsverantwortung ernst nehmen, geraten Alleinerziehende leicht in eine gewisse soziale Isolierung, da ihnen kaum Zeit bleibt für eigene Interessen (Hofer, Klein-Allermann & Noack 1992, p. 298f.).

Auch wenn für die Kinder und ihre Erziehung gesorgt wird, ist davon auszugehen, dass in Familien, in denen die Frau erwerbstätig ist, von ihrem Partner aber weder im Haushalt noch bei der Kinderbetreuung unterstützt wird, Konflikte auftreten. Die Spannung zwischen den hohen Erwartungen der Frauen an eine egalitäre Arbeitsteilung einerseits und dem Traditionalismus der Männer andererseits zeigt, dass die Ehe- und Familiensituation heute mit einem erheblichen Konfliktpotential belastet ist (Hettlage 1992, p. 105). Wie stark dieses Konfliktpotential des Paarsystems das Erziehungssystem beeinträchtigt, ist ungewiss. Was unsere Untersuchung anbelangt, so ist von eher geringen manifesten Konflikten auszugehen. Auch wenn wir keine Aussagen zum Wohlbefinden der Kinder machen können, da wir nur die Eltern untersucht haben, kann doch von einem geringen Überschwappen allfälliger Konflikte im Partnersystem auf das Erziehungssystem ausgegangen werden. Insgesamt verweisen die Items zur Belastung durch Kinder auf eine ausgesprochen positive Haltung der befragten Mütter und Väter gegenüber Kindern.²³

Mit Blick auf die edukative Kraft der heutigen Familie und unter der Voraussetzung, dass die Ausdifferenzierung des familialen Systems noch immer vorwiegend unter dem Druck der Veränderung der biographischen Situation der Frauen erfolgt, können vier Typen von weiblichen Lebensformen unterschieden werden: Frauen mit Partnerschaft und Erwerbstätigkeit, aber ohne Kinder („Dinkies“)²⁴, Frauen mit Partnerschaft und Kindern, aber ohne Erwerbsarbeit (traditionelle Familie), Frauen mit Kindern und Erwerbstätigkeit, aber ohne Partner (alleinerziehende Mütter) und doppelt- oder dreifach belastete Frauen (mit Erwerbstätigkeit und Kindern in *traditioneller* Partnerschaft). Daneben wären die eigentlich *partnerschaftlichen* Familien bzw. Lebensformen zu unterscheiden. Die Frage nach der erzieherischen Kraft der Familie stellt sich vor allem in Partnerschaften mit ungleicher Auffassung hinsichtlich des Familienleitbildes und der Rollenteilung. Tatsächlich gibt es im wesentlichen zwei Problembereiche oder Dissensstemen in heutigen Partnerschaften: die Berufsorientierung der Frau und die Frage der Verteilung der Haus- und Erziehungsarbeit bei Erwerbstätigkeit der Frau. Es kann angenommen werden, dass die alleinerziehenden Frauen in unserer zweiten Untersuchungsgruppe alle auf die eine oder andere Weise mit diesem Problem konfrontiert worden sind und ihr aktueller Status eine Folge der

²³ Zweifellos handelt es sich bei beiden Teilen unserer Untersuchung um Momentaufnahmen. Allein schon die Tatsache, dass bezüglich der Geburt des ersten Kindes 94.3% und bei der Geburt des zweiten Kindes 98.9% der Frauen der zweiten Untersuchungsgruppe angeben, damals mit dem Vater des Kindes zusammengelebt zu haben, dass aber des Weiteren zur Zeit der Befragung 12.7% der Frauen als Zivilstand angeben, getrennt oder geschieden zu sein, weist darauf hin, dass in einer Prozessperspektive sehr wohl manifeste Beziehungskonflikte ausgemacht werden könnten.

²⁴ Dink = Double income, no kids.

Nicht-Lösbarkeit des Problems im Rahmen ihrer (früheren) Partnerschaft ist. Dafür spricht, dass nur gerade zwei alleinerziehende Frauen angeben, verwitwet zu sein (0.5% aller Frauen); beim Rest der Fälle handelt es sich um ledige, getrennt lebende oder geschiedene Frauen. Vergleichbares gilt für die erste Untersuchungsgruppe.

13.5.2 Verantwortete Elternschaft

Das Eltern-Kind-Verhältnis scheint kaum noch von materiellen Motiven bestimmt zu werden. Kinder werden *ihrer selbst wegen* gewünscht und nicht weil sie als Arbeitskraft, Erbfolger oder Altersfürsorge benötigt werden. Vergleichbar der Transformation des Ehe- bzw. Partnerschaftsverhältnisses von ökonomischen Interessen in eine passionierte Liebesbeziehung, sind die handfesten Gründe für Kinder ersetzt worden durch emotionale und das Band der Elternliebe (vgl. Kapitel 13.4).

Allein schon daraus ergibt sich eine hohe Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung in heutigen Familien. In gewisser Weise verlaufen die Entwicklungen im Eltern-Kind-System genau umgekehrt zu denjenigen im Partnerschaftssystem. Die leichtere „Kündbarkeit“ von Partnerschaft geht mit einer höheren Verbindlichkeit von Elternschaft (Mutter-schaft) einher. „Gekündigt“ wird im Falle einer Scheidung dem Ehepartner, nicht den Kindern. Während sich das Partnerschaftssystem auflösen mag, bleibt das Eltern-Kind-System bestehen (Hettlage 1992, p. 168).²⁵ Die Labilität der *romantischen* Liebe als Basis der Partnerschaft konkurriert mit der (normativ erwarteten) Stabilität der *elterlichen* Liebe. Die gelegentlich als dramatisch bezeichneten Veränderungen im Bereich der Familie betreffen im wesentlichen das Partnerschaftssystem (nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, gestiegene Scheidungsraten, gesunkene Heiratsziffern etc.), nicht das Elternschaftssystem. Die institutionelle Verbindlichkeit von Elternschaft hat sich im Verlaufe des 20. Jahrhunderts eher verfestigt. Haben Ehe und Partnerschaft an normativer Kraft eingebüsst, so hat die edukative Kraft des Eltern-Kind-Verhältnisses – zumindest normativ – eine Steigerung erfahren (Schütze 1994, p. 94). Kaufmann spricht von der Norm der „verantworteten Elternschaft“ und meint damit im wesentlichen Geburtenplanung, die langfristige Festlegung auf Kinder und hohe qualitative Anforderungen an die soziale Elternschaft (Kaufmann 1981, p. 53ff.; 1990, p. 39ff.). Die normative Basis von Familie verschiebt sich vom Bereich der Partnerschaft (Ehe) in denjenigen der Elternschaft.

Wo die Norm der verantworteten Elternschaft Verbreitung findet, da gibt es kaum noch ungewollte oder unerwünschte Kinder. Von den leiblichen Eltern wird erwartet, dass sie die Verantwortung für das Leben des Kindes durch Pflege und Erziehung übernehmen (Kaufmann 1990, p. 39). „Verantwortete Elternschaft“ meint Nachwuchsbeschränkung, insofern erwartet wird, dass man nur so vielen Kindern das Leben schenkt, als man aufziehen kann (ebd., p. 82). Bei den von uns untersuchten

²⁵ Unter Umständen differenziert in zwei Subsysteme: Mutterschaft und Vaterschaft oder reduziert auf eines dieser beiden Parentalsysteme.

Familien kann in beiden Forschungsphasen davon ausgegangen werden, dass die Mehrzahl der geborenen Kinder als Wunsch Kinder zur Welt gekommen ist. Mit der Verfügbarkeit von Schwangerschaftskontrollen und der weit verbreiteten Akzeptanz, die Elternverantwortung auch bei erfolgter Schwangerschaft noch zur Disposition zu stellen, ist die Elternschaft weitgehend in die Eigenverantwortung der Betroffenen übergegangen. Zum Zeitpunkt der Familienplanung haben nahezu alle von uns befragten Frauen (94%) mit dem Mann zusammengelebt, der dann auch der Vater des Kindes war. Wie stark die Norm der verantworteten Elternschaft heute ist, zeigt sich auch daran, dass nur noch wenige Frauen – zumeist unter erheblichen seelischen Belastungen – bereit sind, eine Schwangerschaft auszutragen und das Kind dann zur Adoption freizugeben (Kaufmann 1990, p. 39). Die Adoption wurde in unserer Untersuchung nur von einer klaren Minderheit der befragten Frauen als die einzig adäquate Form der Bewältigung einer unerwünschten Schwangerschaft bezeichnet.²⁶ Die Ansicht, dass für geborene Kinder die leiblichen Eltern – da der Nachwuchs als gewollt unterstellt wird – selbst die Verantwortung übernehmen sollen, ist offensichtlich weit verbreitet.

Die Verbindlichkeit der Elternschaft ist noch nicht sehr alt. „Das Verantwortungsbewusstsein und Erziehungsengagement, das heute Eltern im Regelfall für ihre Kinder zeigen, hat sich erst in diesem Jahrhundert verallgemeinert. Noch im 19. Jahrhundert wurden auch eheliche Kinder häufig von ihren Eltern weggegeben, sogar ins Findelhaus“ (Kaufmann 1988b, p. 35). Vor allem die im 20. Jahrhundert verbesserten Techniken der Geburtenkontrolle scheinen die Norm der verantworteten Elternschaft gestärkt zu haben (Kaufmann 1990, p. 82). Die Nachwuchsbeschränkung hat sich von der Kindervernachlässigung, Kindsaussetzung und Kindstötung auf die vorgeburtliche Phase verlagert.²⁷ Elternschaft ist von einem oft ungewollten Schicksal mehr und mehr zu einer Lebensentscheidung geworden „... oder wird zum mindesten sozial als solche gewertet“ (ebd., p. 101).

Auch das (langsam) zunehmende Interesse der Väter an der Kinderbetreuung kann als Ausdruck der höheren Verbindlichkeit der Norm verantworteter Elternschaft gedeutet werden. Die fünf alleinerziehenden Väter in unserer zweiten Untersuchungsgruppe belegen, dass auch Väter in der Lage sind, die erzieherische Verantwortung zu übernehmen. Die alleinerziehenden Eltern zeigen im übrigen, dass Elternschaft nicht „Biparentalität“ meint. Das Elternschaftssystem ist als System gerade dadurch

²⁶ Von den 63 Frauen, die selbst schon einmal ungewollt schwanger waren und dafür eine Lösung hatten suchen müssen, bevorzugte nur eine einzige ausschliesslich die Adoption als Lösungsvariante (vgl. Kapitel 10.3.3).

²⁷ Damit wird nicht unterschlagen, dass die ersten Lebensjahre für eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kindern lebensbedrohlich sein können, insofern Kindsmisshandlungen in diesem Lebensabschnitt gehäuft auftreten. Die Tatsache, dass dabei die Mütter in etwa gleich häufig als Täter auftreten wie die Väter (Gelles 1978), zeigt, dass Kindsmisshandlung oft die Folge einer Überbelastung der Mütter durch die Erziehungsrolle und eines Defizits an Unterstützung durch die Väter ist (Patterson 1982).

ausgezeichnet, dass es von verschiedenen Personen ausgefüllt werden kann. Mit der Auflösung der Partnerschaft löst sich unter Umständen die Elternschaft zwar als duales System auf. Das heisst aber nicht, dass das Elternschaftssystem als solches aufgelöst wird. Es schrumpft allenfalls in seiner Grösse. Die herkömmliche Unterscheidung von Mutterschaft und Vaterschaft als essentiell verschiedenen Tätigkeiten spielt gerade in der Perspektive der familialen Differenzierung von Partnerschaft und Elternschaft keine Rolle mehr.

Trotzdem muss nicht angenommen werden, dass bei Trennung oder Scheidung das Elternschaftssystem in personeller Hinsicht zwangsläufig schrumpft. Eltern können auch nach einer Trennung und nach der Auflösung eines gemeinsamen Haushalts ihre Erziehungsverantwortung gemeinsam wahrnehmen.²⁸ Allerdings zeigen die Ergebnisse unserer ersten Teiluntersuchung, dass die alleinerziehenden Mütter auf die Unterstützung durch ihre Ex-Partner nicht wirklich zählen können (vgl. Kapitel 13.3.1). Und in der zweiten Teiluntersuchung erwähnen nur gerade 4 von 59 Alleinerziehenden, dass der Ex-Partner bzw. die Ex-Partnerin bei der Kinderbetreuung mithilft. Es ist durchaus denkbar, dass die Elternschaft auch in Zukunft ein duales System bleiben wird. Die in anderen Ländern (z.B. Frankreich und USA) schon praktizierte und auch in der Schweiz diskutierte Form des gemeinsamen Sorgerechts nach Scheidung könnte die Biparentalität jedenfalls stärken. Das gemeinsame Sorgerecht beruht auf der Idee, dass das Elternschaftssystem nicht nur als System, sondern auch in seiner personellen Zusammensetzung unauflösbar ist.

Die Norm der verantworteten Elternschaft kann im Falle der Auflösung einer Familie belastende Effekte haben. Es sei nochmals daran erinnert, dass alle Befragten unserer zweiten Untersuchungsgruppe die Verantwortung gegenüber Kindern als vergleichsweise grosse Belastung des Elterndaseins genannt haben (vgl. Kapitel 13.4). Tatsache ist, dass immer mehr Eltern (nach wie vor: vor allem Mütter) in die Lage versetzt werden, ihre Kinder allein erziehen zu müssen. Auch dabei fällt auf, wie wenig in diesen Fällen die erzieherische Verantwortung abgelehnt wird (und das Kind zum Beispiel zur Adoption freigegeben oder vernachlässigt wird). Obwohl selbst Alleinerziehende eine ausgeprägte Motivation zeigen, ihre Elternaufgabe verantwortungsvoll wahrzunehmen, darf daraus nicht geschlossen werden, dass die aktuell verfügbaren familialen Stützsysteme genügen. Die Norm der verantworteten Elternschaft sollte nicht dem Familienmythos assimiliert werden.

Es ist zwar richtig, dass heutige Eltern ihren Kindern gegenüber äusserst verantwortungsvoll handeln, es bleibt aber auch richtig, dass die gesellschaftliche Entwicklung

²⁸ In der zweiten Untersuchungsgruppe geben 2.8% der Paarfrauen an, dass (mindestens) eines der Kinder, mit dem sie aktuell zusammenleben, einen Elternteil ausserhalb des Haushalts hat, der dem Kind gegenüber erzieherische Verantwortung wahrnimmt, wobei die Betreuung bis maximal zwei Tage pro Woche geht. 12.8% aller befragten Frauen und alleinerziehenden Männer geben an, dass das (8jährige) Fokalkind regelmässig ein- oder mehrmals pro Woche ausserhalb der gemeinsamen Wohnung übernachtet.

in Richtung einer erhöhten Individualisierung geht. Die damit verbundene Differenzierung der traditionellen Familie in verschiedene Subsysteme kann über kurz oder lang zu einem Spannungsverhältnis führen, bei dem nicht mehr ausgemacht ist, wo im einzelnen Fall schliesslich die Prioritäten gesetzt werden. Wie wir gesehen haben, erweisen sich nicht nur partnerschaftliche Familien als erhöht belastet, sondern auch Alleinerziehende (vgl. Kapitel 13.3.3). Die Wahrnehmung der elterlichen Verantwortung gelingt Alleinerziehenden kaum ohne die Unterstützung, die sie durch institutionalisierte und nicht-institutionalisierte Fremdbetreuung erfahren. Deutlich wird in unseren Daten, dass die alleinerziehenden Eltern auf die Nutzung von Fremdbetreuungsangeboten *angewiesen* sind.

Die starke Bedeutung, die in allen von uns untersuchten Familienformen der Norm der verantworteten Elternschaft zukommt, bestätigt die eingangs zu diesem Kapitel gemachte Aussage, wonach sich der Schwerpunkt des familialen Systems von der Gattenbeziehung zum Kinderverhältnis verlagert hat. Nicht mehr die Ehe bzw. die Beziehung der Gatten bildet die zentrale und einzig permanente Zone der Familie – was Durkheim dazu veranlasst hatte, von der „Gattenfamilie“ zu sprechen (de Singly 1995, p. 9ff.) –, sondern die Eltern-Kind-Beziehung. Während das Paar-Verhältnis durch zunehmende Labilität ausgezeichnet ist, hat das Eltern-Kind-System an Stabilität gewonnen: „... geht es bei der Partnerschaft zunehmend um eine Personenwahl, die revidierbar sein soll, so gibt es im Elternschaftsfalle, was das Kind angeht, weder die Möglichkeit der Wahl, noch die der Abwahl“ (Tyrell & Herlth 1994, p. 11). Wenn die Ehe eine Deinstitutionalisierung erfahren hat, dann stehen wir im Falle der Elternschaft vor einer verstärkten Institutionalisierung. Verantwortete Elternschaft lässt die Auflösung des Verhältnisses zum Kind gerade nicht zu.

Die Verlagerung des Schwerpunktes der Familie vom Partner- auf das Elternsystem zeigt sich auch am zunehmenden Interesse des Staates am Schutze der Kinder. Das „Kindeswohl“ legitimiert den Einbruch der Öffentlichkeit in die private Sphäre der Familie. Die Familie bildet keinen Schutzwall mehr gegenüber dem öffentlichen Interesse. Wichtiger als der Schutz der Familie ist das Wohlergehen des Kindes. Dadurch wertet der Staat die Sozialisations- und Erziehungsleistungen der Familie höher als deren Leistungen für das Paarsystem. Hier wurzeln aber auch paradoxe Effekte, vor allem mit Blick auf die Gleichstellung der Geschlechter, wie wir noch diskutieren wollen (vgl. Kapitel 14.2.4).

13.5.3 Beziehung statt Erziehung?

Mit der (normativen) Stabilisierung des Eltern-Kind-Systems geht ein qualitativer Wandel des Eltern-Kind-Verhältnisses einher. Dies wollen wir im folgenden gesondert diskutieren. Erstaunlich ist, wie stark die Befragten unserer zweiten Untersuchungsgruppe die positiven Seiten des Elterndaseins betonen und Belastungen generell als wenig zutreffend erachten. Jedenfalls ist es uns nicht gelungen, wirklich negative Äusserungen zur Situation der Elternschaft zu evozieren. Wie wir schon disku-

tiert haben (vgl. Kapitel 13.4), deutet dies auf eine starke Kindorientierung der pädagogischen Haltung hin und auf ein Verhältnis zum Kind, das mit „Beziehung“ besser umschrieben wird als mit „Erziehung“. Es geht also um die Frage nach der Qualität von Elternschaft heute. Elternschaft steht nicht nur in einem strukturellen „Spannungsverhältnis“ zu Partnerschaft, sondern hat auch eine völlig neue Qualität gewonnen. Es scheint, dass nicht nur das Partnerschaftssystem, sondern auch das Elternschaftssystem im wörtlichen Sinn zu einem *Beziehungssystem* geworden ist. Ob und inwieweit dem so ist, wollen wir im folgenden diskutieren.

Die Modernisierung als Prozess der Autonomisierung und Individualisierung des Menschen hat zwangsläufig zur Folge, dass Ziele, die mit der Artikulation von Subjektivität zusammenhängen, dominant werden. Die Beschäftigung mit sich selbst und das Ideal der „Selbstverwirklichung“ sind nicht so sehr Ausdruck eines Verfalls der Moral als die Folge einer gesellschaftlichen Entwicklung, die den einzelnen – ob gewollt oder nicht – mit sich selbst konfrontiert. Der Individualismus der Moderne ist ein „institutionalisierter Individualismus“ (Parsons). Das Selbst ist zu einem gesellschaftlich *erzwungenen* Thema geworden (Gergen 1991; Giddens 1991). Dass unter diesen Umständen der *Egoismus* als Weg der „Verwirklichung“ des Selbst imponieren kann, sei nicht geleugnet. Nur liegt das eigentliche Problem tiefer, nämlich in der gesellschaftlichen Forderung nach *Selbstthematization* (Vester 1984). Deshalb ist heute nicht so sehr ein Verlust an moralischer Substanz zu beklagen (möglicherweise gilt sogar das Gegenteil, vgl. Elias 1992, p. 38) als die Schwierigkeit, unter hochmodernen Bedingungen erwachsen zu werden und eine „postkonventionelle“ Moralität auszubilden (Herzog 1991a). Die Frage nach der erzieherischen Kraft der Familie stellt sich in dieser Perspektive von neuem. Denn offensichtlich werden heute auch neue Ansprüche an die Sozialisations- und Erziehungsleistungen der Familie gestellt.

Im Hinblick auf unsere Untersuchungsgruppe, Eltern mit 8jährigen Kindern, ist eine Studie von Interesse, die 1956 an Müttern von Knaben, die in einem vergleichbaren Alter (6 Jahre) waren, durchgeführt wurde. Die Mütter wurden unter anderem danach gefragt, worauf sie bei der Erziehung eines Sechsjährigen besonderen Wert legten. Am häufigsten wurden Aussagen zu den folgenden Bereichen gemacht: Gehorsam (15%), Ehrlichkeit (11%), gutes Lernen und gute Schularbeiten (6%), Ordnung (6%), allgemeine Hilfsbereitschaft (z.B. helfen, verzichten, teilen und anderen Freude machen) (6%) und Reinlichkeit (6%). Vergleichsweise wenig wurden (nebst anderen) die folgenden Bereiche genannt: die Erziehung nach der Eigenart des Kindes richten (3%), religiöse Verhaltensweisen (2%), Durchsetzungskraft und mangelnde Ängstlichkeit (2%), Selbständigkeit (1.5%), Vernünftigkeit (0.5%) und Frohsinn (0.3%) (Kemmler & Heckhausen 1959, p. 89f.).

Es scheint, dass es Müttern bei der Erziehung eines sechsjährigen Knaben Mitte der 50er Jahre vor allem um eine reibungslose Unterordnung des Kindes unter die Autorität, um Verträglichkeit bei der Einordnung in soziale Gruppen sowie um ein ordentliches und gutes Benehmen gegangen ist. Fast die Hälfte aller Einzelaussagen

fiel in diese Kategorien. Weitere 20% aller Angaben bezogen sich auf „Tugend und Moral“. „Betrachtet man alle abgegebenen Erziehungsgesichtspunkte der Mütter unter der Frage, wieweit sie einerseits fordern, lenken und überwachen und andererseits die Eigenpersönlichkeit des Sechsjährigen fördern oder respektieren, so stehen sich beide Gruppen mit den Prozentanteilen von 89 zu nur 7 gegenüber“ (Kemmler & Heckhausen 1959, p. 92).²⁹ Das sechsjährige Kind erscheint noch nicht als eigenständige Persönlichkeit; vielmehr ist es ein Erziehungsobjekt, das geformt und geprägt werden muss. Die Mütter haben einen Bildungswillen und eine Formungskraft. Die Individualität des Kindes wird weder gesehen noch gefördert. Im Vordergrund steht die Einpassung in die Gemeinschaft und die Unterordnung unter die Autorität der Erwachsenen. „Nur ganz wenige Mütter weisen darauf hin, dass sie in ihrer Erziehung individuelle Züge des Sechsjährigen und eine eigenständige Persönlichkeitsentfaltung beachten oder fördern möchten“ (ebd., p. 92f.).

Die Situation hat sich seit den 50er Jahren deutlich verändert. Unter dem Druck der gesellschaftlichen Individualisierung gewinnen Individualwerte (auch) im pädagogischen Bereich zunehmend an Bedeutung. Verschiedene Untersuchungen zeigen eine Umlagerung von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ auf „Selbstentfaltungswerte“ (Allerbeck & Hoag 1985b, Kap. 3; Fend 1988, p. 113ff.; Fölling-Albers 1993; von Recum 1992, p. 390ff.; Schneewind 1991, p. 38f.). Unsere eigenen Daten bestätigen diese Umorientierung eindrücklich (vgl. Kapitel 12.1.1). Damit verliert der patriarchale Autoritarismus zunehmend (auch) seine pädagogische Legitimität. Er wird ersetzt durch *Kommunikation* und *Verständigung*. Das Verhältnis zwischen den Generationen wird tendenziell egalitär, jedenfalls auf einen Erziehungsstil eingestellt, der partizipativ, weniger autoritär, responsiv und anerkennend ist. Wenn so die Beziehung auch zur Grundlage des Eltern-Kind-Systems wird, gibt es dann noch Unterschiede zum Paar-System?

Die aus der alteuropäischen Gesellschaft überkommene Rolle des Vaters als Familienoberhaupt, welches Frau und Kinder nach aussen vertritt und nach innen als Autoritätsperson auftritt, hat im 20. Jahrhundert ihre Bedeutung sukzessive verloren. Dafür verantwortlich ist nicht nur der „Funktionsverlust“ der Familie, auch nicht nur das „Unsichtbarwerden“ der Erwerbsarbeit in der Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft und auch nicht nur der Verlust der beruflichen Selbständigkeit der Väter durch die Lohnarbeit, sondern auch die mit der Emanzipation der Frauen verbundenen Veränderungen des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Mit der zunehmenden ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit der Mütter verlieren die Väter den letzten Rest an funktionaler Autorität, der mit ihrer „Ernährerrolle“ noch verbunden war. Die Väter werden ökonomisch ersetzbar, unter anderem auch durch den Sozialstaat (vgl. Kapitel 14.2.4). Auch ihre Vorbildfunktion für die Söhne verliert sich in dem Masse, „... als die in der bürgerlichen Gesellschaft weitverbreitete Erbllichkeit

des Berufs durch wirtschaftlichen Wandel, Bildungsexpansion und Aufstiegsstreben sich auf die Restgruppe der freien Berufe reduziert“ (Kaufmann 1990, p. 102). Den Todesstoss hat die ihrer Legitimität verlustig gegangene väterliche Autorität von der antiautoritären Bewegung der 60er und 70er Jahre und von der Frauenbewegung der 70er und 80er Jahre erhalten.

Wollen sie familial nicht völlig marginalisiert werden, können die Väter nicht anders, als im engeren Sinn erzieherische Aufgaben zu übernehmen. Durch den *qualitativen* Wandel, den das Elternschaftssystem erfahren hat, ist eine ganz andere und zusätzliche Spannung entstanden als im Falle der strukturellen Spannung von Partnerschaft und Elternschaft. Der Verlust von Macht und Autoritarismus im Partnerschaftssystem macht plötzlich deutlich, dass Autorität und Unterwerfung auch im Elternschaftssystem ausgedient haben. Insofern die Mütter immer schon im wesentlichen „antiautoritär“ erzogen haben, erweisen sie sich in pädagogischer Hinsicht als einer reflexiv modernen Gesellschaft bei weitem besser angepasst als die Väter.³⁰

Ein Zeichen des Schwindens der väterlichen Autorität ist auch die Tatsache, dass noch im 19. Jahrhundert bei einer Ehescheidung die Vormundschaft für ein Kind fast ausschliesslich dem Vater zugeteilt wurde, während heute die Kinder im wesentlichen den Müttern zugesprochen werden (Clason 1989, p. 415). Die Garantie für das „Kindeswohl“ scheint im 20. Jahrhundert eher bei den Müttern als bei den Vätern vermutet zu werden. Die elterliche „Gewalt“ über das Kind wird im (neuen) schweizerischen Kindesrecht³¹ nicht mehr dem Vater, sondern Vater *und* Mutter zugeteilt (ZGB Art. 297). Insgesamt gilt, dass die Rechtsgeschichte des Vaters „... die Geschichte seines stetigen, sich im 20. Jahrhundert rapide beschleunigenden Machtverlustes (ist)“ (Limbach 1988, p. 298). Dieser Machtverlust ist von den Männern bisher nur partiell durch einen neuen Umgang mit Kindern, zu dem auch eine stärkere Partizipation am erzieherischen Geschehen gehören würde, kompensiert worden. Insofern der Sozialstaat bei Ausfall der traditionellen väterlichen Ernährerfunktion als Ersatzvater einspringt (vgl. Kapitel 14.2.4), ist die familiale Situation der heutigen Vä-

³⁰ Die Ingredienzien einer unter Bedingungen der modernen bzw. reflexiv modernen Gesellschaft stattfindenden „guten“ Erziehung liegen in dem, was Baumrind den „autoritativen“ Erziehungsstil nennt (Herzog 1991a, p. 415ff.). Dazu gehören im wesentlichen hohe Ansprüche (Forderungen) an das Kind und eine hohe Sensitivität bzw. Responsivität gegenüber dem Kind. Kurz gesagt, besteht das optimale erzieherische Verhalten aus „... firm control accompanied by high levels of cooperative parent-child interaction, democratic decision making, and mutual affection ...“ (Maccoby & Martin 1983, p. 84). Ein wesentlicher Effekt dieser Art von Erziehungsverhalten ist die Stärkung der Selbständigkeit und Selbstregulation von Kindern, und dies sind Werte, die heute im Bereich der Erziehung eine zunehmende Bedeutung haben (vgl. Kapitel 2.2.4 und 12.1.1). Es ist nicht zu übersehen, dass eine autoritative Erziehung anspruchsvoller ist als eine autoritäre. Der autoritative Erziehungsstil ist partnerschaftlich. Wenn das Kind im Extremfall zum zusätzlichen Partner in der familialen Lebensgemeinschaft wird, dann steigert sich der kommunikative Bedarf des familialen Systems deutlich.

³¹ Gültig seit dem 1.1.1978.

²⁹ Die restlichen 4% sind Aussagen zur Gesundheit (richtige Ernährung, ausreichender Schlaf, Körperpflege).

ter geradezu prekär geworden. Es wäre dringend geboten, dass sich die Väter ihrer veränderten Situation endlich bewusst werden.

Die Abnahme von Autoritarismus mag auch mit der Reduktion der Familiengröße zu tun haben. Wie verschiedene Untersuchungen zeigen, nehmen restriktive und autoritäre Tendenzen in der elterlichen Erziehung mit zunehmender Größe der Familie zu (Weinert 1974, p. 376). Die Studien zum „Wert von Kindern“ („Value of Children“) zeigen, dass die väterliche Dominanz mit der Familiengröße zunimmt, während positive gefühlsmässige Beziehungen innerhalb der Familie im gleichen Sinne abnehmen (Nauck 1992). Kinder können, sobald sie in der Mehrzahl auftreten, nur beschränkt als Individuen behandelt werden. Das zeigt jede Schulklasse. Mit der Reduktion der Geburtenzahl im allgemeinen und der Kinderzahl pro Familie im besonderen, wie sie seit den 70er Jahren beobachtet werden können, fällt der Zwang dahin, sich innerfamiliär an eine Gruppe von Kindern zu wenden. Kinder in Ein- oder Zwei-Kind-Familien imponieren als Individuen; es wird ihnen individuell begegnet, was den Autoritarismus im Eltern-Kind-Verhältnis abbaut. Die grössere Bedeutung des psychologischen Wertes von Kindern verstärkt die Bindung an das einzelne Kind und erhöht dadurch auch die Verbindlichkeit der Norm der verantworteten Elternschaft.

Der Abbau des patriarchalen Autoritarismus geht mit einer scharfen Kritik der traditionellen Pädagogik einher, wie sie insbesondere von der „Antipädagogik“ vorgebracht wird. Erziehung wird gleichgesetzt mit Unterwerfung, Terror, „Kindesmord“ etc. Programmatisch werden die Kinder auf dieselbe Stufe wie die Eltern gehoben und die Erzieherinnen und Erzieher zur „Freundschaft mit Kindern“ verpflichtet. Erziehung soll durch *Beziehung* ersetzt werden.³² Die radikale Kritik der Antipädagogik, die das Denken der pädagogischen Tradition jedoch in wesentlicher Hinsicht verkennt, macht darauf aufmerksam, was an die Stelle der (patriarchalen) Autorität tritt: Beziehung, Kommunikation und Argumentation – auch im Bereich des Eltern-Kind-Systems und nicht nur im Paar-System. Wenn die Gewalt in der Erziehung nicht abgenommen hat, dann zumindest die Toleranz gegenüber der (körperlichen) Züchtigung von Kindern durch Erwachsene.³³ Gefolgschaft soll nicht mehr durch den Stock, sondern durch Überzeugung und Überredung erreicht werden. Es „ist schon etwas sehr Neues“, wie Erikson meint, „(d)ass wir unsere Kinder in einer persönlichen und toleranten Weise erziehen, die mehr auf Information und Belehrung als auf Tradition beruht ...“ (Erikson 1973, p. 121). Die Machtdifferentiale im Verhältnis der Generationen haben sich verringert (Elias 1992, p. 36f., 55ff.). Bestseller wie „Fami-

lienkonferenz“ und „Lehrer-Schüler-Konferenz“ (Gordon) zeugen von der Egalisierung des pädagogischen Verhältnisses.

Nicht abwegig ist daher die Charakterisierung des Wandels des Eltern-Kind-Verhältnisses als „Emanzipation des Kindes“ (von Trotha 1990, p. 461f.), vor allem wenn man die damit verbundene Konnotation der „Emanzipation der Frau“ mitbedenkt. Offenbar verändert sich in unserer Zeit nicht nur das Partnerschaftssystem in Richtung mehr Egalität, sondern auch das Elternschaftssystem. Die verallgemeinerte Herrschaftskritik, wie sie mit den bürgerlichen Revolutionen im 18. Jahrhundert auf breiter Basis einsetzt, kommt gegen Ende des 20. Jahrhunderts zu einem praktischen Ende, „... indem sie die Verhältnisse der beiden fundamentalen Beziehungen zwischen den Geschlechtern und den Eltern und Kindern umgestaltet“ (ebd., p. 463). Der Abbau des Autoritarismus im Verhältnis der Generationen macht das elterliche Tun zu einer anspruchsvollen Leistung für das Kind. Die Elternrolle „... wird vor allem anderen ein Reden“ (ebd., 461). Das Verhältnis von Eltern und Kind wird unter dem Anspruch von Selbständigkeit, Gleichheit und Eigenwert des Kindes zum „kommunikativen Verhältnis“ (Zinnecker).

Wir haben den qualitativen Wandel des Elternschaftssystems bewusst pointiert nachgezeichnet. Es ist fraglich, ob sich das Verhältnis zu den Kindern tatsächlich im Sinne der antipädagogischen Kritik dem Verhältnis, das Erwachsene untereinander haben, angeglichen hat. Es stellt sich auch die Frage, ob das pädagogische Verhältnis nicht konstitutiv auf Asymmetrie und Komplementarität (statt Reziprozität) angelegt ist. Diese Fragen richten sich vor allem an die Erziehungswissenschaft, die herausgefordert wird, den Begriff der Erziehung angesichts der geschilderten qualitativen Veränderungen des Generationenverhältnisses zu überdenken und neu zu definieren (vgl. Kapitel 14.3). Die Diskussion in diesem Kapitel zeigt, dass wir nicht nur vor einer strukturellen Differenzierung der Familie in zwei Subsysteme stehen, sondern auch vor einer neuen Qualität des Eltern-Kind-Verhältnisses.

³² In historischer Perspektive hat de Mause (1977) auf die Bedeutung von „Unterstützung“ im heutigen Verhältnis zu Kindern hingewiesen.

³³ Die Frage, ob die Gewalt in pädagogischen Kontexten zugenommen hat oder nicht, ist schwer zu beantworten. Die hier verfolgte Argumentation führt zur Vermutung, dass eher die Sensibilität und Intoleranz gegenüber Gewalt in pädagogischen Kontexten zugenommen haben als die Gewalt selbst.

14 Erziehung und Gleichstellung

Die Ergebnisse der beiden Teiluntersuchungen zeigen eine nach wie vor starke Dominanz der traditionellen (bürgerlichen) Familie. Sie zeigen aber auch, dass alternative Familienformen, vor allem Ein-Eltern-Familien und partnerschaftliche Familien, eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung haben. Und sie zeigen weiter, dass diese alternativen Familien Schwierigkeiten haben, ihre Ideale zu verwirklichen. In den von uns „partnerschaftlich“ genannten Familien ist zumindest tendenziell ein Spannungsverhältnis zwischen Partnerschaft und Elternschaft auszumachen. Während in der bürgerlichen Familienform unsichtbar bleibt, dass Partnerschaft und Elternschaft nicht ohne weiteres aufeinander abgestimmt sind und kein einheitliches Sozialsystem bilden, wird genau dies in den „progressiven“ Familien von heute sichtbar.

Wir behaupten nicht, dass die Entkoppelung von Partnerschaft und Elternschaft bei den von uns untersuchten Elternpaaren schon weit fortgeschritten ist. Die theoretischen Überlegungen, die wir im Teil I dargelegt haben, sprechen jedoch nicht dafür, dass der Prozess der familialen Subsystembildung ephemer ist oder bald ins Stocken geraten wird. Eher ist vom Gegenteil auszugehen, dass wir nämlich am Anfang eines Differenzierungsprozesses stehen, aus dem aus der bisher vertrauten Familie als Einheitssystem eine Familie als lose Koppelung mehrerer Teilsysteme hervorgehen wird.

Es ist schwierig, im sozialwissenschaftlichen Bereich Prognosen zu stellen. Trotzdem wollen wir im folgenden versuchen, einen Blick in die Zukunft der Familie zu werfen. Dies dezidiert unter der Perspektive, dass der Modernisierung der Familie Legitimität zukommt. Und zwar deshalb, weil ihr der Anspruch auf Egalität der Geschlechter zugrunde liegt, der sich gesellschaftlich als Anspruch auf Individualität und Selbstbestimmung von Mann und Frau artikuliert. Individualisierung der Gesellschaft bedeutet Erweiterung der Optionen persönlicher Lebensgestaltung, aber auch Konflikte in jenen Sozialsystemen, die auf eine solche Individualisierung nicht angelegt sind. Und dazu gehört fraglos die Familie.

Die bürgerliche Form der Familie erweist sich für die Frauen als Emanzipationshindernis, da sie beansprucht, „Gemeinschaft“ zu sein, und damit einen Gegensatz zum Leben in der „Gesellschaft“ schafft.³⁴ Unser Ausgangspunkt ist die These, dass die Gleichstellung der Geschlechter über den Weg der Vergesellschaftung der Familie führt. Diesen Weg haben wir als Prozess der Differenzierung der Familie in die Subsysteme Partnerschaft und Elternschaft beschrieben. Noch ist der Prozess nicht allzu weit vorangeschritten. Dementsprechend ist auch die Emanzipation der Frauen noch nicht an ihr Ziel gelangt. Die Frage, die wir in diesem abschliessenden Kapitel stellen wollen, betrifft die Bedingungen der Beschleunigung dieses Prozesses: Was sind die theoretisch und empirisch wesentlichen Faktoren, die den Prozess der Vergesell-

schaftung der Familie, den wir als Prozess der Geschlechtergleichstellung deuten, behindern bzw. befördern? Dabei wollen wir zugleich der Frage nachgehen, welche Massnahmen die Gesellschaft zu treffen hat, um zu vermeiden, dass ein allfälliges Ungleichgewicht von Partnerschaft und Elternschaft unerwünschte Auswirkungen hat. Im Vordergrund steht die Frage nach den Massnahmen, die zu treffen sind, damit die Kinder in der reflexiv modernen Gesellschaft unter angemessenen Bedingungen aufwachsen können.

Wir gehen so vor, dass wir zunächst in der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen unserer beiden Untersuchungsphasen die Bedingungen diskutieren, die den Emanzipationsprozess der Frauen behindern bzw. befördern (Kapitel 14.1). Und zwar wollen wir dies zunächst getrennt für die beiden Untersuchungsphasen tun. Wir versprechen uns davon eine grössere Verlässlichkeit der Argumentation. Wie sich herausstellen wird, messen wir der Erwerbstätigkeit der Frauen eine zentrale Bedeutung für den Gleichstellungsprozess zu. Daneben kann aber auch durch Massnahmen auf der ideellen Ebene eine Beschleunigung erreicht werden. Das gilt vor allem für die Erziehungseinstellungen und für die ideologischen Grundlagen der Sozial- und Familienpolitik (Kapitel 14.2). Schliesslich ergeben sich Ansprüche an die erziehungswissenschaftliche Forschung und Theoriebildung (Kapitel 14.3).

14.1 Bedingungen der familialen Differenzierung

Wir diskutieren die Bedingungen, die den Prozess der familialen Differenzierung befördern bzw. behindern, indem wir die Ergebnisse der beiden Phasen unserer Untersuchung getrennt voneinander analysieren. Die qualitative Methodik der ersten Untersuchung erlaubt eine differenzierte Aufschlüsselung des Bedingungsgeflechts, da die Bedeutung und das Gewicht der einzelnen Faktoren genauer erfasst werden kann. Die quantitativen Daten der zweiten Untersuchung lassen sich dann zur Überprüfung der vermuteten Zusammenhänge beziehen. Wir beginnen daher mit der Darstellung der Ergebnisse der ersten Untersuchungsphase, um dann die postulierten Aussagen anhand der Ergebnisse der zweiten Untersuchungsphase zu überprüfen.

14.1.1 Erste Untersuchungsphase

Der Fokus der folgenden Analyse liegt auf den *Realisierungsmöglichkeiten einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung* bei Paaren mit Kindern im Schulalter. Zu berücksichtigen ist, dass wir es im Falle der ersten Untersuchungsgruppe mit einem progressiv orientierten Sample zu tun haben – die befragten Eltern verbindet das artikuliert Interesse an ausserfamiliärer Kinderbetreuung.

Die nachfolgende, im wesentlichen qualitative Analyse der vier Arbeitsteilungsmodelle geht über die zum Erhebungszeitpunkt gültigen Verhältnisse hinaus. Es wird der *Verlauf* der Aufteilung in den drei Arbeitsteilungsbereichen Erwerbstätigkeit, Haus-

³⁴ Vgl. zur terminologischen Differenzierung von Gemeinschaft und Gesellschaft Tönnies (1991).

arbeit und Kinderbetreuung betrachtet, wobei – in Anlehnung an die Familienzyklustheorie (Schneewind 1991, p. 107ff.) – auf die *Zeit vor der Familiengründung*, die *Kleinkindfamilienphase* und die *momentane* Konstellation (Schulkindphase) eingegangen wird. Als Beurteilungsmaßstab dient das Kontinuum zwischen Traditionalität und Partnerschaftlichkeit der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Nicht zu vernachlässigen ist bei der Analyse der Kleinkindfamilienphase und der Phase vor der Familiengründung, dass die Daten retrospektiv erfasst worden sind, weshalb die Angaben zur Arbeitsteilung unvollständig und verzerrt sein könnten.

Zwei wesentliche Ergebnisse resultieren aus der Analyse. Erstens legt sich der Schluss nahe, dass heute weder eine traditionelle noch eine partnerschaftliche Arbeitsteilung in idealtypischer Form realisiert ist. Die Abweichungen von der traditionellen Arbeitsteilung sind im wesentlichen auf den Umfang der Beteiligung der Männer an der Haus- und Familienarbeit zurückzuführen. Die Beteiligung der Männer ist in keinem Fall – insbesondere was die Übernahme der Verantwortung angeht – so hoch, dass in einem strengen Sinn von einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung gesprochen werden könnte. Als zweites wesentliches Ergebnis zeigt die Analyse, dass die Differenzen zwischen den Arbeitsteilungsmodellen in der *Kleinkindfamilienphase* am grössten sind, womit sich die Zeit nach der Familiengründung als kritische Phase erweist.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen diskutieren wir nun die Probleme der familialen Arbeitsteilung für die drei Familienphasen getrennt voneinander. Die Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit in der *Zeit vor der Familiengründung* wird von den Paaren aller Modelle rückblickend als in der Regel *partnerschaftlich* beurteilt. Zentrale Bedeutung kommt bei dieser Einschätzung dem Erwerbsbereich zu. In den letzten Jahrzehnten hat sich die gesellschaftliche Einstellung gegenüber der Erwerbsarbeit von Frauen dahingehend gewandelt, dass der Beteiligung der Frauen am Erwerbsbereich bis zur Familiengründung die gleiche Selbstverständlichkeit eingeräumt wird wie derjenigen der Männer. In der Regel gehen die Frauen heute bis zur Geburt des ersten Kindes einer Erwerbstätigkeit nach. Die Hausarbeit spielt für die Paare bei der Beurteilung der damaligen Arbeitsteilung eine geringe Rolle. Dafür ist ausschlaggebend, dass der frühere Aufwand für die Hausarbeit im Rückblick als gering eingeschätzt wird. So erinnern sich verschiedene Paare, früher häufiger auswärts essen gegangen zu sein, wodurch sich das Einkaufen, Kochen und Geschirrabwaschen erübrigte. Daraus lässt sich nicht schliessen, dass die Hausarbeit in dieser Phase partnerschaftlich erledigt worden ist. So gibt es in den Interviews keine Hinweise dafür, dass die Männer sich früher stärker am Wäschemachen beteiligt haben als zum Erhebungszeitpunkt. Es ist die hohe Beteiligung der Frauen am Erwerbsbereich und das Fehlen der Kinderbetreuung, welche in dieser Phase der Partnerschaft den Eindruck einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung erwecken.

Problematisch wird die Arbeitsteilung erst in der nächsten Phase des Familienzyklus, d.h. *nach der Familiengründung*. Durch die Geburt des ersten Kindes erweitert sich

der Bereich der innerfamiliären Arbeit um die Kinderbetreuung, die insbesondere in den ersten Lebensjahren des Kindes arbeits- und zeitintensiv ist. Der Aufwand für die Hausarbeit steigt nach der Familiengründung, da von diesem Zeitpunkt an die Bedürfnisse eines weiteren Haushaltmitglieds zu befriedigen sind. Häufig erfolgt auch ein durch den Familienzuwachs bedingter Umzug in eine grössere Wohnung, was den Aufwand für die Hausarbeit nochmals erhöht. Die Bewältigung des gestiegenen Aufwandes für die Haus- und Familienarbeit verlangt eine Neuorganisation der Arbeitsteilung. Dazu haben alle Paare unserer ersten Untersuchungsgruppe zunächst den gleichen Weg gewählt: sie haben die Arbeitsteilung traditionalisiert. Zur Betreuung des Säuglings haben alle Frauen, unabhängig von der Modellzugehörigkeit, die Erwerbsarbeit unterbrochen. Es ist vor allem das Stillen, das dazu führt, dass die Aufgabe der Kinderbetreuung in den ersten Lebensmonaten – meist unausgesprochen – den Frauen zufällt.³⁵ Da sie nun tagsüber zu Hause sind, fällt auch die Hausarbeit – wiederum meist unausgesprochen – in ihren Zuständigkeitsbereich. So ist in den ersten Monaten nach der Familiengründung alles auf eine (fortdauernde) traditionelle Arbeitsteilung hin angelegt. Einige Monate nach der Familiengründung setzt jedoch die Differenzierung der Arbeitsteilungsmodelle ein, wobei der ausschlaggebende Faktor in der *Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit* durch die Frauen liegt.

Die Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit hat zur Konsequenz, dass der Zeitaufwand für die Hausarbeit verringert wird – was an sich schon das Bild einer partnerschaftlicheren Arbeitsteilung erzeugt – und einige Männer – eventuell bei eingeschränkter Erwerbstätigkeit – sich vermehrt an der Haus- und Familienarbeit beteiligen. Dadurch entsteht allererst jene Differenz, die zwischen den vier Arbeitsteilungsmodellen – traditionell, halbtraditionell, halbparterschaftlich, partnerschaftlich – unterscheiden lässt.

In der späteren *Schulkindphase* des Familienzyklus verringern sich die Unterschiede zwischen den Paaren bezüglich der Arbeitsteilung. Dies gilt vorwiegend für den Erwerbsbereich. Es ist zu erwarten, dass alle Frauen nach einer gewissen Zeit wieder ins Erwerbsleben einsteigen. Ermöglicht wird dies durch den mit den Jahren sinkenden Aufwand für die Kinderbetreuung. Die Kinder werden selbständiger, und spätestens mit dem Eintritt in den Kindergarten wird ein Teil der Kinderbetreuung aus der Familie ausgelagert. Allerdings – jedenfalls wenn mehrere Kinder da sind – erhöht sich durch den Kindergarten- und Schulbesuch die Komplexität des Familienalltags und dadurch der Aufwand für dessen Organisation. Der Aufwand für die Hausarbeit bleibt relativ konstant. Insgesamt verlieren bezüglich der Arbeitsteilung die Aufteilung der Kinderbetreuung und der Hausarbeit gegenüber der Aufteilung der Erwerbsarbeit an Bedeutung.

³⁵ Das Stillen ist insofern ausschlaggebend, weil nur Frauen – wegen des Stillens – Anspruch auf Mutterschaftsurlaub haben.

Nachdem wir aufgrund der Analyse des Familienzyklus das für den Prozess der Traditionalisierung und Enttraditionalisierung der familialen Arbeitsteilung strategisch entscheidende Moment zeitlich in der *Kleinkindphase* ausgemacht haben, lautet die Frage nun: *Welche Faktoren haben sich in der ersten Teiluntersuchung unseres Projektes als fördernd bzw. hemmend für eine partnerschaftliche Arbeitsteilung in der Kleinkindfamilienphase erwiesen?*

Als erstes zeigt die Analyse, dass kein Paar ohne Diskussionen über die Arbeitsteilung bzw. ohne entsprechende Abmachungen und Aushandlungen zu einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung gefunden hat. Des Weiteren geht der Impuls zur Veränderung der Arbeitsteilung *immer* von den Frauen aus, welche teilweise bereits vor der Geburt des (ersten) Kindes ihre Bedürfnisse anmelden und diese einige Monate nach der Familiengründung zu realisieren versuchen. Ein zentraler Einfluss geht von den Idealvorstellungen der Frauen aus. Eine partnerschaftliche Arbeitsteilung wird nur in den Fällen angestrebt, in denen die Frauen sich für eine beidseitige Beteiligung am Erwerbsbereich wie an der Haus- und Familienarbeit aussprechen. Die Idealvorstellungen der Männer spielen dagegen faktisch keine wesentliche Rolle.

Eine Veränderung hin zu einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung in der Kleinkindfamilienphase setzt immer im *Erwerbsbereich* an. Wichtig ist die Erwerbsorientierung der Frauen, d.h. der Wunsch, in absehbarer Zeit nach der Familiengründung erneut eine Erwerbsarbeit aufzunehmen. Auch der *Umfang* der Erwerbsarbeit spielt eine wesentliche Rolle. Er muss wenigstens so gross sein, dass er den Frauen erlaubt, eine Stelle anzutreten, die über Hilfstätigkeiten oder Stellvertretungen hinausgeht. Schliesslich ist die Bereitschaft der Frauen von Bedeutung, ihren Erwerbswunsch auch unter erschwerten Bedingungen zu realisieren, d.h. eine allfällige Doppelbelastung in Kauf zu nehmen. Veränderungen in der Beteiligung der Männer an der Haus- und Familienarbeit spielen im Vergleich dazu eine untergeordnete Rolle: sie kommen faktisch kaum vor. Solange sich die Männer für die materielle Sicherstellung des Lebensunterhalts der Familie allein für zuständig halten, beteiligen sie sich kaum an der Haus- und Familienarbeit und sind auch nicht bereit, ihre Beteiligung zu erhöhen. In der Regel sind entsprechende Veränderungen die Konsequenz aus Umverteilungen im Erwerbsbereich.

Die bisher genannten Faktoren genügen noch nicht für die Verwirklichung einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung. Ein grosser Teil der Frauen befürwortet zwar partnerschaftliche Ideale, deren Realisierung in der Kleinkindfamilienphase gelingt jedoch nur wenigen. Die Verwirklichung einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung hängt im wesentlichen vom Verhältnis der Ressourcen von Frau und Mann im Erwerbsbereich ab. Die Frauen müssen ihren Partnern in Bildung, Erwerbsstatus und tendenziell auch im Einkommen in etwa gleichgestellt sein, damit sie die Erwerbsarbeit gegenüber ihren Partnern legitimieren können und nicht auf die Mutterrolle festgelegt werden. In der Regel ist dies nur beruflich gut qualifizierten Frauen möglich. Nur diesen ist es allenfalls auch möglich, mit einer Teilzeitstelle einen namhaften

Beitrag zum Paareinkommen zu leisten, d.h. im gegebenen Fall einen Lohnausfall des Mannes mit vernünftigem Aufwand zu kompensieren. Auffallend ist, dass bei den beiden am partnerschaftlichsten organisierten Paaren unserer ersten Untersuchungsgruppe Frau und Mann jeweils über dieselbe Ausbildung verfügen und beide im Gesundheits- bzw. Sozialbereich tätig sind.

Nachdem wir die Bedingungen für eine partnerschaftliche Arbeitsteilung analysiert haben, wollen wir im folgenden auf einige *Konsequenzen* einer egalitären Partnerschaft eingehen. Eine partnerschaftliche Arbeitsteilung hat unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen verschiedene, eher unerfreuliche Konsequenzen. Kennzeichnend ist, dass partnerschaftlich organisierte Paare unter erhöhter Belastung und Stress leiden. Die Frauen nehmen in jedem Fall mit der Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit Doppelbelastung in Kauf, da ihre Erwerbssituation in der Regel die Erwerbssituation der Männer und deren Beteiligung an der Haus- und Familienarbeit nur beschränkt beeinflusst. Eine gegenseitige Beeinflussung im Erwerbsbereich und im Haus- und Familienarbeitsbereich lässt sich nur vereinzelt bei Paaren des halbpartnerschaftlichen und partnerschaftlichen Modells finden. In diesen Fällen verteilt sich die Doppelbelastung auf die Frau und (in kleinerem Mass) den Mann. Das Ausmass der Doppelbelastung hängt von der Erwerbssituation der Frau und von der Organisation der Haus- und Familienarbeit ab.

Doppelbelastete Frauen müssen sich eine Erwerbstätigkeit suchen, die sich mit der Haus- und Familienarbeit vereinbaren lässt. Wesentliche Faktoren bei der Stellensuche sind der Erwerbsumfang und der Selbstbestimmungsgrad bei den Arbeitszeiten. Eine tendenziell partnerschaftliche Arbeitsteilung erweist sich meist als Privileg von beruflich besser gestellten Frauen bzw. Paaren, da es diesen eher möglich ist – teilweise aber auch nur unter Schwierigkeiten – eine Erwerbstätigkeit zu finden, die es ihnen erlaubt, den Erwerbsumfang und die Arbeitszeiten der Familiensituation anzupassen, beispielsweise indem sie sich selbständig machen.

Der durch die partnerschaftliche Arbeitsteilung verursachten Doppelbelastung begegnen die Paare bei der Hausarbeit mit zwei Strategien. Einerseits wird ein Teil der materiellen Hausarbeit (Putzen, Wäsche) an Drittpersonen (Putzfrau, Wäscherei) delegiert. Andererseits wird – wie aus der Zeitbudgeterhebung hervorgeht – der zeitliche Aufwand für die Hausarbeit ersatzlos reduziert, was gezwungenermassen mit der Herabsetzung der Ansprüche an Sauberkeit und Ordnung einhergeht. Die Hauptverantwortung für die Hausarbeit bleibt auch bei den Paaren des partnerschaftlichen Modells bei den Frauen, ungeachtet dessen, dass die Männer sich zu Haus- und Familienarbeitstagen verpflichten.

Schwieriger ist die Situation bei der Kinderbetreuung. Hier kann die aufzuwendende Zeit nicht ersatzlos reduziert werden. Bei einer beidseitigen Erwerbsbeteiligung muss in der Kleinkindfamilienphase ausserfamiliäre Betreuung beigezogen werden, falls die Arbeitszeiten von Frau und Mann nicht komplementär aufeinander abgestimmt werden können. Die geringste Belastung stellen für alle Familienmitglieder Einheits-

lösungen dar, d.h. ein möglichst einheitliches Betreuungsarrangement, gerade auch im Falle mehrerer Kinder. Faktisch ist dies allerdings kaum möglich. Der Einbezug von ausserfamiliärer Betreuung erfordert einen grossen Organisationsaufwand, der meistens von den Frauen erbracht wird. Ein gutes Betreuungsnetz für Ausnahmesituationen wirkt sich entlastend aus. Probleme werfen vor allem die Ferienzeiten von Schule und Betreuungsinstitutionen auf. In solchen Situationen zeigen sich auch bei den partnerschaftlich organisierten Paaren erneut traditionelle Tendenzen. Ganz allgemein verkompliziert sich die Organisation des Familienalltages sowohl durch die Erwerbsarbeit von Frau und Mann als auch durch die ausserfamiliäre Kinderbetreuung.

Es stellt sich abschliessend die Frage, in welchen Fällen überhaupt von einer effektiv *partnerschaftlichen* Aufteilung der familialen Arbeiten gesprochen werden kann. Vorauszuschicken ist, dass eine partnerschaftliche Arbeitsteilung dort nicht gegeben ist, wo die Erwerbsaufnahme der Frau ohne Einfluss auf die Erwerbssituation und die Beteiligung des Mannes an der Haus- und Familienarbeit bleibt. Erst eine Präzisierung des Kriteriums der Partnerschaftlichkeit kann diese Frage klären. Von echter partnerschaftlicher Arbeitsteilung wollen wir nur dann sprechen, wenn eine *gegenseitige* Beeinflussung der Beteiligung von Frau und Mann an den einzelnen Arbeitsbereichen vorliegt. Dies kann mittels des Arbeitsteilungs-Indexes allein nicht erfasst werden, sondern zeigt sich erst bei der Analyse der Bedürfnisse von Mann und Frau. Das bedeutet beispielsweise für den Erwerbsbereich, dass ein beidseitig gleich hoher Umfang der Erwerbstätigkeit noch kein Kriterium für Partnerschaftlichkeit ist. Erst der Umstand, dass die Erwerbsarbeitszeiten von Mann und Frau aufeinander – wie auf die Bedürfnisse der Familie – abgestimmt sind, lässt auf eine partnerschaftliche Beziehung von Mann und Frau schliessen. Im Falle der Hausarbeit und der Kinderbetreuung müssen die Verantwortung und/oder die entsprechenden Arbeiten gemeinsam übernommen werden.

14.1.2 Zweite Untersuchungsphase

Wenn wir nun die Ergebnisse der zweiten Teiluntersuchung im Hinblick auf die Frage nach den fördernden und hemmenden Bedingungen der familialen Differenzierung betrachten, dann kann gleich vorweg festgestellt werden, dass sich in verschiedener Hinsicht Übereinstimmung mit der Analyse im vorausgehenden Kapitel ergeben wird.

Betrachten wir zunächst den sozio-ökonomischen Status der befragten Personen. Es zeigt sich, dass die Schichtzugehörigkeit einen gewissen Einfluss auf die familiäre Arbeitsteilung ausübt, denn die Paare aus den unteren Sozialschichten sind vermehrt traditionell organisiert, während die Paare aus den oberen Sozialschichten ein eher partnerschaftliches Verhältnis leben. Partnerschaftlichkeit kann somit als Folge von sozialen Privilegien betrachtet werden. Wir haben bereits bei der Analyse der ersten Teiluntersuchung gesehen, dass sich Paare mit besserer Berufsposition eher eine

partnerschaftliche Arbeitsteilung leisten können als Paare mit schlechten beruflichen Voraussetzungen. Es ist denkbar, dass die soziale Oberschicht eine Vorreiterrolle im Bereich der Gleichstellung der Geschlechter spielen. Insbesondere sozial besser gestellte Frauen erheben vermehrt Anspruch auf egalitäre Familienverhältnisse und verzichten *nicht* auf Erwerbsarbeit. Allerdings könnte die Zuordnung zur sozialen Oberschicht über das erhöhte Einkommen der Frau erfolgt sein. Eine Kontrolle des Zusammenhangs mit den drei Indikatoren des sozio-ökonomischen Status zeigt aber, dass die Korrelation nicht primär durch das Einkommen, aber auch nicht durch die Bildung (was eigentlich für die Vorreiterrolle sprechen würde), sondern durch den beruflichen Status der Familie bedingt wird. Dabei zeigen sich vor allem die Familien mit *selbständiger* Erwerbstätigkeit als vermehrt partnerschaftlich organisiert, eine Beobachtung, die wir auch anhand der Daten der ersten Untersuchungsgruppe machen konnten. Familien mit Vorgesetztenstellung (der Männer) sind hingegen eher traditionell organisiert. Es zeigt sich, dass die Struktur der Erwerbswelt der familialen Gleichstellung hinderlich ist, während dort, wo das Erwerbsleben eigenverantwortlich gestaltet werden kann, gute Bedingungen für ein egalitäres Partnerschaftsverhältnis bestehen.

Der Einfluss des generativen Verhaltens auf die familiäre Arbeitsteilung ist insofern eher gering, weil der Wunsch nach einem Kind praktisch ausnahmslos vorhanden ist und deshalb kaum Erklärungskraft hat. Damit wird allerdings nichts über die *Anzahl* der Kinder als bedingende Variable vorweggenommen. Auch die Akzeptanz von Schwangerschaftsabbruch und Adoption als Lösungen für eine unerwünschte Schwangerschaft ist fast ausnahmslos gegeben, so dass auch dabei nur Tendenzen ersichtlich werden. Jedoch erweisen sich diejenigen Paare eindeutig vermehrt als partnerschaftlich organisiert, bei denen die Frauen angeben, der Verantwortung für eine Elternschaft selber schon einmal (vor allem durch Schwangerschaftsabbruch) ausgewichen zu sein. Daraus lässt sich schliessen, dass selbstbestimmtes Handeln in Sachen Familienbildung einer partnerschaftlichen Familienorganisation zuträglich ist. Diese Frauen liessen sich jedenfalls nicht durch eine wie auch immer ungelegene Schwangerschaft in die (traditionelle) Mutterrolle hineindrängen.

Für eine partnerschaftliche Familienstruktur ist die Beschränkung auf wenige Kinder offensichtlich eine notwendige, wenn auch nicht eine hinreichende Bedingung. Dies gilt jedenfalls unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen. Bei partnerschaftlichen Familien besteht eine klare Tendenz zu lediglich einem Kind. In traditionellen Familien finden sich demgegenüber eher zwei, drei oder mehr Kinder. Allerdings bietet die Beschränkung auf nur ein Kind keine Garantie für Partnerschaftlichkeit, denn es gibt auch traditionell orientierte Ein-Kind-Familien in unserer Stichprobe. Die Familien mit vergleichsweise vielen Kindern sind im übrigen tendenziell vermehrt halb-traditionell organisiert. Da wir in der Reduktion der Kinderzahl keine sinnvolle *Strategie* der Geschlechtergleichstellung sehen, werden wir diesen Faktor im Kapitel 14.1.4 noch etwas ausführlicher diskutieren.

Eine weitere Bedingung für eine partnerschaftliche Arbeitsteilung, die wir im vorausgehenden Kapitel unter den *Konsequenzen* der Partnerschaftlichkeit diskutiert haben, betrifft die Bereitschaft, zusätzliche Belastungen auf sich zu nehmen. Die Befragten in den partnerschaftlich organisierten Familien fühlen sich vermehrt belastet, wobei die Frauen tendenziell stärker belastet sind als die Männer (Partner). Am wenigsten belastet fühlen sich die Männer in traditionellen Familien. Um die Modernisierung der Familie voranzutreiben, ist somit vor allem für die Frauen nach *Entlastungsmöglichkeiten* zu suchen.

Eine entlastende Funktion für die Frauen und damit eine unterstützende Funktion für die Realisierung einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung kommt dem Angebot bzw. der Nutzung von *Fremdbetreuungsmöglichkeiten* zu. Auch dies haben wir bereits bei der Analyse der Ergebnisse der ersten Teiluntersuchung feststellen können. Für die Mütter sind Krippen, Horte oder Tagesmütter sowie Tagesschulen und Betreuung durch Verwandte und Bekannte wichtige Voraussetzungen, um einer regelmässigen Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Da die Väter ihre Erwerbstätigkeit in der Regel nicht einschränken, um sich vermehrt an der häuslichen und erzieherischen Arbeit beteiligen zu können, kommt den Gelegenheiten der Kinderfremdbetreuung für die Entlastung der Frauen eine grosse Bedeutung zu. Der Zusammenhang zwischen familialer Arbeitsteilung und Fremdbetreuungsnutzung ist in beiden Stichproben unserer Untersuchung recht deutlich. Bei partnerschaftlicher Arbeitsteilung ist vor allem die Nutzung von institutionellen Angeboten intensiver. Traditionelle Paare mit Fremdbetreuungsnutzung wenden sich dagegen eher an Bekannte und Verwandte, was wir als Hinweis auf eine mehr sporadische Nutzung deuten (vgl. Kapitel 11.5.6).

Die familiäre Arbeitsteilung korrespondiert mit der Einstellung gegenüber erzieherischen Fragen, denn die partnerschaftlich organisierten Eltern vertreten vermehrt Erziehungsziele, denen wir das Etikett „neue Werte“ verliehen haben. Es handelt sich dabei um Ziele im Bereich von Selbstentfaltung und Kommunikation (Empathie). Traditionell organisierte Paare bevorzugen demgegenüber vermehrt Erziehungsziele im Bereich von Pflicht und Konformität. Über die Kausalität des Zusammenhanges lässt sich allerdings nur mutmassen, denn einerseits könnte die Arbeitsteilung durch die (pädagogische) Einstellung bedingt sein, andererseits könnte die Erziehungsorientierung eine Folge der familialen Arbeitsteilung sein. Ein Hinweis auf das Zutreffen der zweiten Erklärung liesse sich dem Umstand entnehmen, dass sich Eltern mit traditioneller Arbeitsteilung vermehrt durch die Kinder belastet fühlen, insbesondere im Bereich der Disziplinierung der Kinder, aber auch insofern, als sich die Mütter stärker zuhause angebunden fühlen.

Zusammengenommen erweist sich als Bedingung für die Realisierung einer partnerschaftlichen Teilung der familialen Arbeiten über den strukturellen Faktor der Erwerbstätigkeit hinaus sowie in Ergänzung zu einem flexibel nutzbaren Angebot an Kinderfremdbetreuung eine entsprechende Einstellung als wesentlich. Zu dieser Einstellung gehört trivialerweise der Wunsch nach einer partnerschaftlichen Arbeitstei-

lung, dann aber auch ein „liberales“ Weltbild und die Bereitschaft, die mit partnerschaftlichen Strukturen verbundenen Mehrbelastungen auf sich zu nehmen.

14.1.3 Bedingungen partnerschaftlicher Arbeitsteilung

Als den unmittelbar wichtigsten Faktor, der die Art und Weise der Teilung der familialen Arbeiten beeinflusst, erachten wir die Erwerbstätigkeit der Frau. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass etwa ein Drittel der Befragten der zweiten Teiluntersuchung die Erwerbstätigkeit in ihrer Partnerschaft vermehrt egalalisieren möchte. Offenbar ist den befragten Frauen bewusst, dass der Weg zur Gleichstellung über die Beteiligung am Erwerbsleben führt. Die grössten Hindernisse liegen einerseits bei den Männern, die wenig Bereitschaft zeigen, sich vermehrt im Haushalt und bei der Kinderbetreuung zu engagieren, und andererseits bei den Kindern, die zumindest in den ersten Lebensjahren zu einer Traditionalisierung der familialen Strukturen führen. So stösst der angestrebte Wiedereinstieg der Frauen in die Erwerbswelt einerseits auf den Widerstand der Doppelbelastung und andererseits auf den Widerstand des ungenügenden Angebots an Kinderfremdbetreuung.

Aufgrund unserer Diskussion der fördernden und hemmenden Bedingungen einer *partnerschaftlichen familialen Arbeitsteilung* kann eine Reihe von Voraussetzungen formuliert werden, die teils auf individueller, teils auf gesellschaftlicher Ebene liegen und erfüllt sein müssen, damit partnerschaftliche Strukturen verwirklicht werden können. Die Voraussetzungen auf gesellschaftlichen Ebene gelten in gleicher Weise für die Verbesserung der Lebensbedingungen von *Alleinerziehenden*.

Auf der *individuellen* Ebene sind es die folgenden Voraussetzungen:

- Frau und Mann müssen von der Legitimität egalitärer Geschlechtsbeziehungen und Lebenschancen überzeugt sein. Die Werte und Ziele, die sie in ihrem täglichen Leben verfolgen, müssen mit ihren egalitären Grundüberzeugung übereinstimmen.
- Es muss bei Frau und Mann der Wille zur Realisierung einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung vorhanden sein.
- Frau und Mann wird die Bereitschaft abverlangt, Macht abzugeben, den Frauen im innerhäuslichen, den Männern im ausserhäuslichen Bereich. Frau und Mann müssen allenfalls bereit sein, auf eine berufliche Karriere zu verzichten.
- Frau und Mann müssen gewillt sein, sich an allen familialen Arbeitsbereichen zu beteiligen und/oder dafür Verantwortung zu übernehmen.
- Eine partnerschaftliche Arbeitsteilung bedingt ein *gegenseitiges* Entgegenkommen von Frau und Mann bezüglich der Ansprüche an die Kinderbetreuung und die Hausarbeit, da diese zu gemeinsamen Aufgabenbereichen werden, wie auch eine Einigung bezüglich des Umfangs und der Art und Weise der Delegation der Kinderbetreuung.

- Damit einer Traditionalisierung der Arbeitsteilung nach der Familiengründung vorgebeugt werden kann, müssen die Paare bereits vor der Geburt eines Kindes über Möglichkeiten der längerfristigen Aufrechterhaltung der partnerschaftlichen Arbeitsteilung diskutieren. Eine partnerschaftliche Arbeitsteilung muss immer wieder neu geplant werden.
- Frau und Mann müssen bereit sein, allfällige Mehrbelastungen, die aus den Schwierigkeiten der Verwirklichung partnerschaftlicher Strukturen erwachsen, gemeinsam zu tragen.

Neben den individuellen Voraussetzungen stehen gleichbedeutend die *wirtschaftlichen*, *politischen* und *gesellschaftlichen* Voraussetzungen, die für eine partnerschaftliche Arbeitsteilung, aber auch für die Besserstellung der alleinerziehenden Eltern, erfüllt sein müssen:

- Der Erwerbsarbeit von Frauen, der Reduktion der Erwerbsarbeitszeit von Männern sowie der partnerschaftlichen Teilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung muss mehr gesellschaftliche Anerkennung zukommen.
- Die frauendiskriminierenden Lohnstrukturen müssen abgebaut werden: Frauen und Männer müssen für die gleiche Tätigkeit den gleichen Lohn erhalten, damit die Aufteilung der Erwerbsarbeit zwischen Frau und Mann nicht zu einer finanziellen Einbusse für das Paar führt.
- Teilzeitliche Erwerbsarbeit und Jobsharing sind auf allen Hierarchiestufen und in allen Berufszweigen sowohl für Frauen als auch Männer zu ermöglichen.
- Die Arbeitszeiten sollten den Bedürfnissen entsprechend individuell festlegbar sein. Männer sollten ohne grosse Umstände teilzeitlich erwerbstätig sein können. Und Frauen sollte es möglich sein, auch bei teilzeitlicher Erwerbstätigkeit eine attraktive Anstellung im erlernten Beruf zu finden.
- Ein gesetzlich geregelter Elternschaftsurlaub – mit der Möglichkeit der (unbezahlten) Verlängerung – sollte es möglich machen, dass einerseits die Frauen ihre Anstellung nicht wegen der Geburt eines Kindes aufgeben müssen und andererseits die Männer sich bereits in der Phase nach der Geburt an der Kinderbetreuung beteiligen können. Dadurch wäre es möglich, die partnerschaftliche Aufteilung der Familienarbeit auch in der Kleinkindfamilienphase weiterzuführen.
- Es muss ein der Nachfrage entsprechendes Angebot an ausserfamiliärer Betreuung für Kleinkinder sowie für Schulkinder bereit stehen, da eine partnerschaftliche Arbeitsteilung ohne den Einbezug ausserfamiliärer Kinderbetreuung nicht realisierbar ist.
- Das Angebot an ausserfamiliärer Kinderbetreuung ist formell möglichst einheitlich – zum Beispiel nach dem Modell der Tagesschule – zu gestalten, um die Alltagsorganisation der Eltern wie der Kinder zu vereinfachen.

- Es müssen Angebote zur Kinderfremdbetreuung in den Schulferienzeiten bereitgestellt werden.

Diese Liste von Voraussetzungen für eine partnerschaftliche Arbeitsteilung ist nicht spektakulär. Sie dürfte auch kaum neue Vorschläge enthalten. Letztlich ist bekannt, was zu tun wäre. Worin wir uns allerdings von anderen Autorinnen und Autoren unterscheiden, ist in der Gewichtung der Massnahmen. Wir legen mit Nachdruck die Priorität auf den Erwerbsbereich.³⁶ Bloss kosmetische Massnahmen (wie ein Hausfrauenlohn oder ähnliches) halten wir nicht für wirksam. Ein Hauptproblem des weiblichen Emanzipationsprozesses liegt im Einbezug der Männer in die innerfamiliale Verantwortung. Dies ist nur erreichbar über einen Ausgleich der Machtbalance zwischen den Geschlechtern. Eine egalitäre Aufteilung der Familienarbeiten ist am ehesten dann zu erwarten, wenn die Frauen über einen Rückhalt verfügen, der es ihnen erlaubt, Egalität notfalls auch mittels Macht durchzusetzen. Die Lebenszusammenhänge der Männer scheinen sich nur in dem Masse zu verändern wie sie mit den Konsequenzen der veränderten Biographiemuster der Frauen konfrontiert werden. Die *strategischen* Massnahmen zur Egalisierung des Geschlechterverhältnisses liegen daher im *Erwerbsbereich*.

Und im Bereich der *Kinderbetreuung*. Zwar ist der Ausbau der institutionellen familienexternen Kinderbetreuung eine zweiseitige Angelegenheit, da diese Institutionen per se die Männer nicht zu mehr Hausarbeit und Kinderbetreuung veranlassen, im Gegenteil. Solange aber die strukturellen Bedingungen im Erwerbsbereich eine egalitäre Arbeitsteilung nicht oder nur beschränkt zulassen, wird mit dem Ausbau der Kinderfremdbetreuung wenigstens vermieden, dass die Verwirklichung von partnerschaftlichen Strukturen die Frauen mit Doppelbelastung bestraft. Davon abgesehen, gibt es natürlich auch Argumente zugunsten von familienexterner Kinderbetreuung, die nicht gleichstellungspolitisch, sondern pädagogischer Natur sind (vgl. Kapitel 14.2).

14.1.4 Nachwuchsbeschränkung als Massnahme zur Gleichstellung der Geschlechter?

Wir sehen im Erwerbsbereich und im Bereich der Kinderfremdbetreuung die beiden strategisch zentralen Bereiche für gesellschaftliche und politische Massnahmen zu-

³⁶ Damit sind wir natürlich nicht allein. Höpflinger und Charles folgern aufgrund einer Sekundäranalyse zweier empirischer Untersuchungen zur Arbeitsteilung in Schweizer Familien, „... dass erst eine relativ moderne Rollenstruktur – wo beide Partner berufstätig sind – zu einer Infragestellung der traditionellen innerfamilialen Arbeitsteilung führt“ (Höpflinger & Charles 1990, p. 110). Auch für Berger-Schmitt entsteht partnerschaftliche Arbeitsteilung vor allem in Konstellationen, bei denen Frauen und Männer gleichermassen erwerbstätig sind, wobei sich das Einkommen und das Prestige des Frauenberufs besonders stark auf die Beteiligung der Männer an der Hausarbeit auswirken. Die Autorin zieht daraus die Folgerung, „... dass partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt die Gleichstellung von Mann und Frau im Erwerbsleben voraussetzt“ (Berger-Schmitt 1986, p. 140). Vergleichbare Ausserungen finden sich bei Segalen (1990, insbes. p. 304ff.).

gunsten einer emanzipationsfreundlichen familialen Entwicklung. Die Reduktion der Kinderzahl sehen wir nicht als Teil einer solchen Strategie.

Zwar könnte aufgrund unserer Analysen gefolgert werden, dass (auch) die Reduktion der Kinderzahl ein gangbarer Weg zu neuen partnerschaftlichen Beziehungsformen wäre. Wenn schon partnerschaftliche Strukturen nicht oder kaum über Verhaltensänderungen der Männer zustande kommen, dann liesse sich dafür plädieren, die familialen und gesellschaftlichen Strukturen zu belassen wie sie sind, dafür aber die Phase des Rückzugs der Frauen in die Familie so kurz wie möglich zu halten. Tatsächlich zeigen unsere Daten, dass die Familienphase auch bei traditioneller Familienstruktur umso kürzer ist, je weniger Kinder vorhanden sind. Offensichtlich geht, unter sonst gleichen Bedingungen, ein Anstieg der Kinderzahl mit einer erhöhten Traditionalität der Familie einher. Doch sehen wir darin eine Anpassung des generativen Verhaltens an die Situation der erschwerten Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung und nicht den Ausdruck einer bewusst gewählten Strategie. Eine geringe Kinderzahl ist nicht als solche ein Instrument zur Verwirklichung einer partnerschaftlichen Beziehung. Es ist im Gegenteil davon auszugehen, dass die Verwirklichung von mehr Partnerschaftlichkeit zu einer Erhöhung der Geburtenzahl führen würde.

Zwar ist davon auszugehen, dass Kinder nur in einem beschränkten Sinn rational geplant werden. Wie Bolte meint, gibt „... es keine festen Lebenspläne im Sinne eindeutig eingeplanter Kinderzahlen bei Ehepartnern ...“ (Bolte 1980, p. 18). Das schliesst aber nicht aus, dass das Gegenteil sehr wohl der Fall sein kann, dass nämlich *keine* Kinder zu haben, geplant wird. Bringt nicht die Norm der verantworteten Elternschaft genau dies zum Ausdruck? Man soll *keine* Kinder haben, solange man nicht in Eigenverantwortung für sie sorgen kann (vgl. Kapitel 13.5.2). Auch Kaufmann ist der Ansicht, „... dass unter den Bedingungen allgemein zugänglicher und normativ akzeptierter Geburtenkontrolle nicht mehr die Einschränkung der Geburten, sondern die Entscheidung *für* die Geburt eines Kindes zu erklären ist ...“ (Kaufmann 1990, p. 76). Wenn wir auf unsere Ausführungen zum generativen Verhalten zurückblicken, dann lässt sich festhalten, dass es immer weniger *extrinsische* Gründe für Kinder gibt: kaum noch ökonomische, kaum noch religiöse und kaum noch ideologische. Zurück bleiben die *intrinsischen* Gründe. Diese sind bezeichnenderweise oft diffus, emotional und wenig artikuliert. Die Antworten auf unsere Frage nach den Freuden, die Kinder bereiten, sind ziemlich stereotyp und fokussieren im wesentlichen die Beziehung zum Kind (vgl. Kapitel 12.1.2). Etwas artikulierter sind die Äusserungen zu den Belastungen durch Kinder. Es scheint, dass sich die Belastungen des Elterndaseins weit konkreter benennen lassen. Frauen und Männer sind im allgemeinen eher in der Lage zu sagen, was *gegen* ein Kind spricht (Rerrich 1988, p. 64).³⁷ Das heisst, dass in

Paaren, in denen sich die eine Seite für und die andere gegen ein Kind ausspricht, die Argumentationskraft recht ungleich verteilt ist, nämlich zuungunsten des Kinderwunsches. Unter der Voraussetzung egalitärer Partnerverhältnisse spricht dies insgesamt für eine geringe Kinderzahl, denn die blosser Artikulation eines Kinderwunsches ist gleichsam sprachlos gegenüber der Fülle an Argumenten, die gegen ein Kind sprechen. Kinder scheint man dann zu bekommen, wenn nichts (mehr) gegen sie spricht.

Wenn allein schon die schwache Artikuliertheit der Gründe für Kinder eher gegen Kinder sprechen, dann haben Frauen, die eine partnerschaftliche Beziehung verwirklichen wollen, darüber hinaus gute Gründe gegen Kinder. Denn unter der Bedingung einer traditionellen Rollenteilung und beim Anspruch auf weibliche Emanzipation hat die Entscheidung für ein Kind negative Folgen für die Frau, nicht aber für den Mann. Die Traditionalisierung der Familie durch Kinder betrifft in erster Linie die Frauen (vgl. Kapitel 13.3.2). Daraus erwächst ein Motiv gegen Kinder, das erst auf dem Hintergrund der rationalen Planbarkeit von Kindern wirksam werden kann. Kinder werden zum Argument gegen die Emanzipation der Frauen von traditionellen Geschlechtsrollen. Kinderlosigkeit kann das Resultat eines Konflikts zwischen Partnerschafts- und Elternschaftswerten sein. Es ist nicht so, dass Kinder nicht gewünscht würden, nicht gewünscht werden aber die Konsequenzen, die mit Kindern verbunden sind. Gerade weil die Bedeutung einer egalitären Partnerschaft in heutigen Familien gewachsen ist, kann die antizipierte Belastung durch die Unvereinbarkeit von Partnerschaft und Elternschaft die Zahl der Kinder beschränken, ohne dass dies unmittelbar beabsichtigt wäre.³⁸

Für diese Überlegung spricht auch, dass die Kinderlosigkeit, die in den letzten Jahren zugenommen hat, selten geplant, sondern oft das Ergebnis einer immer wieder verlängerten Empfängnisverhütung ist (Lüscher 1988, p. 22). Und dies könnte durchaus einer der Wege sein, der zu einer geringen Kinderzahl in einer Partnerschaft führt. Wenige Ehepaare geben an, keine Kinder haben zu wollen (Rerrich 1988, p. 60, 66, Anm. 1). Dazu kommt, dass wir von einem Auseinanderklaffen von gewünschter und faktischer Kinderzahl ausgehen müssen. Sowohl die ideale als auch die gewünschte Kinderzahl liegt zumeist über der realisierten (Pettinger 1991, p. 12). In unserer Untersuchung (zweite Teilgruppe) haben wir ein ursprüngliches Ideal von 3 Kindern

Dies deckt sich ziemlich gut mit den Ergebnissen unserer eigenen Untersuchung (vgl. Kapitel 12.1.3).

³⁸ Es ist zu beachten, dass die Motivlage der Frauen von grosser Bedeutung ist. Bolte betont, „... dass eine Erwerbstätigkeit von Frauen für Kinderwünsche und deren Verwirklichung etwas völlig anderes bedeutet, je nachdem, ob sie Ausdruck einer primären Berufsorientierung oder eines Zwangs, zum Familieneinkommen zu verdienen zu müssen oder eine Folge des Wunsches ist, durch solche Tätigkeit die Isolierung als Hausfrau zu vermeiden und sich eigenes Geld und eigene Kontaktkreise zu schaffen“ (Bolte 1980, p. 18f.). Erwerbsarbeit aus ökonomischem Zwang hat wenig Einfluss auf eine Reduktion der Kinderzahl, während Erwerbstätigkeit aus intrinsischen Motiven dies sehr wohl haben kann. Entscheidend ist also, ob eine egalitäre Partnerschaftsbeziehung angestrebt wird oder nicht. Was uns interessiert, sind die Folgen einer beabsichtigten Gleichstellung der Geschlechter. Unter dieser Voraussetzung dürfte die Argumentation im Text zutreffend sein.

³⁷ Gegen Kinder sprechen vor allem Behinderungen, die sich daraus ergeben, dass es die Verpflichtungen gegenüber Kindern erschweren, anderen Interessen nachzugehen. Daneben werden auch psychische und finanzielle Belastungen genannt (Bolte 1980, p. 13; Kiefl & Schmid 1985, p. 30).

festgestellt; faktisch liegt die durchschnittliche Kinderzahl bei 2 Kindern (vgl. Kapitel 10.1). Auch andere Untersuchungen zeigen ein Ideal von 2 bis 3 Kindern (Hoffmann-Nowotny & Höpflinger 1980, p. 63f.; Höpflinger 1984b, 1986, p. 77f., 1987; Kiefl & Schmid 1985, p. 250ff.; Popenoe 1987, p. 181; Schneewind 1992, p. 110ff.). Männer wollen eher mehr Kinder als Frauen³⁹, aber auch Frauen wünschen sich mehr Kinder als sie tatsächlich bekommen (Kiefl & Schmid 1985; Rerrich 1988, p. 66; Urdze & Rerrich 1981).

Kinderlosigkeit und eine geringe Kinderzahl können somit das Ergebnis eines immer wieder aufgeschobenen Kinderwunsches sein (Schütze 1992, p. 178f.). Späte Mutterschaft ist oft die Folge einer immer wieder aufgeschobenen Entscheidung zugunsten eines Kindes (Engstler & Lüscher 1991). Der Aufschub von Kindern ist, so gesehen, auch ein Effekt einer besonders grossen Verantwortung, da erst die wahrgenommene Vereinbarkeit der eigenen Lebensumstände mit dem Status der Elternschaft zu einer Schwangerschaft motiviert. Diese Argumentation spricht dafür, dass Kinder keineswegs unerwünscht sind, dass aber die antizipierte Traditionalisierung der Partnerschaft durch Kinder gegen (weitere) Kinder spricht. Wie Elfriede Höhn schreibt, setzt eine wesentliche Änderung des generativen Verhaltens in Europa „... mindestens eine bessere Vereinbarkeit von Elternschaft und Erwerbsarbeit von Mutter und Vater voraus“ (Höhn 1989, p. 203). Auch wenn in Rechnung zu stellen ist, dass die Kinderzahl ein multifaktoriell bestimmtes Ereignis ist, dürfte die relativ geringe Kinderzahl in Ländern wie der Schweiz auch eine Folge der Schwierigkeiten sein, den durchaus vorhandenen Kinderwunsch zu *realisieren*, da entweder der Anpassungsbereitschaft des Partners misstraut wird oder Institutionen der familienexternen Kinderbetreuung nicht ausreichend vorhanden sind oder beides der Fall ist (Gloger-Tippelt 1989, p. 91; Schütze 1992, p. 180ff.). Die Kraft der Frauen, sich in ihrem Selbstverständnis gegen die traditionellen Vorstellungen der Männer durchzusetzen, ist (auch) von der Zahl der Kinder in einer Partnerschaft abhängig. Wo keine Entlastung der Frauen von der Kinderbetreuung (durch die Männer oder durch Institutionen) besteht, da ist mit einer Reduktion des generativen Verhaltens der Frauen mit einem emanzipierten weiblichen Rollenverständnis zu rechnen.

Dass dies keine bloss hypothetische Überlegung ist, zeigen Länder wie Schweden und Frankreich, die beide eine hohe weibliche Erwerbsquote *und* eine steigende Geburtenrate haben (Familienfragen 1991, p. 2ff.; Popenoe 1987, p. 180f.). In beiden Ländern gibt es ein gut ausgebautes Angebot an ausserhäuslicher Kinderbetreuung, sowohl im Vorschul- wie im Schulbereich (Höhn & Schubnell 1986, p. 24f., 47ff.). In der Ex-DDR lag die Zahl der Lebendgeborenen deutlich über den Werten Westdeutschlands; seit 1979 gab es mit Ausnahme weniger Jahre einen *Geburtenüberschuss* (Korte 1990). Dies bei einer Erwerbsquote der Frauen von bis zu 90%. Auch in der Ex-DDR existierte ein gut ausgebautes Netz der familienergänzenden Kinder-

betreuung. Ähnliches gilt für das heutige (West-)Berlin. Obwohl eine städtische Region, die traditionellerweise eine geringe Fruchtbarkeit aufweist, ist die Geburtenzahl in Berlin im Vergleich mit den anderen (westlichen) Bundesländern (vor der Wiedervereinigung) am höchsten. Als Erklärung gibt Schwarz an, dass es in Berlin mit Abstand die meisten und besten Einrichtungen zur Kinderbetreuung gibt und besonders günstige Bedingungen für Ehepaare bestehen (Schwarz 1988, p. 81, 166f., 193; vgl. auch Blüml & Schneider 1988, p. 294). Auch eine Studie in Nordrhein-Westfalen kommt zum Schluss, dass eine wesentliche Voraussetzung für die Fortsetzung der Erwerbstätigkeit von Frauen trotz des Vorhandenseins von Kindern die Verfügbarkeit angemessener Fremdbetreuungsmöglichkeiten ist (Partnerbeziehungen 1987, p. 10). Damit ergibt sich die These, dass die vergleichsweise geringe Kinderzahl in heutigen Familien nicht wirklich gewollt, sondern das Ergebnis einer Konstellation von Faktoren ist, die in ihrer Summe zur Geburtenbeschränkung führen.

Politisch gesehen wäre es daher falsch, als Weg zu partnerschaftlichen Beziehungen die Einschränkung des generativen Verhaltens zu propagieren, da man damit den Wünschen heutiger Eltern nur bedingt entsprechen würde. Auch wenn der Ausbau des Angebots an Fremdbetreuung als solcher genausowenig wie die Geburtenbeschränkung zu einer Verhaltensänderung der Männer führt, entspricht dieser Weg doch eher den Wünschen heutiger Paare, die nicht in erster Linie weniger Kinder wollen, sondern in der Lage sein möchten, Elternschaft und Partnerschaft zu vereinbaren.

14.2 Die Legitimität der familialen Differenzierung

Führt der Weg zu mehr Gleichheit und Partnerschaftlichkeit im familialen Bereich über die Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben einerseits und den Ausbau der familienexternen Kinderbetreuung andererseits, so liegen auf den beiden Wegen nicht die gleichen Hindernisse. Im Erwerbsbereich sind im wesentlichen *strukturelle* Anpassungen erforderlich, damit die Frauen Zugang finden. Im Bereich der Kinderfremdbetreuung sind nicht nur strukturelle Probleme zu lösen; es ist darüber hinaus ein *Mentalitätswandel* erforderlich. Die strukturellen Massnahmen sind zwar unabdingbar, damit das Ziel der Geschlechtergleichstellung erreicht werden kann, doch sind bei der Kinderbetreuung auch Massnahmen notwendig, die die Erziehungsideologie betreffen. Der Fremdbetreuung von Kindern haftet nach wie vor das Etikett der sozialen Notlösung und der pädagogischen Illegitimität an. Solange wir diesbezüglich nicht anders denken lernen, wird der Prozess der Institutionalisierung von familienexternen Betreuungsangeboten für Kinder kaum vorankommen.

Wir fokussieren deshalb im zweiten Teil unserer Überlegungen zu den Massnahmen zugunsten der Geschlechtergleichstellung den Bereich der pädagogischen Einstellungen und Ideologien. Dabei gehen wir zunächst (in diesem Kapitel) ausführlich auf die neuere *psychologische* und *sozialwissenschaftliche* Forschung ein, die zu einem ver-

³⁹ Das gilt für unsere Untersuchung allerdings nicht (vgl. Kapitel 10.1).

änderten Bild der Bedeutung von Familie und Elternschaft für die kindliche Entwicklung führt. Im anschliessenden Kapitel 14.3 werden wir dann Konsequenzen für die *erziehungswissenschaftliche* Forschung und Theoriebildung ziehen.

Wie wir vor allem in der zweiten Teiluntersuchung gesehen haben, sind die Mentalitäten hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung von Frauen nicht mehr so konservativ wie noch vor einigen Jahren. In bezug auf die Arbeitsteilung im Erwerbsbereich sind wir bei den Männern auf eine vergleichsweise grosse Bereitschaft gestossen, ihren Partnerinnen eine Erwerbstätigkeit zuzugestehen. Wie erinnerlich, wird als ideale Aufteilung der Erwerbspensen von Mann und Frau mit elterlicher Verantwortung für ein schulpflichtiges Kind von beiden Partnern ein Verhältnis von etwa zwei Dritteln zu zwei Fünfteln eines vollen Pensums angegeben. Auch Hettlage ist der Ansicht, dass die Männer heute „... die Norm der Partnerschaftlichkeit häufiger anerkennen“ (Hettlage 1992, p. 106).

Besteht im Erwerbsbereich ein mittlerweile durchaus beachtenswerter Mentalitätswandel, so ist bei der Kinderbetreuung davon auszugehen, dass die Einstellungen und Überzeugungen noch nicht im gleichen Masse fortgeschritten sind. Es dominieren nach wie vor familiäre Mythen, wie der Mythos der Leiblichkeit, der Mythos der Mutterliebe und der Mythos der gemeinsamen Lokalität. Um den Prozess des familialen Wandels voranzutreiben, ist daher nicht nur an strukturelle Massnahmen zu denken, sondern auch an einen Mentalitätswandel.

Wie stark die Nachfrage nach vermehrten Fremdbetreuungsmöglichkeiten für Kinder ist, hat sich in beiden Teiluntersuchungen unserer Studie deutlich gezeigt. Die Nachfrage übersteigt das Angebot, das im privaten Bereich besteht, bei weitem. Zwar kommt der privaten Kinderfremdbetreuung eine grosse Bedeutung zu (vgl. Kapitel 11.2 und 13.3.3). Wie auch andere Studien zeigen, können erwerbstätige Mütter bei der Kinderbetreuung im allgemeinen mit Unterstützung durch die eigene Mutter oder Schwiegermutter rechnen (Hutter & Jakob 1990, p. 78ff.; Kaufmann 1990, p. 52f.; Klein 1985). Typischerweise ist die private Hilfe überwiegend eine weibliche Angelegenheit. Damit stellt sich die Frage, ob dieses Unterstützungssystem vielleicht deshalb verfügbar ist, weil es von einer Frauengeneration getragen wird, die noch stark der traditionellen Familienrolle verhaftet ist. Wenn dies der Fall sein sollte, dann müsste damit gerechnet werden, dass die private familiäre Unterstützung im Bereich der Kinderbetreuung für zukünftige Frauengenerationen mit wachsender Berufsorientierung nicht mehr ohne weiteres verfügbar wäre (Partnerbeziehungen 1987, p. 48).⁴⁰ Dies umso mehr, als mit der Schrumpfung der Familiengrösse immer weniger Angehörige verfügbar sind, die eine Betreuung auf privater Basis übernehmen können.

Deutlich ist jedenfalls schon heute, dass die privaten Möglichkeiten der Kinderfremdbetreuung nicht mehr genügen. Praktisch alle neueren Untersuchungen zeigen,

dass die Nachfrage nach familienexterner Kinderbetreuung in der Schweiz das Angebot zum Teil weit übersteigt (Eidgenössische Kommission für Frauenfragen 1992, 1993; Hutter & Jakob 1990; Huwiler 1995, p. 160ff.; Montandon & Troutot 1991; Troutot 1990; Zeugin, Landert, Dahinden & Sütterlin 1991). Dabei sind es vor allem *Frauen*, die sich ein verbessertes Angebot an familienexterner Kinderbetreuung wünschen (Ley 1992, p. 48f.). Die Aktualität der Problematik kann eine Hochrechnung der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen veranschaulichen, die selbst bei ihrer konservativsten Schätzung zum Schluss kommt, dass die Nachfrage nach Fremdbetreuungsplätzen für Kinder gesamtschweizerisch zur Zeit rund *doppelt* so hoch ist wie das bestehende Betreuungsangebot (Eidgenössische Kommission für Frauenfragen 1993, p. 14f.).⁴¹

Rein quantitativ gesehen, ist der Bedarf an familienergänzenden Institutionen der Kinderbetreuung klar ausgewiesen. Dem Bedarf steht nicht nur ein mangelhaftes Angebot gegenüber, sondern auch eine geringe *Akzeptanz* der institutionalisierten Kinderfremdbetreuung. Das veranlasst uns dazu, in den folgenden Ausführungen den Fokus nicht auf die Fremdbetreuung als solche zu legen (das haben wir mittlerweile ausführlich getan), sondern nach deren Legitimität – gemessen an psychologischen Kriterien – zu fragen. Der Vorbehalt gegenüber der Kinderfremdbetreuung speist sich vor allem aus der Befürchtung, die familiäre Differenzierung gehe auf Kosten der edukativen Leistungen des familialen Subsystems Elternschaft. Insofern befassen sich die folgenden Ausführungen ein letztes Mal mit dem allfälligen Spannungsverhältnis zwischen Partnerschaft und Elternschaft.

14.2.1 Psychologisierung der Erziehung

Das Haupthindernis, das der Akzeptanz von Institutionen der Kinderfremdbetreuung im Weg steht, bildet der mit dem Mythos der Familie verbundene *Mythos der Mütterlichkeit*. Auf die Gleichstellung der Geschlechter zugespitzt formuliert, heisst es bei Christiane Olivier: „Die Existenz der ‚Frau‘ kann nur über die Entheiligung der ‚Mutter‘ erreicht werden“ (Olivier 1993, p. 175). Tatsächlich sind die Mütter im Verlaufe des 20. Jahrhunderts stärker in die Familie eingebunden worden als in den Jahrhunderten zuvor. Und zwar im wesentlichen als Folge einer *Psychologisierung* des pädagogischen Verhältnisses. Diese Entwicklung wollen wir im folgenden kritisch nachzeichnen.

⁴¹ Für die Stadt Zürich kommt eine 1988 durchgeführte Studie zum Ergebnis, dass über die vorhandenen Plätze für 2'061 Kinder – in Kinderkrippen, Chindsgis, anderen Gruppenbetreuungsangeboten, beim Tagesmütterverein und bei der Abteilung Pflegekinder – hinaus *zusätzlich* Plätze für 2'719 Kinder neu geschaffen werden müssten, um die Nachfrage zu decken (Hutter & Jakob 1990, p. 176). Die Zahl ist prozentual gegenüber der für die Gesamtschweiz geschätzten der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen etwas erhöht, was sich aber gut mit der Tatsache vereinbaren lässt, dass es sich hier um städtische Verhältnisse handelt.

⁴⁰ Zum Beispiel weil auch die Grossmütter noch im Erwerbsleben stehen.

Wie wir bereits im Kapitel 13.5.3 diskutiert haben, ist das pädagogische Verhältnis in jüngster Zeit von der patriarchalen Autorität befreit und auf Beziehung ausgerichtet worden. Dem geht eine im wesentlichen von der Psychologie bestimmte Diskussion voraus, in deren Verlauf die sozialen Beziehungen als für das Aufwachsen von Kindern hoch bedeutsam ausgezeichnet worden sind. Im Horizont des traditionellen (bürgerlichen) Verständnisses der Mütter hat dies zu gesteigerten Ansprüchen an deren erzieherische Verantwortung geführt. Die Tendenz wurde intensiviert durch die starke Präsenz psychotherapeutischer Autorinnen und Autoren im pädagogischen Diskurs der Nachkriegszeit (Carl Rogers, das Ehepaar Tausch, Anna Freud, Erikson, Laing, Watzlawick, Bowlby, Winnicott, Alice Miller u.a.). Die Mütter sind praktisch in die Rolle von Psychotherapeutinnen gedrängt worden, die einen vollen Tag aushalten sollten, was eine professionelle Therapeutin gewöhnlich nur ein paar Stunden durchsteht. Die Mütter wurden überfordert, auch und gerade dann, wenn sie ausschliesslich Mutter sein und keiner Erwerbsarbeit nachgehen wollten.

Gepaart mit der Auffassung, dass in der frühkindlichen Entwicklung die Weichen für das spätere Glück der Kinder gestellt werden, haben die masslosen Ansprüche an die Mütter diese verantwortlich gemacht für allfällige Abweichungen und Pathologien der kindlichen Entwicklung. Psychologisierung und Therapeutisierung der Kindheit haben dazu geführt, dass die Betreuung und Erziehung der Kinder zum anspruchsvollen und tagesfüllenden Job wurde. Der Handlungsbereich der Mütter ist mit Hilfe einer pädagogisch-psychologischen Mythologie auf Haushalt und Familie eingeschränkt worden. Die Pädagogik stellte sich in den Dienst der (männlichen) Herrschaft über die Frau. Insbesondere bei gut ausgebildeten Müttern musste dies zu Spannungen und Frustrationen führen. Umgekehrt entstand für die Kinder die Gefahr, als Ersatzobjekt für frustrierte Erwartungen an das Partnerschaftsverhältnis und eine unerfüllte ausserfamiliäre Berufstätigkeit missbraucht zu werden (Schütze 1988, p. 103f.). Die Kindheit wurde überbewertet und verklärt, das Kind zum Sinnstifter in einer sinnarmen Welt erhoben. Wie durchschlagend dieser Mechanismus noch immer ist, zeigt die antipädagogische Literatur, die eigentlich *gegen* die Masslosigkeit der Erziehungsambitionen angetreten ist. Von den Eltern (in der Alltagsrealität handelt es sich im allgemeinen um die Mütter) wird verlangt, dass sie sich dem Kind unterwerfen: Die Kinder werden „Gast“, „Kunde“, „Richter“, „Chef“, „Boss“, „Regierung“, „Herrschaft“, „König“ u.ä. genannt (von Braunmühl 1984). Das pädagogische Autoritätsverhältnis scheint sich nicht verändert zu haben; es hat nur die Vorzeichen gewechselt.

Die Psychologisierung der Erziehung ist auch daran ersichtlich, dass in (amerikanischen) Elternzeitschriften im Zeitraum von Mitte der 50er bis Mitte der 80er Jahre eine deutliche Zunahme von Artikeln zum Thema Mutter-Kind-Beziehung zu verzeichnen ist, während das vorwiegend pflegerische Thema der Fütterung des Kindes einen deutlichen Rückgang aufweist (Young 1990, p. 21, Figure 1). Vor allem in den 50er und 60er Jahren wird familienexterne Kinderbetreuung in Krippen oder Tagesstätten negativ beurteilt und die Aufgabe der Mutter als „Full-time job“ geschildert.

Auch eine in ihrem zeitlichen Horizont enger angelegte Untersuchung zweier Jahrgänge (1981 und 1984) von zwei schweizerischen und einer deutschen Eltern- bzw. Familienzeitschrift zeigt eine klare Dominanz der Mütter als erzieherisch handelnden Personen (Ruprecht-Turtschi 1987).⁴² Von den Aktivitäten dominieren solche des disziplinierenden Umgangs und das Bemühen um eine befriedigende emotionale Beziehung zum Kind.

Es ist nicht abwegig, die Überbetonung der erzieherischen Bedeutung der Mutter als eine Reaktion auf die „Vaterlosigkeit“ der Gesellschaft zu deuten. Der Vater, der in der traditionellen Gesellschaft auch als Erziehungsperson präsent war, hat sich in der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft den Kindern als reales Gegenüber entzogen (vgl. Kapitel 2.1). Als Ersatz bot sich die Mutter an. Die starke Mutter-Bindung moderner Kinder ist kein natürliches Bedürfnis⁴³, sondern die Folge der Isolierung der bürgerlichen Familie und der Schwächung der erzieherischen Funktion des Vaters (Fthenakis 1988, Kap. 8; Linde 1974, p. 206).

Die Überhöhung der Mütter als Garanten einer gelingenden Entwicklung und Erziehung ist offensichtlich zugeschnitten auf die traditionelle bürgerliche Familie. In der psychoanalytischen Theorie verkörpert der Vater das Realitätsprinzip, weil er einer Erwerbsarbeit nachgeht und das öffentliche Leben repräsentiert. Dieses Modell ist bereits in dem Moment fragwürdig geworden, als der Patriarchalismus im Begriff war abzubrockeln. Mitscherlichs in den 60er Jahren verbreitete Rede von der „vaterlosen Gesellschaft“ meinte nicht nur die in der Erziehung *faktisch* abwesenden Väter, sondern auch das Verblassen der Väter als Autoritätsfiguren. Unsere Gesellschaft sei auf dem Weg zu einer egalitären „Geschwistergesellschaft“, in der der blinde Autoritätsglaube verlorengelange (vgl. Kapitel 2.1).

Mitscherlichs Diagnose ist äusserst ambivalent. Auf der einen Seite begrüsst er die Egalisierung der Gesellschaft, d.h. den Abbau von Patriarchalismus und blinder väterlicher Autorität. Auf der anderen Seite führt ihn sein Festhalten an der klassischen psychoanalytischen Theorie zu pessimistischen Folgerungen hinsichtlich des Aufwachsens von Kindern in einer egalitären Gesellschaft. Mitscherlich betont die Wichtigkeit des Vaters für die Sozialisation der Kinder. Aber Mitscherlich zeichnet den Vater mit den traditionellen psychoanalytischen Attributen des Autoritarismus, des Realitätsprinzips und der ödipalen Rivalität aus. Er scheint sich nicht vorstellen zu können, dass ein nicht-autoritärer Vater erzieherisch wirksam sein kann.

Genau dies aber wird heute vorstellbar. Der patriarchale Autoritarismus verliert in dem Masse an Legitimität wie die Emanzipation der Frauen voranschreitet. Was sich verändert, zeigt anschaulich ein Blick in die Prämoderne. Die für die alteuropäische Gesellschaft typische Form des „ganzen Hauses“ bildete keineswegs – wie der Be-

⁴² Ausgewertet wurden Artikel, die die Entwicklung, Erziehung und Pflege von Kleinkindern bis zu drei Jahren sowie die Mütter- und Väterrolle zum Thema hatten.

⁴³ Wie die Bindungstheorie annimmt (Bowlby 1959).

griff suggeriert – eine Ganzheit, etwa so, wie die bürgerliche Familie eine Ganzheit sein will. Vielmehr beruhte das „ganze Haus“ auf einer Assoziation dreier Herrschaftsverhältnisse: dem Ehestand als Herrschaft über die Frau, dem Elternstand als Herrschaft über die Kinder und dem Hausstand als Herrschaft über das Gesinde (Gilgenmann 1994, p. 65; Schwab 1975, p. 259f.). Das Scharnier der drei Herrschaftsverhältnisse bildete der „pater familias“, der über Frau, Kinder und Gesinde dominierte. Die Systemintegration erfolgte hierarchisch. Die bürgerliche Familie hat diese „societas commixta“ gewissermassen eingeschmolzen (Tyrell & Herlth 1994, p. 7), indem sie die eheliche Beziehung unsichtbar machte⁴⁴, so dass, nachdem im Haushalt kaum mehr Gesinde anzutreffen war, die väterliche Autorität nur mehr im pädagogischen Bereich (im Verhältnis zu den Kindern) sichtbar war. Im Schatten einer emsigen pädagogischen Publizistik, die das Eltern-Kind-Verhältnis bis in unsere Tage hinein normiert, ist das Paarverhältnis von Mann und Frau der öffentlichen Aufmerksamkeit entschwunden. Die Herrschaft des Mannes über die Frau ist durch Idealisierung und Naturalisierung des weiblichen Geschlechts kaschiert worden. Abgeschoben in die Intimität der Familie und sprachlos gemacht durch Ausgrenzung vom Diskurs der Öffentlichkeit, ermöglichten die Frauen den Männern die Aufrechterhaltung ihres traditionellen Herrschaftsanspruchs gegenüber dem „schwachen“ Geschlecht. Indem die ehelichen Machtverhältnisse durch Verklärung der Frau als Mutter der öffentlichen Sichtbarkeit entzogen wurden, liessen sie sich unbemerkt weiterführen.⁴⁵ Wurde die Herrschaft des Vaters über das Kind pädagogisch und psychologisch verbrämt⁴⁶, versank die Herrschaft des Mannes über die Frau im Sumpf der Geschlechtermythologie.

Mit den heutigen Veränderungen im strukturellen und kulturellen Bereich der Gesellschaft wird die Ungleichheit der Geschlechter ihrer ideologischen Basis beraubt. Im Zuge eines an der Kategorie des Geschlechts orientierten Aufklärungsschubes wird die Egalität von Mann und Frau nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Bereich eingeklagt. Die dadurch bedingte Umstellung der Familie vom Prinzip der hierarchischen auf das Prinzip der heterarchischen Integration bewirkt die Systemdifferenzierung, von der in diesem Buch die Rede ist. Indem das Partnerschaftssystem als familiales Subsystem (wieder) sichtbar wird, entsteht für den männlichen Autoritarismus ein Legitimationsdefizit, denn die prämoderne Auszeichnung des Ehestand-

des als Herrschaftsverhältnis ist in einer egalitären Gesellschaft nicht mehr begründbar. Dadurch entsteht eine dem „ganzen Haus“ vergleichbare Situation: ein Gefüge zweier oder dreier Subsysteme, die aber – im Gegensatz zur Prämoderne – durch starke egalitäre Ansprüche charakterisiert sind. Wir stehen vor einem historischen Wandel, der die alteuropäischen Verhältnisse, die noch in der bürgerlichen Familie fortgewirkt haben, in effektiv moderne Formen des Zusammenlebens transformiert.

Aus dem sozialen Wandel ergibt sich ein neues Verständnis der Rollen sowohl von Mann und Frau als auch von Vater und Mutter. Nur in dem Masse, wie ein Wandel der Geschlechtsrollen tatsächlich stattfindet, wird sich die Familie in die Subsysteme Partnerschaft und Elternschaft differenzieren. Die familiale Subsystembildung hebt die Relationierung *ungleicher* Elemente und die Kommunikation im Rahmen *komplementärer* Geschlechtsrollen zugunsten der funktionalen Inklusion der Personen beiderlei Geschlechts in *alle* Subsysteme der Familie auf (Gilgenmann 1994, p. 72). Anders gesagt, setzt die Ausdifferenzierung der familialen Subsysteme Partnerschaft und Elternschaft die Teilnahme der Frauen am öffentlichen Leben und am Erwerbsleben ebenso voraus wie die Partizipation der Männer an der Hausarbeit und an der Kindererziehung.

In dem Masse wie der Prozess der familialen Differenzierung voranschreitet, wird die Leerstelle, die die Väter in der Familie hinterlassen haben, allmählich wieder gefüllt. Langsam zeichnen sich die Konturen eines neuen Vaterbildes ab (Forster-Wackerlin 1992, p. 86ff.). In der Betonung der Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung unterscheidet sich die neuere Entwicklungspsychologie in wesentlicher Hinsicht von der älteren (Fthenakis 1988; Papousek & Papousek 1987; Parke & Tinsley 1987, p. 590f.). Das (langsam) zunehmende familiale Engagement der Männer verändert deren Beziehung zu den Kindern. „Die Verbesserung der Vater-Kind-Beziehung wird von Australien bis Skandinavien aus beinahe allen Industrieländern gemeldet, aus denen Untersuchungsergebnisse über vermehrte väterliche Partizipation vorliegen. Diese Verbesserungen lassen sich in Vorteile für Vater und Kind zusammenfassen, die sich vor allem auf ein besseres gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen, verstärkte Empathie, mehr Nähe und Vertrauen und erhöhte Konfliktbereitschaft beziehen lassen“ (Raisch, zit. nach Kaufmann 1990, p. 102f.). Das erstaunt nicht, wenn man in Rechnung stellt, dass Väter vorwiegend als *Spielpartner* erzieherisch aktiv werden (Fthenakis 1988, p. 159ff., 173ff.).⁴⁷ Spielsituationen sind Situationen der Gleichheit; Spielpartner sind einander gleichgestellt. Ihre Rollenstruktur ist reziprok und austauschbar. In Spielsituationen kommt der qualitative Wandel des Elternschaftssystems von einem Autoritäts- zu einem Beziehungsverhältnis besonders deutlich zum Ausdruck (vgl. Kapitel 13.5.3). Dass die Väter vor allem in Spielsituationen wieder vermehrt sichtbar werden, verweist auf einen Wandel der Vaterrolle: weg vom Autoritarismus und hin zu mehr Egalität. Der Autoritätsverlust der Väter

⁴⁴ Wie Ariès bemerkt, ist die bürgerliche Familie um das Kind herum entstanden (Ariès 1975, p. 502ff.).

⁴⁵ Nach wie vor werden die Frauen auch dadurch unsichtbar gemacht, dass die Arbeit, die sie im Haushalt verrichten, nicht in die Berechnung des Bruttosozialproduktes eingeht (Segalen 1990, p. 370). Der Begriff der „reproduktiven“ Tätigkeit, die Separierung von Produktion und Reproduktion sowie die Auszeichnung allein der produktiven Tätigkeit als „Arbeit“ sind Teil einer männlichen Herrschaftsideologie, in deren Folge Familie, Frauen und Kinder gesellschaftlich marginalisiert werden (Jaggar & McBride 1989). Insofern die reproduktive Tätigkeit (der Frauen) der Natur näher liegen soll als die produktive (der Männer), hat die Ideologie eine mythische Basis, denn Mythen entstehen durch Umwandlung von Kultur in Natur (vgl. Kapitel 3).

⁴⁶ Wie – bei aller Ambivalenz – das Buch von Mitscherlich (1973) noch deutlich zeigt.

⁴⁷ Insofern die Väter beider Teilgruppen kaum pflegerische Leistungen übernehmen, bestätigt sich dieser Befund anhand unserer eigenen Untersuchung (vgl. Kapitel 13.3.1).

braucht keine Verminderung der erzieherischen Kraft der Familie zur Folge zu haben. Jedenfalls dann nicht, wenn die Väter bei der Betreuung und Erziehung der Kinder zu aktiven Partnern der Mütter werden.

In amerikanischen Elternzeitschriften erscheinen die Väter seit Anfang der 70er Jahre als mögliche Partner der Mütter bei der Kinderbetreuung, und zwar bereits ab Beginn des neugeborenen Lebens (Young 1990, p. 23). In der bereits zitierten Untersuchung von Elternzeitschriften in der Schweiz und in Deutschland zeigt sich, dass in jenen Artikeln, die von *Fachkräften* geschrieben wurden, ein deutlich ausgeglicheneres Bild von der Rolle der beiden Geschlechter gezeichnet wird als in jenen Artikeln, die von *Nicht-Fachkräften* geschrieben wurden (Ruprecht-Turtschi 1987, p. 81). Fachkräfte verwenden auch eher den geschlechtsneutralen Terminus „Eltern“ als Nicht-Fachkräfte. Interessant ist auch, dass in den untersuchten Elternzeitschriften die Väter als Akteure physisch stimulierender Spiele mit den Kindern häufiger genannt werden als die Mütter. Insgesamt scheint somit bereits auf der Ebene der populären Erziehungsliteratur deutlich zu werden, was Schaffer mit Blick auf die wissenschaftliche Forschung feststellt, dass nämlich kein objektiver Grund mehr besteht für die Annahme, Männer könnten die Aufgabe der Kinderbetreuung nicht ebenso gut erfüllen wie Frauen (Schaffer 1992, p. 224).

Damit stehen wir im Bereich der Familie vor einer neuen erzieherischen Konstellation. Der wissenschaftlich legitimierten Rückkehr der Väter in die Elternverantwortung entspricht die allmähliche Anpassung des Mutterbildes an die veränderte weibliche Lebenssituation. Seit Anfang der 80er Jahre ist im wissenschaftlichen Schrifttum ein Wandel in der Einschätzung von früher Kindheit und Mutterliebe zu beobachten. Einerseits betont eine neu entstandene Entwicklungspsychologie der Lebensspanne die Flexibilität und relative Offenheit des menschlichen Entwicklungsganges, womit die Bedeutung der ersten Lebensjahre klar zurückgestuft wird. Andererseits hat sich ein Forschungskorpus angehäuft, das die bislang zumeist negative Beurteilung der mütterlichen Erwerbstätigkeit deutlich relativiert (Gottfried & Gottfried 1988; Hoffman 1984a, 1984b, 1989; Lamb 1982; Lehr 1979; Scarr 1987; Schaffer 1992, p. 124ff.; Spitze 1988, p. 607ff.; Süßmuth 1989). Schliesslich gibt es Ansätze, die zeigen, dass elterliches Verhalten nicht nur geschlechts-, sondern auch altersneutral ist (Papousek & Papousek 1987). Die edukative Sonderrolle der Mutter verliert damit an wissenschaftlichem Glanz.

War die Anklage der „Mutterdeprivation“ eine Reaktion auf die „Vaterlosigkeit“ der Gesellschaft, so führen sowohl das Interesse der Väter an einem neuen Verständnis ihrer erzieherischen Funktion als auch die Neueinschätzung der mütterlichen Aufgaben in der wissenschaftlichen Literatur zu einer Entlastung der Mütter. Dies nicht nur im moralischen Sinn, sondern auch im konkreten täglichen Umgang mit Kindern. Geht man davon aus, dass erziehungswissenschaftliches und entwicklungspsychologisches Wissen mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung über Erziehungsberatungsstellen, die Ausbildung neuer Lehrerinnen- und Lehrerkohorten, Elternzeit-

schriften etc. in die breite Öffentlichkeit diffundiert, so kann durchaus schon in naher Zukunft mit veränderten Einstellungen der Bevölkerung gegenüber der Rolle von Vater und Mutter gerechnet werden. Ob sich daraus auch eine Neueinschätzung der institutionalisierten Fremdbetreuung von Kindern ergibt, wollen wir im nächsten Kapitel diskutieren.

14.2.2 Veränderte Forschungslage

Den Veränderungen in der wissenschaftlichen Beurteilung der Rollen von Mutter und Vater entsprechen durchaus Entwicklungen im Bereich der Fremdbetreuungsforschung. Lange Zeit hat die sozialwissenschaftliche und psychologische Forschung diese gestützt, dass unterhalb des Niveaus der (vollständigen) Kernfamilie nur defizitäre Sozialisation stattfinden kann. Die Begriffe des „Hospitalismus“, der „unvollständigen Familie“, des „broken home“, der „Scheidungskinder“ etc. bezeugen diese Defizitperspektive auf alternative Betreuungs- und Erziehungsformen.

Die Forschung der jüngsten Zeit zeigt demgegenüber, dass die Bedeutung der bürgerlichen Familie für die psychische Gesundheit und förderliche Entwicklung von Kindern bei weitem überschätzt worden ist. Wie Schaffer bemerkt, gibt es für schädliche Einflüsse „abweichender Familienstrukturen“ auf die Entwicklung der Kinder „keine stichhaltigen Anhaltspunkte“ (Schaffer 1992, p. 180). Die traditionelle Familienform als *sine qua non* für die Entwicklung psychisch gesunder Individuen anzusehen, ist nicht gerechtfertigt. Nicht die sozialen Strukturen, in denen Kinder aufwachsen, bestimmen über ihre Entwicklung, sondern die Qualität der Beziehungen innerhalb der Strukturen. Die Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen kann aber „... in den verschiedenartigsten Familienstrukturen gedeihen“ (ebd., p. 182).

Wenn nicht die Strukturen, in denen Kinder aufwachsen, von pädagogischer Bedeutung sind, sondern die Qualität der Prozesse, dann kann auch nicht länger davon ausgegangen werden, dass die Familie per se anderen Betreuungsarrangements überlegen ist. Doch an dieser Stelle scheinen die Vorurteile besonders hartnäckig zu sein. Dafür verantwortlich ist nicht zuletzt die Geschichte der institutionalisierten Fremdbetreuung von Kindern. Die Betreuung von Kindern in Heimen wurde im späten 19. Jahrhundert als *Notmassnahme* eingeführt, als es darum ging, Kinder, deren Mütter ausser Haus arbeiteten, von der Strasse wegzuholen. Die öffentliche Kinderbetreuung wurde anhand von *Sozialfällen* zum Thema. Den „verwahrlosten Arbeiterkindern“ sollten Heime, Horte und Verköstigungsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden. So wurde 1886 auf Initiative der „Zürcher Hilfsgesellschaft“ im Fraumünsterschulhaus der erste Knabenhort eröffnet. Ein Hort für Mädchen folgte 1891 im gleichen Gebäude, ein weiterer für Knaben 1893 („Tages Anzeiger“ 4.9.1886, p. 23). Weitere Horte entstanden rasch nacheinander.

Das „armengenössische“ Image hängt der Tagesbetreuung von Kindern noch heute an. Erst in jüngster Zeit ändert sich die Situation. Und zwar als Folge der Tatsache,

dass heute immer mehr auch bessergestellte Mütter einer Erwerbsarbeit nachgehen und familienexterne Kinderbetreuung nachfragen. Mittelschichtfamilien beanspruchen heute Fremdbetreuung genauso stark wie Familien der sozialen Unterschicht (Montandon & Troutot 1991, p. 215). Trotzdem wird die familienexterne Betreuung von Kindern nach wie vor als *Substitut* der familialen Betreuung wahrgenommen. Auf dem Hintergrund des bürgerlichen Familienbildes und des Mythos der Mütterlichkeit muss sich jede Form von familienexterner Kinderbetreuung als Notlösung erweisen. Diese Sichtweise ist fatal. Denn das Verständnis von Fremdbetreuung als Notlösung hat zur Folge, dass die Krippen und Horte nicht nur als Institutionen für soziale Randgruppen statuiert werden, sondern auch mit einem überproportional hohen Anteil von Ausländerkindern versehen werden (Ley 1992, p. 54). Dadurch werden sie sozial stigmatisiert.

Es ist interessant zu beobachten, wie im Falle der Tagesschule nicht nur seitens der Behörden, sondern auch seitens der Eltern ein grosses Interesse besteht, das Image der Sozialhilfe zu vermeiden. Die Zuteilung der Tagesschulplätze in den drei Elterngruppen unserer ersten Teiluntersuchung ist ausdrücklich nach *gemischten* Kriterien erfolgt.⁴⁸ In einer Untersuchung an der (historisch) ersten Tagesschule der Stadt Zürich („Feldblumen“) zeigte sich, dass besonders die Kinder, die früher einmal einen Hort besucht hatten, lieber in die Tagesschule gingen (Aeberli & Oertel 1987, p. 30). Die Bevorzugung der Tagesschule gegenüber dem Hort dürfte damit zusammenhängen, dass die im Hort betreuten Kinder eine sozial sichtbare Minderheit innerhalb der Klasse bilden und unter Umständen unter Diskriminierung zu leiden haben. Tagesschulkinder befinden sich demgegenüber alle in der gleichen Situation und nehmen sich damit auch als gleich wahr. Durch die Verbindung von Schule, Essen und Freizeit unterscheidet sich die Tagesschule grundlegend von anderen Modellen der Fremdbetreuung wie Hort, Tagesmutter und Mittagstisch, die das Image der „Notlösung“ und „Verwahrungsstätte“ nicht leicht loswerden.

Aufgrund der gesellschaftlichen und familialen Entwicklung kann die familienexterne Kinderbetreuung nicht mehr als subsidiär betrachtet werden. Die heutige Familie bedarf aus *strukturellen* Gründen einer Ergänzung (vgl. Kapitel 2.2). Familienexterne Kinderbetreuung ist nicht mehr länger Kompensation für ein Defizit, sondern strukturell erforderliches Supplement einer Familie, die nicht mehr dominant die bürgerliche ist. In diesem Zusammenhang ist interessant festzustellen, dass Fremdbetreuung für Kinder zunehmend aus Gründen nachgefragt wird, die nicht die Eltern, sondern die Kinder betreffen. In einer in der Stadt Zürich durchgeführten Studie im Frühbereich nennen die befragten Mütter als Grund für ihr Interesse an Fremdbetreuung nicht nur den Wunsch nach Erwerbstätigkeit, sondern auch die isolierte Situation des Kindes in der Kleinfamilie. Immer wieder werden andere Kinder als Argument

erwähnt.⁴⁹ Die Befragten ziehen Betreuungsarrangements vor, wo mehrere Kinder zusammen sind. Was die familiäre Situation Kindern wenig oder nicht bieten kann, ist nach Meinung der befragten Mütter: „Soziales Lernen, Auseinandersetzung mit Gleich- und Ähnlichaltrigen, Konfliktsituationen, wo mehrere Kinder beteiligt sind; Raum, um Selbstbehauptung zu lernen, nicht nur Schonraum und Behütetwerden; kreative Anleitung (z.B. werken, umgehen mit verschiedensten Materialien); Traditionen, Rituale; Priorität der Gemeinschaft vor dem Individuum“ (Hutter & Jakob 1990, p. 124). Auch in anderen Untersuchungen finden sich Anhaltspunkte dafür, „... dass gerade pädagogisch sehr bewusste Eltern nach einer familienergänzenden Erziehung für ihr Kind suchen“ (Tietze 1986, p. 63).

Der veränderten Nachfrage nach Fremdbetreuung entspricht eine sich langsam verändernde Forschungslage. Zwar sind die Vorurteile gerade auch in der Wissenschaft noch nicht ganz ausgeräumt. Noch bis vor wenigen Jahren konnten selbst namhafte Forscherinnen und Forscher die Ansicht vertreten, Fremdbetreuung sei allenfalls als Notlösung für Waisenkinder oder für Kinder von alleinerziehenden Müttern, die zur Erwerbstätigkeit gezwungen sind, legitimierbar, nicht aber als pädagogische Massnahme für Kinder generell. Zum vorneherein ging es (auch) in der Wissenschaft um die Frage, ob Fremdbetreuung *gut* oder *schlecht* sei (Lamb & Sternberg 1989, p. 590). Die Untersuchungen waren dementsprechend einseitig ausgerichtet. Eine Neuorientierung brachten die 70er Jahre, vor allem aufgrund einer kritischen Analyse der Forschungsliteratur durch Rutter (1972, 1981). Andere Autoren sind ihm gefolgt (Beller 1984; Clarke-Stewart 1982; Hoffman 1984b; Lehr 1979; Scarr 1987; Schaffer 1992; Süssmuth 1989), so dass seit Anfang der 80er Jahre ein Konsens dahingehend besteht, dass die nicht-elterliche Betreuung von Kindern nicht notwendigerweise ungünstige Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder haben muss. Differenzen über eventuelle Risiken von Fremdbetreuung bestehen noch im Kleinkindalter. Tatsächlich hat sich die Kontroverse im wesentlichen auf die Zeit des ersten Lebensjahres zurückgezogen (Scarr & Eisenberg 1993, p. 623f.; Schaffer 1992, p. 131, 133). Alles in allem betrachtet, gewinnt damit auch in der Forschung die Ansicht Raum, dass familienexterne Kinderbetreuung als *Supplement* der familiären Erziehung zu begreifen ist.

Das Verständnis von familienexterner Kinderbetreuung als *Supplement* der familiären Betreuung ermöglicht allererst, nach qualitativen Differenzen zwischen verschiedenen Betreuungsformen zu fragen. Qualitativ gute Fremdbetreuung scheint als solche kein Risikofaktor für die kindliche Entwicklung zu sein. Erst wenn der familiäre Kontext defizitär ist, kann Fremdbetreuung ungünstige Auswirkungen haben (Scarr & Eisenberg 1993, p. 618ff.). Gute Fremdbetreuung kann darüber hinaus die Entwicklung von Kindern aus benachteiligten, belasteten oder dysfunktionalen Familien fördern. Positive Effekte von familienexterner Betreuung werden in den Bereichen kognitive,

⁴⁸ Berücksichtigt wurden u.a. die Familienstruktur (sowohl Ein-Eltern- als auch Zwei-Eltern-Familien), die soziale Schicht und die Quartierzugehörigkeit.

⁴⁹ In unserer eigenen Untersuchung wird dieses Motiv zwar auch genannt, aber nicht besonders prominent (vgl. Kapitel 11.3.5).

emotionale und soziale Entwicklung berichtet (Beller 1984, p. 215ff., 1993, p. 536f.; Scarr & Eisenberg 1993, p. 626ff.).

In theoretischer Hinsicht sollte die einseitige Perspektive, unter der die Fremdbetreuung von Kindern auch heute noch gesehen wird, aufgehoben werden. Gemeint ist die Perspektive des „Kindeswohls“. Wir scheinen uns so sehr daran gewöhnt zu haben, dass der Massstab des Kindes unsere pädagogischen Überlegungen anzuleiten hat, dass wir kaum mehr in Erwägung zu ziehen vermögen, dass die Betreuung und Erziehung von Kindern ein *sozialer* Vorgang ist, an dem Erwachsene beteiligt sind, die *auch* Bedürfnisse haben und nicht einfach selbstlos sind. Die Fremdbetreuung von Kindern sollte daher auch unter der Perspektive des „Elternwohls“ gesehen werden. Kann Fremdbetreuung zu einer Entlastung der Familien, insbesondere der Mütter führen? Kann sie eine Verbesserung der Qualität der familialen Erziehung bewirken? Trägt sie zur Intensivierung und Stabilisierung der (ehelichen) Partnerschaft bei? Scarr und Eisenberg ist zuzustimmen, wenn sie schreiben: „Child care research should not be the domain of only those concerned with children’s development but should expand to include psychologists concerned with political and societal issues“ (Scarr & Eisenberg 1993, p. 636).

In pädagogischer Hinsicht gilt es, die seit einiger Zeit bekannten negativen Auswirkungen ausschliesslicher Mütterlichkeit ernst zu nehmen. Mütter, die auf die Rolle der Hausfrau und Erzieherin fixiert sind, neigen vermehrt zu Depressionen (Scarr 1987, p. 137f.). Depressive Mütter vermögen ihrer erzieherischen Rolle aber nicht angemessen nachzukommen. Nur schon die Unzufriedenheit von Müttern mit ihrer Situation hat ungünstige Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung (Lehr 1979, p. 265). Weibliche Unzufriedenheit schwächt die edukative Kraft der Familie. Generell muss davon ausgegangen werden, dass sich die Frustration von weiblichen Berufsambitionen negativ auf die Erziehungsleistungen der Familie auswirkt (Scarr 1987; Schütze 1988, p. 103f.; Spitze 1988, p. 598ff.), während umgekehrt Zufriedenheit mit der eigenen Erwerbs- und Lebenssituation positive Bedingungen für die kindliche Erziehung schafft (Lehr 1973, 1979; Rutter 1981, p. 173f.).⁵⁰

14.2.3 Leiblichkeit als Garant verantworteter Elternschaft?

Nachdem wir die Legitimität der familialen Differenzierung mit Bezug auf die neuere Forschung zur Funktion von Vater und Mutter und zur Kinderfremdbetreuung bestätigt haben, bleibt noch ein dritter Bereich, der als ideologisches Hindernis für den Prozess der Geschlechtergleichstellung wirken könnte, nämlich der Mythos der Leiblichkeit. Dabei könnte die Norm der verantworteten Elternschaft eine zweiseitige Rolle spielen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass die Norm der verantworteten

Elternschaft nicht an den Mythos der Familie assimiliert werden darf (vgl. Kapitel 13.5.2). Eine solche Assimilation könnte leicht dadurch zustande kommen, dass die Norm der verantworteten Elternschaft, die sich ausdrücklich auf *eigene* Kinder bezieht, mit dem Mythos der Leiblichkeit, der Teil des Familienmythos ist (vgl. Kapitel 3.2), zusammengeht.⁵¹ Um unsere Untersuchung der Legitimität des familialen Wandels zu vervollständigen, wollen wir daher die Norm der verantworteten Elternschaft nochmals aufgreifen und gegen den Mythos der Leiblichkeit immunisieren. Die hohe Verbindlichkeit der Norm der verantworteten Elternschaft sollte sich nicht unbemerkt und ungewollt gegen die Geschlechtergleichstellung auswirken.

Woran liegt es, dass Eltern für die Kinder, die sie in die Welt setzen, Sorge tragen? Die blosse Beschreibung der Akzeptanz der Norm der verantworteten Elternschaft (vgl. Kapitel 13.5.2) erklärt noch nicht, weshalb der Norm nachgelebt wird. Ein Instinkt dürfte als Erklärung kaum befriedigen, denn zuviel Schlechtes geschieht Kindern trotz allem fast überall auf der Welt. Die Tötung eigener Kinder ist in historischer Perspektive keineswegs ein seltenes Ereignis. Wie Ariès deutlich macht, ist der Rückgang der Kindersterblichkeit keineswegs nur ein Ergebnis medizinischer und hygienischer Errungenschaften. Der geduldete Kindesmord hat sich bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts hartnäckig gehalten. Erst damals ist man „... vom insgeheim gebilligten Kindesmord zu einem immer weiter Raum greifenden Respekt für das Leben des Kindes übergegangen“ (Ariès 1975, p. 55). Erst im 18. Jahrhundert verschwindet die Vorstellung von der notwendigen Vergeudung von Menschenleben. Wesentlich für diese veränderte Einstellung ist eine neue Auffassung vom Kind. Wie Shorter betont, ist die neue Einstellung gegenüber dem Kind bei den unteren sozialen Schichten auch im 18. Jahrhundert noch nicht weit verbreitet. Beim „gewöhnlichen Volk“ dauerte die Gleichgültigkeit gegenüber dem Kind „... mindestens bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts an und bei einigen Volksschichten und in manchen Gebieten noch beträchtlich länger“ (Shorter 1977, p. 198). Die veränderte Haltung gegenüber den Kindern ging zusammen mit den strukturellen Veränderungen, die das „ganze Haus“ in die „Familie“ verwandelten (vgl. Kapitel 2.1).

Angesichts der historischen Tatsachen, ist es wenig überzeugend, die Verantwortung der Eltern für ihr Kind als unmittelbar evident zu erachten. Wenn Jonas die elterliche Verantwortung als „zeitlose(s) Vorbild aller Verantwortung“ bezeichnet, dann widerlegt die historische Forschung die stipulierte Zeitlosigkeit. Jonas geht von bürgerlichen Verhältnissen aus, wenn er glaubt, das „Allervertrauteste“ sei „... das Neugeborene, dessen blosses Atmen unwidersprechlich ein Soll an die Umwelt richtet, nämlich: sich seiner anzunehmen“ (Jonas 1983, p. 235). Die Verantwortung, die das Neugeborene für sich reklamieren, sei jederzeit eindeutig. Doch die empirische Evidenz

⁵⁰ Was das Selbstwertgefühl als Teil der psychischen Gesundheit eines Menschen anbelangt, so zeigen Untersuchungen, dass androgyne Frauen dank der Aufnahme maskuliner Anteile in ihr Selbstbild ihr Selbstwertgefühl deutlich steigern können (Bierhoff-Alfermann 1989, p. 72ff.).

⁵¹ Die Norm der verantworteten Elternschaft setzt bereits bei der Geburtenplanung an. Kinder sollen nicht fahrlässig gezeugt werden. Sollte dem trotzdem der Fall sein, so zeugt die hohe Akzeptanz des Schwangerschaftsabbruchs erneut davon, dass die Norm *eigene* (leibliche) Kinder meint.

lässt daran zweifeln, dass die elterliche Verantwortung tatsächlich „der Archetyp aller Verantwortung“ (ebd., p. 242) ist.

Was ist die Grundlage der Verantwortung gegenüber den Kindern? Kant sieht die elterliche Pflicht den Kindern gegenüber aus der Unfreiwilligkeit entstehen, mit der das Kind in die Welt gesetzt wird. In der „Metaphysik der Sitten“ schreibt er: „Gleichwie aus der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, d.i. gegen die Menschheit in seiner eigenen Person ein Recht (*ius personale*) beider Geschlechter entsprang, sich, als Personen, wechselseitig einander, *auf dingliche Art*, durch Ehe zu erwerben: so folgt, aus der *Zeugung* in dieser Gemeinschaft, eine Pflicht der Erhaltung und Versorgung in Absicht auf ihr *Erzeugnis*, d.i. die Kinder, als Personen, haben hiemit zugleich ein ursprünglich-angeborenes (nicht angeerbtes) Recht auf ihre Versorgung durch die Eltern, bis sie vermögend sind, sich selbst zu erhalten; und zwar durchs Gesetz (*lege*) unmittelbar, d.i. ohne dass ein besonderer rechtlicher Akt dazu erforderlich ist. Denn da das Erzeugte eine *Person* ist, und es unmöglich ist, sich von der Erzeugung eines mit Freiheit begabten Wesens durch eine physische Operation einen Begriff zu machen: so ist es eine in *praktischer Hinsicht* ganz richtige und auch notwendige Idee, den Akt der *Zeugung* als einen solchen anzusehen, wodurch wir eine Person ohne ihre Einwilligung auf die Welt gesetzt, und eigenmächtig in sie herüber gebracht haben; für welche Tat auf den Eltern nun auch eine Verbindlichkeit haftet, sie, so viel in ihren Kräften ist, mit diesem ihrem Zustande zufrieden zu machen. – Sie können ihr Kind nicht gleichsam als ihr *Gemächsel* (denn ein solches kann kein mit Freiheit begabtes Wesen sein) und als ihr Eigentum zerstören oder es auch nur dem Zufall überlassen, weil an ihm nicht bloss ein Weltwesen, sondern auch ein Weltbürger in einen Zustand herüber zogen, der ihnen nun auch nach Rechtsbegriffen nicht gleichgültig sein kann“ (Kant 1983b, 393f.). Die Pflicht der Eltern wird auf eine *Schuld* zurückgeführt, die sie sich mit der Geburt des Kindes aufbürden. Sie ist die Bringschuld nach einem zugefügten Schaden, d.h. ein letztlich zivilrechtlich zu wertender Ausgleich, keine moralische Pflicht. Die elterliche Verantwortung ergibt sich – fast wie eine Strafe – aus der Tatsache, dass das Kind ungefragt zur Welt gebracht wird.

Die Argumentation Kants ist schwer nachvollziehbar. Weshalb soll aus der Geburt eines Kindes eine Schuld der Eltern erwachsen? Anders als *ohne* die Einwilligung der Kinder lassen sich diese nicht zeugen und nicht zur Welt bringen. Wo aber niemand ist, den man fragen kann, kann aus der Unterlassung einer Frage schwerlich eine Schuld entstehen. „Wenn das Leben nicht anders zu haben ist, sollte man Eltern auch nicht vorwerfen, dass sie es nur so zustande bringen“ (Thomä 1992, p. 120). Kant missachtet ganz offensichtlich die Bedingungen des Lebens.

Kant missachtet auch den persönlichen Gewinn, den Eltern – auch unter heutigen Bedingungen – aus ihrer Elternschaft ziehen können.⁵² Er erklärt die elterliche Für-

sorge zum selbstlosen Dienst an einem anderen Wesen.⁵³ „Beim Dienst für das Kind, in dem die Untat der Geburt abgegolten wird, nehmen die Eltern ... genau die Haltung ein, die ihnen in der Geschichte immer wieder nahegelegt worden ist. Ihr Leben für die Kinder sei – so heisst es dann – lauterste Selbstaufgabe, Opfer am wachsenden Leben, Dienst an der Menschheit“ (Thomä 1992, p. 126). Diese Selbstaufgabe und Selbstlosigkeit wird vor allem den *Müttern* abgefordert (vgl. Kapitel 14.2.1). *Sie* sind es, von denen erwartet wird, dass sie ihre Interessen den Interessen des Kindes unterordnen. Und *sie* sind es, die sich ganz vergessen und nur in ihren Kindern leben sollen. Ihre Existenz ist „Dasein für andere“. So kann man bei Rousseau lesen: „Was den Mann zur Einsicht seiner Pflichten führt, ist nicht sehr kompliziert; was die Frau zur Einsicht ihrer Pflichten führt, ist noch einfacher. Gehorsam und Treue, die sie ihrem Ehemann, Zärtlichkeit und Fürsorge, die sie ihren Kindern schuldet, sind so natürliche und einleuchtende Folgen ihres Standes, dass sie, ohne unglaublich zu werden, dem inneren Gefühl, das sie leitet, nicht ihre Zustimmung versagen noch die Pflicht verkennen kann, solange ihre Neigung nicht verdorben ist“ (Rousseau 1975, p. 415). Die Stilisierung der Frau zur natürlichen Mutter macht aus der Verantwortung für das Kind eine Selbstverständlichkeit. Jonas' „Archetyp aller Verantwortung“ hat hier seine Wurzeln. Die Mutter ist das Band zwischen dem Mann und den Kindern: „... sie allein flösst ihm Liebe zu ihnen ein und gibt ihm das Vertrauen, sie die Seinen zu nennen“ (ebd., p. 389). Die Würde der Frau „... besteht darin, unbekannt zu bleiben; ihr Ruhm liegt in der Achtung ihres Gatten; ihre Freuden bestehen im Glück ihrer Familie“ (ebd., p. 447). Dass wir diese Argumentation nicht mehr akzeptieren können, ist offensichtlich. Alles, was wir bisher an Überlegungen angestellt haben, spricht gegen sie.

Eine andere Begründung der elterlichen Verantwortung findet sich bei Fichte. Dieser sieht nicht in der (weiblichen) Natur, sondern im *Staat* den Ursprung der elterlichen Pflichten. Erziehung scheint ihm Pflicht nicht gegenüber dem Kind, sondern gegenüber dem Staat zu sein. Doch wiederum ist es die Mutter, die in direkter Beziehung zum Kind steht. Die Sorge um das Kind wird aus einem Gefühl, dem „Mitleid“ als der „Gestalt, unter welcher der Naturinstinkt der menschlichen Mutter für ihr Kind erscheint“ (Fichte 1960, p. 352), abgeleitet. Der Vater ist auch bei Fichte durch „gar kein physisches Band“ (ebd., p. 353) an das Kind gebunden. Seine Sorge um das Kind ist nur über dessen Zuneigung zur Mutter motiviert. Für Fichte gibt es daher kein „Zwangsrecht auf die Erziehung“; die Eltern haben keine „Zwangspflicht“ dazu

⁵³ Die „geisteswissenschaftliche Pädagogik“ hat diese Erwartung in die Definition des „pädagogischen Verhältnisses“ aufgenommen. Nohl bezeichnet als „Grundlage der Erziehung“ die „Bildungsgemeinschaft zwischen dem Erzieher und Zögling mit seinem Bildungswillen“ (Nohl 1961, p. 132). „Die Grundlage der Erziehung ist ... das leidenschaftliche Verhältnis eines reifen Menschen zu einem werdenden Menschen, und zwar *um seiner selbst willen*, dass er zu seinem Leben und seiner Form komme“ (ebd., p. 134 – Hervorhebung W.H.). Der Erzieher soll dem Zögling nichts Fremdes einbilden, „... sondern die Lebensform, zu der [die pädagogische Liebe, W.H.] führen will, muss die Lösung *seines* [des Zöglings, W.H.] Lebens sein“ (ebd., p. 136).

⁵² Auch wenn der Gewinn eher immateriell als materiell ist (vgl. Kapitel 2.2.2).

(ebd., p. 355). „Man kann ebensowenig sagen, das Kind habe ein Recht, diese physische Erhaltung von der Mutter zu fordern, als man sagen kann, der Ast habe ein Recht, auf dem Baume zu wachsen; und ebensowenig, die Mutter habe die Zwangspflicht, ihr Kind zu erhalten, als man sagen kann, der Baum habe die Zwangspflicht, den Ast zu tragen“ (ebd., p. 352f.). Die Pflicht zur Kindererziehung ist vermittelt über die Interessen des Staates an seiner Fortdauer. Wenn nämlich die Volksmenge durch die Sterblichkeit immer geringer würde, dann müsste der Staat schliesslich aufhören zu existieren. So ist die Sicherung von Fortpflanzung und Fürsorge aus Gründen der Staatsraison erforderlich. Erziehung wird zur „Zwangspflicht“, „nicht unmittelbar gegen das Kind, sondern gegen den Staat“ (ebd., p. 357).

Fichte trifft zweifellos einen wichtigen Motivationskomplex, der *soziologisch* verständlich machen kann, weshalb eine Gesellschaft Interesse an der Aufzucht von Kindern hat. Soziologisch gesehen, ist es nicht die Sexualität oder ein Instinkt, der die Verantwortung von Eltern für ihre Kinder verständlich macht. Weder Ehe noch Familie lassen sich von biologischen Gegebenheiten her begründen (vgl. Kapitel 3.3). Dagegen ist die Gesellschaft daran interessiert, den sozialen Status ihrer Mitglieder festzulegen. Dies muss sie tun, um ihre Kontinuität nicht zu gefährden. Malinowski spricht in diesem Sinne von einer sozialen Gesetzmässigkeit, dem *Prinzip der Legitimität*, demzufolge „... kein Kind zur Welt kommen sollte, ohne dass ein Mann – und zwar ein einziger Mann – die Rolle des soziologischen Vaters übernehme ...“ (Malinowski, zit. nach Goode 1973, p. 47). Die Legitimitätsregel ist verantwortlich dafür, dass einem Kind eine Position in der Sozialstruktur zugewiesen wird. Ist die soziale Platzierung des Kindes eindeutig, so ist sehr wahrscheinlich, dass sich auch jemand um seine Aufzucht kümmern wird. Die elterliche Verantwortung erscheint so als eine *soziale Tatsache*, die sich aus dem Interesse einer Gesellschaft an ihrer Bestandserhaltung ergibt.

Doch scheint es unwahrscheinlich, dass sich Eltern aus einer derart abstrakten, auf einer bloss sozialen Pflicht beruhenden Motivation heraus ihren Kindern zuwenden. Zwar mag die soziale Verpflichtung etwas mehr Plausibilität haben als Basis für die verantwortete Elternschaft als das Kantische Konstrukt der Schuld oder Rousseaus schlichter Naturalismus. Letztlich ist aber keine der resümierten Argumentationen zur Erklärung der elterlichen Verantwortung ausreichend oder überzeugend. Alle laufen des weiteren auf eine Begründung lediglich der *mütterlichen*, aber nicht der *elterlichen* Verantwortung hinaus. Insofern werden sie der Situation, in der wir uns heute befinden, nicht gerecht.

Wir müssen anerkennen, dass es keine mit der blossen Tatsache des Gebärens verbundene Basis für die Übernahme der elterlichen Verantwortung gibt. Wir neigen dazu, die elterliche Verantwortung aus einem Geflecht verschiedener Bedingungen heraus zu erklären. In diesem Geflecht spielen die Kinder selbst eine wichtige Rolle. Nicht als materieller, sondern als emotionaler Grund. Kinder sind faszinierend. Ihre Unberechenbarkeit und „Natürlichkeit“ macht sie interessant. In einer Gesellschaft,

in der man sich für schier alles versichern kann, gehört das Kinderkriegen „... zu den letzten noch eingehbaren subjektiven Risiken“ (Sichtermann 1984, p. 139). Kinder bilden ein anarchisches Prinzip in einer durchrationalisierten Gesellschaft und bringen ein Moment von Aufregung in den gesellschaftlichen Alltag. Damit ist zweifellos keine stabile Basis für die elterliche Verantwortung gewonnen. Zum Faszinosum, das Kinder darstellen, muss ein Moment der Verpflichtung dazukommen. Dieses dürfte, wenn auch auf andere Art als es sich Fichte gedacht hat, gesellschaftlich bedingt sein.

Es wird im allgemeinen zuwenig beachtet, dass die Gesellschaft bzw. der Staat durch die Einrichtung von Schulen der Erziehung von Kindern eine unaufdringliche Verbindlichkeit gegeben hat. Eltern haben in der Schule ein öffentliches Vorbild, das ihnen die Bedeutsamkeit erzieherischen Handelns klarlegt. Das neue Verhältnis zur Kindheit, wie es im 17. und 18. Jahrhundert entstanden ist, hat seine Wurzeln nicht nur im Wandel der Familie, sondern ganz wesentlich auch in der Institutionalisierung der Schule. Wie Ariès schreibt, haben die Familie und die Schule „... das Kind mit *vereinten* Kräften aus der Gesellschaft der Erwachsenen herausgerissen“ (Ariès 1975, p. 562 – Hervorhebung W.H.).

Seither gibt die Schule ein nicht übersehbares Beispiel, wie mit Kindern umzugehen ist. Wir sehen hier ein weit bedeutsameres Motiv für die Bereitschaft von Eltern, ihre pädagogische Verantwortung effektiv wahrzunehmen als in der Tatsache der (biologischen) Generativität. Wenn diese Überlegung richtig ist, dann sind wir auf ein starkes Argument zugunsten der Beteiligung der öffentlichen Hand an der Kinderfremdbetreuung gestossen. Ist die Schule längst schon eine „Stütze des modernen Familienlebens“ (de Singly 1995, p. 24), warum soll diese Stütze, wenn es darum geht, die Erziehungsleistungen der Gesellschaft zu erhalten, nicht ergänzt werden durch den vorschulischen Bereich?

Die geringe Präzision, mit der Kaufmann die Norm der verantworteten Elternschaft erläutert hat, bringt die Gefahr mit sich, dass sie in ihrer mittlerweile hohen Akzeptanz als Selbstverständlichkeit missdeutet wird und ihr gar eine biologische Basis unterschoben wird. Wir gehen demgegenüber davon aus, dass die Verbindlichkeit der Norm noch nichts über die Gründe ihrer Befolgung aussagt. Die Gründe scheinen uns zu einem grossen Teil – abgesehen von den Gründen, die die Kinder selbst darstellen – gesellschaftlich bedingt zu sein und in der Vorbildwirkung öffentlicher pädagogischer Institutionen zu liegen. Die leiblichen Wurzeln der Eltern-Kind-Beziehung implizieren folglich nichts hinsichtlich der Stabilität und Qualität der Beziehung. Jedes Kind, das von seinen leiblichen Eltern misshandelt wird, belegt diese Aussage. „Die Blutsverwandtschaft ist keine unabdingbare Voraussetzung für einen erfolgreichen Erziehungsprozess“ (Schaffer 1992, p. 224).⁵⁴

⁵⁴ Es kann sich hier sogar eher umgekehrt verhalten, insofern nämlich ein nicht-leibliches, insbesondere ein professionelles pädagogisches Verhältnis mehr Qualitätsgarantien bietet als ein leibliches.

Zusammengefasst gibt es keinen ersichtlichen Grund für die Annahme, eine leibliche Beziehung zu einem Kind garantiere *per se* eine besondere Qualität des pädagogischen Verhältnisses. Der Eindruck, die Norm der verantworteten Elternschaft würde den Mythos der Leiblichkeit bestätigen, täuscht. Eltern nehmen ihre pädagogische Verantwortung nicht wahr, weil sie durch Blutsbande mit ihren Kindern verbunden sind, sondern weil ihnen die Gesellschaft zeigt, welche Bedeutung Kinder haben und wie mit ihnen umzugehen ist. Damit trägt die Öffentlichkeit mit Verantwortung für die Qualität der Erziehung in einer Gesellschaft. Durch seine pädagogischen Institutionen handelt der Staat gewissermassen volkserzieherisch, indem er der Norm der verantworteten Elternschaft nicht mittels Sanktionen, sondern durch sein Vorbild Nachdruck verschafft. Die Einrichtung von Institutionen der Kinderfremdbetreuung kann so auch als ein Beitrag des Staates zur Qualitätssicherung der pädagogischen Kultur in einer Gesellschaft gesehen werden.

14.2.4 Der Staat als Ideologe der Mütterlichkeit

Wenn wir die Verantwortung des Staates als Förderer der familialen Entwicklung und als Garant der pädagogischen Kultur ansprechen, dann darf nicht übersehen werden, dass die aktuelle staatliche Sozialpolitik ein für die Sache der Gleichstellung der Geschlechter zweischneidiges Schwert ist. Um unsere Überlegungen zu den Massnahmen, die der Geschlechtergleichstellung förderlich sind, abzurunden, wollen wir zum Schluss einen kritischen Blick auf die staatliche Sozialpolitik werfen. Dazu greifen wir nochmals auf die Diskrepanz zurück, die sich zwischen der partnerschaftlichen (romantischen) und der elterlichen Liebe ergeben hat.

Die romantische Liebe führt zu einem Verständnis persönlicher Beziehungen, aus dem sachliche und materielle Motive ausgespart sind. Die Folge ist, dass die Ehe bzw. Partnerschaft an „sozial nicht mehr kontrollierbare Zufälle“ freigegeben wird (Luhmann 1982, p. 184). Wie Durkheim bemerkte, können sich die Partner nicht Objekt genug sein, um den jeweiligen Augenblick der Beziehung zu transzendieren. Wo die romantische Liebe Partnerschaft begründet, da fehlt ein die Beziehung „tragendes“ Element. Auch in der Genealogie der Abstammung findet sich dieses Element nicht mehr, seit die Gesellschaft die individuelle *Leistung* zum einzig legitimen Mittel gesellschaftlichen Erfolgs und Aufstiegs erklärt hat. Weder in der zeitlichen Ferne noch in der räumlichen Nähe findet sich ein Garant, der das partnerschaftliche Verhältnis grundieren könnte. Was bleibt, um die Vergänglichkeit der Liebe zu kompensieren, scheinen nur mehr Kinder zu sein. Die Kinder gewinnen den Charakter eines quasi-beständigen Gutes, das den Augenblickscharakter der Gefühle überdauert. Das generative Verhalten wird so zu einem Erzeugungsakt, der weit über das Biologische hinausgeht.⁵⁵ Wie Gilgenmann schreibt, sind Kinder „... gewissermassen das Werk, das der Normalbürger seiner Nachwelt hinterlässt und in dem er ein Stück weit seine

eigene Lebensspanne transzendiert“ (Gilgenmann 1994, p. 75). Die generative Hinterlassenschaft kann so zum Ersatz für die materielle Erbfolge werden.

In dieser Konstellation, die mit dem Individualismus der modernen Gesellschaft verbunden ist, dürfte ein weiteres Motiv für die Wahrnehmung der elterlichen Verantwortung liegen. Doch ist es ein Motiv, das seine Schattenseite hat. Gewinnen Kinder den Charakter von „Werken“, dann kommt ihnen unter Umständen zuviel Bedeutung zu als für ihre Entwicklung gut wäre. Es mag hier einer der Gründe liegen, weshalb der Missbrauch von Kindern für egoistische Zwecke heute eine besondere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit findet. Der Staat interessiert sich nicht mehr so sehr für die Erhaltung der Partnerschaft als für das Wohlergehen der Kinder (vgl. Kapitel 13.5.2). Das mag solange begrüssenswert sein, wie das öffentliche Interesse nicht parteiisch ist. Es führt aber dann zu einer Konservierung traditioneller Geschlechterrollenmuster, wenn der Staat nur in den Müttern eine gesunde kindliche Entwicklung garantiert sieht. Diese Situation ist mit der heutigen Sozial- und Familienpolitik aber gegeben.

Hat der Staat noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die *Familie* unterstützt, indem er sich weigerte, die Frauen als den Männern gleichgestellte Familienmitglieder anzuerkennen (vgl. Kapitel 2.1), ist dies mit dem neuen Ehegesetz, das seit 1988 in Kraft ist, anders geworden. Der Staat mischt sich nicht mehr in die Partnerschaft ein, insofern er diese den Zufällen der Liebe überlässt, aber er betätigt sich als Stütze der Elternschaft. Ist die partnerschaftliche Liebe „absolut und zur Vergänglichkeit verurteilt“ (Segalen 1990, p. 182), so vermag sie die Stabilität der Familie nicht zu garantieren. Als Ausweg bleibt der Schutz der elterlichen Liebe, die der Staat jedoch faktisch als *mütterliche* Liebe wahrnimmt.

Mit der Spaltung des sozialen Atoms Familie im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung, d.h. mit der Ausdifferenzierung der Subsysteme Partnerschaft und Elternschaft, und mit der zunehmenden Instabilität des Partnerschaftssystems bleibt als (zeitlich) beharrende familiäre Zone praktisch nur mehr das Eltern-Kind-System. Wie Beck feststellt, wird das Kind in der individualisierten Gesellschaft „... zur letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung“ (Beck 1986, p. 193 – Hervorhebungen weggelassen).⁵⁶ Der Satz trifft im wesentlichen auf die *Mutter-Kind-Beziehung* zu, wie etwa die Zuweisungspraxis der Scheidungsgerichte zeigt. Vom Kind aus gesehen, scheinen nur mehr die *Mütter* stabile Primärbeziehungen zu garantieren. Wo die gesellschaftliche Dynamik den Eindruck anomischer Zustände erweckt, da scheint als letztes nomisches Moment das Verhältnis zur Mutter zu bleiben. Die starke normative Verbindlichkeit der Elternschaft erweist sich als Norm der „verantworteten Mutterschaft“, was den Mythos der Mütterlichkeit nicht etwa schwächt, sondern noch zusätzlich stärkt.

⁵⁵ Vgl. die Bemerkungen zum Begriff der Generativität in Anmerkung 57 von Kapitel 3.

⁵⁶ Ähnlich schreibt Schütze: „... Kinder sind der einzige Garant für eine lebenslange Beziehung“ (Schütze 1994, p. 91). Was aber, wenn (auch) die *Kinder* die Beziehung aufkünden?

Dies umso mehr, als die Mutterbeziehung⁵⁷ auf ein biologisches Band verweist. Der Mechanismus der Umwandlung von Kultur in Natur, den wir als Grundoperation der Mythenbildung bezeichnet haben (vgl. Kapitel 3), ist gerade im Falle der Mutterschaft leicht in Gang zu setzen. Die Stabilitäts- und Wesenserwartungen, die bisher an die Adresse der *Familie* gerichtet wurden, dürften in dem Masse wie die bürgerliche Familie als Einheit zerfällt an die *Mütter* gehen. War bis vor kurzem die Familie der „Haven in a Heartless World“ (Lasch), so wird es bald die Mutter sein. Wie auch Hettlage bemerkt, könnten die Blutsbande angesichts zunehmend unübersichtlicher werdender familialer Konstellationen eine unerwartet neue Bedeutung erlangen (Hettlage 1992, p. 196f.). Nicht weil es „im Blut liegt“, mit seinesgleichen eng verbunden zu sein, sondern weil die Verwandtschaft ein leicht handhabbares soziales Orientierungsschema ist.

Paradoxerweise hat die Emanzipationsbewegung der Frauen auf diese Weise einen gegenteiligen Effekt: nicht eine Gleichstellung von Väterlichkeit und Mütterlichkeit, sondern eine Konservierung der traditionellen (bürgerlichen) Attribute der Frauen. Mütterlichkeit wird mit Häuslichkeit, Geborgenheit, Stabilität und Zuwendung assoziiert. Sie wird angesiedelt in einer gesellschaftsfreien Idylle, wo Kinder sind, wo Gefühle sind, wo die Natur dominiert, wo das Vertrauen herrscht etc. Der Schutz vor den Sturmböen des gesellschaftlichen Wandels liegt im Schosse der Mütter.⁵⁸

Insofern der Staat die Gleichheit der Geschlechter in der Ehe anerkennt, zugleich aber das Generationenverhältnis in pädagogischer Hinsicht als Mutterschaftsverhältnis deutet, trägt er mit zur Stabilisierung der Ideologie der Mütterlichkeit bei. Ob gewollt oder nicht, der Staat betreibt eine liberale *und* konservative Gleichstellungspolitik zugleich. Je mehr soziale Randständigkeit durch staatliche Eingriffe in die Familie abgedämpft wird, d.h. je mehr der Staat den ausfallenden Vater ersetzt, ohne dass er an der Struktur des Geschlechterverhältnisses etwas ändert, desto funktionsloser werden die Väter in ihrer erzieherischen Bedeutung für die Gesellschaft. Wo der Staat als Kompensator einer faktischen oder funktionalen Vaterlosigkeit auftritt, da werden Familienstrukturen gefestigt, die auf Vaterlosigkeit angelegt sind.

Die Väter mögen zwar als Erzeuger (noch) unabhkömmlich sein⁵⁹, als Ernährer aber sind sie kompensierbar. Fallen sie in ihrer traditionellen Funktion als Garanten der ökonomischen Subsistenz der Familie aus und werden sie in genau dieser Funktion

⁵⁷ Sofern die leibliche Mutter gemeint ist. Dies dürfte aber der Fall sein, da bereits der Mythos der Familie mit der Unterstellung der Leiblichkeit operiert (vgl. Kapitel 3.2).

⁵⁸ Diesbezüglich ist eine Reihe von experimentellen Untersuchungen interessant, bei denen eine subliminale Aktivierungsmethode verwendet und den Probandinnen und Probanden der Stimulus „Mommy and I are one“ vorgelegt wurde (Silverman & Weinberger 1985). Durch den Stimulus wurden Phantasien der Verschmelzung mit der „guten Mutter der frühen Kindheit“ ausgelöst, und zwar vermehrt bei Männern als bei Frauen. Die Autoren interpretieren das Ergebnis als Hinweis auf starke Wünsche nach Auflösung von Ich-Grenzen und Sehnsüchten nach erlebter Ganzheit bei heutigen Erwachsenen.

⁵⁹ Die Reproduktionstechnologien machen sie aber auch diesbezüglich ersetzbar.

durch die staatliche Sozialpolitik kompensiert, so spielen sie auf der Bühne der Familie schliesslich keine Rolle mehr. Der Staat ersetzt das funktionale Vaterdefizit durch Sozialhilfe, Alimentenbevorschussung, Sozialwohnungen etc. Wenn der Vater nicht gelernt hat oder nicht bereit ist, andere (pädagogische) familiäre Funktionen wahrzunehmen, dann wird er für die Mutter und die Kinder obsolet. François de Singly nennt den Staat einen „ökonomische(n) Ersatz des Ehemannes“ (de Singly 1995, p. 45). Für van Stolk und Wouters ist der Wohlfahrtsstaat gar ein „Konkurrent der Männer“ (van Stolk & Wouters 1984, p. 252). Die staatliche Sozialpolitik schwächt (ungewollt) die Väter, stärkt die Mütter und trägt damit indirekt zur Ideologie der Mütterlichkeit bei.

Der Staat unterstützt die Ernährerfamilie ohne Ernährer. Dieser Effekt stellt sich als Folge einer fehlenden Rücksichtnahme auf den innerfamilialen Wandel ein. Bei nach wie vor dominant bürgerlichen Familienverhältnissen und strukturellen Behinderungen partnerschaftlicher Lebensgestaltungen wird die staatliche Sozialpolitik zu einem Instrument, das die traditionellen Geschlechterrollen konserviert. Der Konservatismus entsteht dadurch, dass sich die Familie strukturell wandelt, ohne dass eine neue Kultur des Geschlechterverhältnisses befördert wird. Solange der Staat nichts oder zuwenig unternimmt, um partnerschaftliche Familienformen zu stützen und den Wandel der Geschlechterrollen zu fördern, gewinnt seine Sozialpolitik einen sowohl frauen- wie männerfeindlichen Charakter. Die Frauen werden auf Mütterlichkeit fixiert und die Männer um die Chancen der „neuen Väterlichkeit“ betrogen.

Der Staat übernimmt Vaterfunktionen, wo er Elternfunktionen wahrnehmen müsste. Die Kaltstellung der Väter durch die Stützung von vaterlosen Familien ist das Gegenteil dessen, was unter einer emanzipatorischen und pädagogischen Perspektive wünschenswert wäre. Zwar setzt sich der Staat für die Verringerung der Abhängigkeit der Frauen von den Männern ein, aber nicht dadurch, dass er den Frauen mittels Einrichtungen der Kinderfremdbetreuung ermöglicht, einer Lohnarbeit nachzugehen, sondern dadurch, dass er das ökonomische Defizit kompensiert, das durch den Ausfall der Lohnarbeit des Mannes entstanden ist. Die Abhängigkeit vom Mann wird ersetzt durch die Abhängigkeit vom Staat. Der Staat gebärdet sich als Übervater und fördert ein Familienmodell, das zwar nicht mehr das bürgerliche ist, aber auch nicht das partnerschaftliche. Unter der Voraussetzung einer zunehmenden Scheidungsrate unterstützt er Tendenzen, die in Richtung eines Anstiegs von Mutterfamilien (Mutter-Kind-Familien) gehen.

Wir behaupten nicht, dass dies eine beabsichtigte Politik ist. Es scheint sich hier um eine ungewollte Nebenwirkung eines ansonsten wohlbegründeten staatlichen Auftrages zu handeln. Die vergleichsweise grosse Abhängigkeit der heutigen Familie vom Staat (de Singly 1995) hat den Effekt einer stärkeren Determinierung ihrer Strukturen durch sozialpolitische Massnahmen. Die Sozialpolitik wird zum Hindernis der familialen Entwicklung, wenn sie weiterhin einer Logik folgt, die unter der Voraussetzung der Vorherrschaft der bürgerlichen Familie berechtigt sein mochte, heute aber nicht

mehr legitim ist. Statt die traditionelle Vaterfunktion zu stärken, indem er diese substituiert, sollte der Sozialstaat dafür sorgen, dass die alleinerziehenden Mütter die Ernährerfunktion ohne Doppelbelastung und Stress *selber* kompensieren können – wie dies die alleinerziehenden Väter aufgrund ihrer im allgemeinen besseren ökonomischen Situation längst schon tun können.⁶⁰

Eine solche Umorientierung der Sozialpolitik verlangt auch vom Staat ein Umdenken im Bereich der pädagogischen Ideale. Der Staat müsste davon abkommen, das „Wohl der Kinder“ allein bei den Müttern garantiert zu sehen. Dann könnte er seine Zurückhaltung im Bereich der traditionellen Mutterfunktionen aufgeben und die Einrichtung von Krippen, Horten, Tagesschulen etc. aktiv unterstützen. Wenn er sich auf die Seite der gesellschaftlichen Entwicklung stellen will, dann muss der Staat mit seiner Sozial- und Familienpolitik die Vater- und die Mutterfunktion substituieren und eine Sozialpolitik für *Eltern* betreiben, bei der der Begriff der Elternschaft eine geschlechtsneutrale Bedeutung hat. Nur so würde er einen wirksamen Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter in unserer Gesellschaft leisten.⁶¹

14.3 Anforderungen an die Erziehungswissenschaft

Wir haben im vorausgehenden Kapitel 14.2 ausführlich Massnahmen diskutiert, die im Bereich der Mentalitäten und Einstellungen liegen und die wir nebst den strukturellen Massnahmen für wesentlich erachten, damit der familiäre Wandel in Richtung Gleichstellung der Geschlechter vorankommt. Träger dieses mentalen Wandels, jedenfalls was seine Legitimität anbelangt, sind in einer modernen Gesellschaft vor allem die Wissenschaften. Einige hoffnungsvolle Entwicklungen im Bereich der *Psychologie* haben wir bereits diskutiert (vgl. Kapitel 14.2.1 und 14.2.2). Im folgenden gehen wir, unsere Argumentation abschliessend, auf Anstrengungen ein, die von der *Pädagogik* (Erziehungswissenschaft) zu leisten sind. Der wissenschaftlichen Pädagogik kommt, insofern es um Fragen der Legitimität des familiären Wandels im Hinblick auf die Erziehung geht, im Prozess der Geschlechtergleichstellung eine Schlüsselstellung zu. Wir diskutieren die Teildisziplinen der Familienpädagogik, der Frühpädagogik und der Schulpädagogik.

⁶⁰ Auch wenn die fünf alleinerziehenden Männer in unserer zweiten Untersuchungsgruppe keine repräsentativen Aussagen zulassen, ist doch eindeutig, dass sie finanziell deutlich besser gestellt sind als die alleinerziehenden Frauen (Herzog et al. 1994a, Bd. 2, Anhang C, p. 70). Auch der Erwerbsumfang liegt bei den alleinerziehenden Männern (28 Wochenstunden) unserer zweiten Stichprobe durchschnittlich höher als bei den alleinerziehenden Frauen (23 Wochenstunden) (vgl. Kapitel 11.1.3). Diese Ergebnisse werden von anderen Untersuchungen weitgehend bestätigt (Nave-Herz 1994a, p. 104f.; Peuckert 1991, p. 101ff.).

⁶¹ Ohne Massnahmen zur Refamilialisierung der Väter könnte deren Verdrängung aus der Familie durch die staatliche Sozialpolitik auch unerwünschte Folgen haben (z.B. Gewalt gegen Frauen und Kinder).

14.3.1 Familienpädagogik

Das pädagogische Interesse an der Familie ist gering. Nur ein schmales Segment der erziehungswissenschaftlichen Forschung befasst sich mit der familialen Erziehung. Das meiste, was wir über die Familie und ihre Sozialisationsleistungen wissen, stammt aus den pädagogischen Nachbardisziplinen Psychologie und Soziologie. Aufgrund einer historisch bedingten starken Orientierung an den Bedürfnissen der Lehrerinnen und Lehrer ist die Pädagogik auch heute noch vorwiegend „Schulpädagogik“, d.h. Theorie der Schule, des Unterrichts, des Lehrens und Lernens und der Bildung. Die Familie gewinnt allenfalls im Ausnahmefall pädagogisches Interesse, dann nämlich, wenn sie den Erwartungen nicht entspricht und pädagogische Notlösungen erforderlich sind.⁶² Damit kolportiert die Pädagogik die Ideologie der „intakten“ (bürgerlichen) Familie, die *per se* als erzieherisch funktionstüchtig beurteilt wird. Übernommen wird das Bild von der Familie als einer privaten Institution, in die sich kein öffentliches Interesse einzumischen hat, auch nicht ein pädagogisches. Dabei wird missachtet, dass die Privatheit der Familie eine gesellschaftliche Tatsache und kein Naturphänomen ist (vgl. Kapitel 2). Das erziehungswissenschaftliche Desinteresse an der Familie ist letzten Endes bedingt durch das gesellschaftstheoretische Defizit der pädagogischen Theorie⁶³, welches die Disziplin davon abhält, erzieherische Kontexte zu reflektieren, die *nicht-öffentlichen* Charakter haben.

Die Annahme, die Familie sei als solche erzieherisch effektiv, ist jedoch naiv. Sie verkennt die Tatsache, dass Ideale selten mit der Realität übereinstimmen. Die Sozialisationsforschung hat dies hinsichtlich der Familie inzwischen zur Genüge nachgewiesen. Die von der Gesellschaft isolierte bürgerliche Familie erweist sich als Traum (Sennett 1983, p. 207), das Ideal der familialen Stabilität als eskapistische Ideologie einer Gesellschaft, zu deren Grundmerkmal in zunehmendem Mass die permanente Veränderung gehört (Kapitel 1.4). Die Familie bildet nicht (mehr) jenen „Stabilitätsrest“ moderner Gesellschaften, den ihr noch Schelsky zuschreiben konnte (Schelsky 1970, p. 9f.). Sie ist von der Dynamik des gesellschaftlichen Wandels miterfasst worden und bildet insofern Teil der reflexiv gewordenen Moderne. Spätestens unter diesen Umständen ist es angezeigt, dass sich die Pädagogik – nachdem sie ihre Phantasie jahrzehntelang auf die Organisation der Schule und der schulischen Lehr- und Lernprozesse verwendet hat – etwas mehr um die Rekonstruktion der *Familie* und ihrer Erziehungsleistungen kümmert (Hoffmann 1988, p. 37).

Das Desiderat einer familienpädagogischen Forschung lässt sich vielleicht unter den aktuellen Bedingungen eines gesellschaftlich bedingten Wandels der Familie leichter beheben als noch vor 30 oder 40 Jahren. Wenn nicht mehr länger die Familie in ihrer

⁶² Auf diese Weise ist auch die Sozialpädagogik entstanden, zu deren Themenfeld die Familie üblicherweise zählt.

⁶³ Das gilt insbesondere für die „geisteswissenschaftliche Pädagogik“, wie sie in Deutschland und auch in der Schweiz lange Zeit dominiert hat und auch heute noch vertreten wird.

Ganzheit als Erziehungseinheit betrachtet werden muss, was zu diffusen und tendenziell ideologisch gefärbten Aussagen führt, dann wird allererst sichtbar, dass innerhalb der Familie ein Erziehungssystem ausdifferenziert ist, das nicht mit dem Partnerschaftssystem identisch ist und folglich eine spezifisch pädagogische Analyse nicht nur erlaubt, sondern auch erfordert. Durch die Ausgrenzung der pädagogischen Systeme Elternschaft, Mutterschaft und Vaterschaft wächst der Familienpädagogik überhaupt erst ein analytisch klar umgrenzter Gegenstand zu. Das (pädagogische) Elternschaftssystem lässt sich vom (nicht-pädagogischen) Partnerschaftssystem abgrenzen.

Die Differenz der beiden Systeme wird daran ersichtlich, dass die Norm der „lebenslänglichen“ Ehe oder Partnerschaftsbeziehung geschwächt, diejenige der „verantworteten Elternschaft“ dagegen gestärkt ist. Partnerschaft ist unsicher geworden, Elternschaft nicht. Elternschaft impliziert zeitliche Kontinuität (zumindest so lange, bis die Kinder erwachsen sind). Dementsprechend differenziert sich die Liebe in eine „romantische“ Partnerliebe und eine pädagogische Kinderliebe. Die Elternliebe wird normativ gefordert, während die Partnerliebe normativ nicht erzwungen werden kann. Des weiteren soll die Liebe der Erwachsenen gegenseitig sein. Vom Liebesverhältnis zu den Kindern wird aber nicht im gleichen Mass Gegenseitigkeit erwartet. „Das Primat der Erziehung verhindert die volle Reziprozität des Liebens“ (Gilgenmann 1994, p. 69). Eine weitere Differenzierung liegt in der Form der beiden Beziehungsmuster. Das Partnerschaftssystem beruht auf einer egalitären und symmetrischen Kommunikation. Das Elternschaftssystem ist prinzipiell nicht-egalitär und asymmetrisch.⁶⁴ Weiterhin differieren die beiden Systeme hinsichtlich der Ausschliesslichkeit der Liebe. Die Liebe hat im Rahmen der Partnerschaft in der Regel einen Monopolanspruch: sie gilt nur einer, nämlich dieser Person. Im Falle der Elternschaft ist die Liebe durchaus „teilbar“ und soll allen Kindern in einer Familie gleichermaßen zukommen. Jedes Kind hat Anspruch auf die Liebe seiner Eltern.⁶⁵ Schliesslich sind der Liebe zum Kind Grenzen gesetzt. Sie darf sich nicht in sexueller Form äussern, während dies für die Partnerliebe geradezu vorausgesetzt wird.

Die Differenzierung der Systeme Partnerschaft und Elternschaft ist insbesondere im Hinblick auf den Abbau des Autoritarismus in der Familie von grosser Bedeutung. Wie wir gesehen haben (vgl. Kapitel 13.5.3), kann die Modernisierung der Familie

⁶⁴ Wobei ausdrücklich betont sei, dass die Erziehung nur dann in Gang kommen kann, wenn (auch) ihr eine Basis der (egalitären, symmetrischen und reziproken) Beziehung unterliegt (Herzog 1991b). Im übrigen ist es das Ziel der Erziehung, immer mehr Asymmetrie und Inegalität in Symmetrie und Egalität überzuführen.

⁶⁵ Darin unterscheidet sich ein modernes Eltern-Kind-System von einem prämodernem. Die Gleichbehandlung der (eigenen) Kinder ist weder eine historische Selbstverständlichkeit noch eine universelle Norm. Nicht nur Erstgeborene, sondern v.a. männliche Erstgeborene wurden und werden oft privilegiert. Wie Ariès schreibt, findet sich das Privileg „... des durch die Erstgeburt oder die Vorliebe der Eltern begünstigten Kindes ... vom Ende des Mittelalters bis zum 17. Jahrhundert an der Basis des Familienverbandes. Erst das 18. Jahrhundert macht dem ein Ende“ (Ariès 1975, p. 512).

insgesamt im Lichte der Emanzipation der Familie von männlichen Herrschaftsansprüchen gedeutet werden. Dabei führt die Egalisierung des Geschlechterverhältnisses zuweilen zur Frage, inwiefern nicht gleiches auch im Generationenverhältnis zu geschehen hat. Wie uns Kob nahelegt, ist die Erziehung „... eine Form sehr differenzierter Machtbeanspruchung und Machthandhabung“ (Kob 1976, p. 43 – im Original hervorgehoben). Der Anspruch auf Erziehung sei grundsätzlich ein Machtanspruch. „Ist der Gedanke von Erziehung erst einmal aufgetaucht, dann ist notwendig Zwang im Spiel“ (ebd., p. 41 – im Original hervorgehoben). Sollte Kob recht haben, dann würde sich das pädagogische Verhältnis als eines der letzten, wenn nicht *das* letzte prämodern modellierte Verhältnis erweisen, das Menschen legitimerweise zueinander eingehen. Nachdem im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung von den drei Herrschaftsverhältnissen des „ganzen Hauses“ sowohl die Herrschaft über das Gesinde als auch die Herrschaft über die Frau illegitimiert und grösstenteils aufgehoben worden sind, scheint noch die Herrschaft über die Kinder an prämoderne Zustände zu erinnern.

Es ist nicht zu verkennen, dass die Emanzipation der Frau die Pädagogik vor ein Problem stellt. Wie weit kann der Prozess der Egalisierung sozialer Beziehungen gehen? Fordert die Gleichstellung der Geschlechter die Gleichstellung der Generationen? Wie kann in der reflexiv gewordenen Moderne das Generationenverhältnis noch als pädagogisches Verhältnis gestaltet werden, wenn damit im Sinne der pädagogischen Tradition ein konstitutiv *asymmetrisches* und *einseitiges* Verhältnis gemeint ist? Oder, kürzer formuliert: Wie lassen sich Kinder vom Anspruch auf Egalität ausnehmen?⁶⁶ Die Frage stellt sich zu einem Zeitpunkt, wo erstmals auf der strukturellen Ebene sichtbar wird, dass die Familie kein einheitliches System bildet, sondern aus einer Assoziation zweier funktional unterschiedlicher Systeme besteht. Wo aber liegen die konstituierenden Unterschiede der beiden Systeme?

Das pädagogische Handeln in der Familie muss so gestaltet sein, dass es nicht durch Handeln, das ins Partnersystem gehört, fortgesetzt werden kann. Das Beispiel der Sexualität ist hier einschlägig. Die pädagogische Liebe erfordert eine Kommunikationsform, die nicht in sexuelle Kommunikation mutieren kann. Desgleichen darf die pädagogische (allerdings auch die partnerschaftliche) Interaktion nicht in Gewalttätigkeit umschlagen. Insofern müssen die Systeme Partnerschaft und Elternschaft durch klare Systemgrenzen voneinander abgegrenzt werden. Die Codierung von Intimkommunikation und die Codierung von pädagogischer Interaktion müssen sich unterscheiden.⁶⁷ Dies ist im übrigen ein weiteres Argument, das gegen den Familienbegriff

⁶⁶ Einige Überlegungen zu diesem Problem finden sich in Herzog 1991b.

⁶⁷ An diesem Punkt leidet die Argumentation von Luhmann (1982) an dem Defizit, die familialen Subsysteme von Partnerschaft und Elternschaft nicht zu unterscheiden. Es wäre unzutreffend, die Merkmale der (partnerschaftlichen) „Intimkommunikation“ (Luhmann) auf den Bereich der Elternschaft auszuweiten. Das pädagogische Verhältnis hat seine Besonderheiten, die – auch und gerade im Kontext der Familie – nicht in der „Intimkommunikation“ liegen.

spricht, wie er von Schneewind vorgeschlagen wird (vgl. Kapitel 3.3). Familien dürfen gerade unter dem Aspekt der funktionalen Differenzierung von Partnerschaft und Elternschaft nicht per se als „intime Beziehungssysteme“ (Schneewind) definiert werden, da die Kommunikation innerhalb der beiden Systeme nicht dasselbe Ausmass an Intimität aufweisen kann.

14.3.2 Frühpädagogik

Die Frühpädagogik (Pädagogik im Frühbereich, Vorschulpädagogik, Kindergartenpädagogik etc.) fristet im Schosse der Erziehungswissenschaft ein ähnlich marginales Dasein wie die Familienpädagogik. Auch hier wirkt eine Tradition pädagogischen Denkens, die die Pädagogik als „Berufswissenschaft“ für Lehrerinnen und Lehrer versteht und sowohl die familiäre als auch die institutionelle Erziehung im Frühbereich als eine gewissermassen naturwüchsige Erziehungsform betrachtet. Das zeigt sich etwa daran, dass die familienexterne Kinderbetreuung in der pädagogischen Literatur vorwiegend als *Ersatz* für familiäre Leistungen betrachtet wird. Massstab einer guten Früherziehung ist unausgewiesen die Erziehung in der (bürgerlichen) Familie. Von dort her wird die Qualität von Krippen, Horten, Kindergärten und anderen Vorschuleinrichtungen beurteilt.

Dieses Subsidiaritätsdenken ist obsolet, wie wir ausführlich dargelegt haben (vgl. Kapitel 14.2.2). Dementsprechend gilt es, den Institutionen der Früherziehung, Vorschulerziehung und Kindergartenziehung zu einem eigenständigen pädagogischen Profil zu verhelfen, das sich nicht länger an einer mythisierten Familie orientiert, sondern die genuin eigenen Leistungen dieser Institutionen herausstreicht und ein professionelles pädagogisches Selbstverständnis ermöglicht. Nur so ist auch von der fürsorglichen und pflegerischen Haltung dieser Institutionen wegzukommen. Die Kindergartenpädagogik hat diesen Schritt schon eher vollzogen als die anderen Bereiche der Frühpädagogik. Auch wenn die Fröbelschen Ideale noch immer weit verbreitet sind, verstehen sich doch viele Kindergärten heute nicht mehr als der verlängerte Arm der Familienerziehung, sondern als eine eigene, notwendige und bedeutende Sozialisationsinstanz für Kinder im vorschulpflichtigen Alter.

14.3.3 Schulpädagogik

Die Differenzierung des familialen Systems in zwei Subsysteme verändert das Verhältnis der Familie zur Schule. Die herkömmliche (bürgerliche) Familie hatte sich der Schule angepasst (Tyrell 1987). Die Anpassung beruhte unter anderem auf einer ideologischen Koppelung, insofern die Erziehungsziele und Erziehungspraktiken von Familie und Schule im wesentlichen übereinstimmten. Verbindungsglied zwischen den Institutionen war ein noch ungebrochener pädagogischer Autoritarismus. Diese Koppelung zwischen Schule und Familie gibt es nicht mehr, und zwar nicht nur, weil sich die Familie in ihrer pädagogischen Haltung verändert hat, sondern auch, weil die

Familie kein einheitliches System mehr bildet, sondern selbst aus einer strukturellen Koppelung von Subsystemen besteht.

Dass das Verhältnis von Schule und Familie in jüngster Zeit unter Druck geraten ist, zeigt die zunehmende Bedeutung von Elterngruppen, die sich gegenüber der Schule als „Lobbyisten“ ihrer Kinder verhalten, aber auch in eigener Sache handeln. Es kann von einem Symptom gesprochen werden, das aufgrund der geringen Sensibilität der Schule für die familialen Veränderungen entstanden ist.⁶⁸ Es bestehen auch Spannungen zwischen dem Bedürfnis von Eltern nach vermehrter Teilhabe an Entscheidungen der Schule und der zunehmenden Professionalisierung des Lehrerinnen- und Lehrerberufs (von Trotha 1990, p. 467ff.). In der Professionalisierung der Lehr- und Erziehungstätigkeit liegt mit ein Grund für die Tatsache, dass Schule und Familie nicht mehr aufeinander abgestimmt sind. Die Schule ist noch immer auf ein traditionelles Familienbild ausgerichtet, mit einer praktisch unbeschränkt verfügbaren Hausfrau und Mutter. Dem zunehmenden Pluralismus der familialen Lebensformen steht ein institutioneller Monismus des Schulsystems gegenüber. Kaufmann ist zuzustimmen, wenn er die Rücksichtnahme des Bildungswesens auf die Familie als ungenügend bezeichnet (Kaufmann 1990, p. 144ff.).

Zweifellos ist das gewachsene Interesse der Familie an der Schule auch bedingt durch eine stärkere Bedeutung der Schule für die Zukunft heutiger Kinder und Jugendlicher. Familie, Verwandtschaft und soziale Herkunft haben ihre Bedeutung für die Bestimmung der Lebenschancen des einzelnen weitgehend verloren und an die Schulen abgetreten, in denen das Moment der Leistung (und nicht der Herkunft) über Erfolg und Misserfolg entscheidet.⁶⁹ „Im Vergleich zu einem familialen Reproduktionsmodus, in dem die Erben durch die Erbfolge feststehen, verliert die Familie durch einen schulisch geprägten Reproduktionsmodus ihre angestammte Verfügungsgewalt, da nun die Schule als Institution die Verleihung der Titel und Abschlüsse nach ihren eigenen Kriterien übernimmt, die eine bestimmte Form von Qualitätsmerkmalen darstellen. Auch wenn die Familie selbst über ein gutes Bildungskapital verfügt, kann sie nur indirekt in diesen Prozess eingreifen“ (de Singly 1995, p. 32). Bildung lässt sich nicht vererben, da sie kein materielles Gut ist. Sie muss immer wieder von neuem subjektiv angeeignet werden. Als Prozess der Resubjektivierung objektiven Geistes (Meister 1947) markiert die Bildung einen völlig anderen sozialen Reproduktionsmodus als die Vererbung materiellen Besitzes.

⁶⁸ Die Tatsache, dass im Kanton Zürich in den letzten Jahren die Mitgliedervereine der kantonalen Vereinigung der Eltern-Organisationen von 22 auf 35 anstieg („Tages Anzeiger“ 30.9.1991, p. 25), verweist klar auf die sich verschärfenden Spannungen zwischen Schule und Familie und den Bedarf an einer intensivierten Zusammenarbeit von Lehrkräften und Eltern. Auf der anderen Seite zeigt das neue Volksschulgesetz des Kantons Bern (1992), das eine weit gehende Mitsprache und Mitwirkung der Eltern erlaubt (Art. 31), dass das Schulsystem durchaus bereit ist, sich auf die veränderten Gegebenheiten einzustellen.

⁶⁹ Auch wenn die durch soziale Herkunft bedingten ungleichen Lebenschancen deshalb noch lange nicht ausgeräumt sind.

Paradoxerweise verliert die Familie unter der Bedingung einer chancenzuteilenden Schule keineswegs an Zukunftsbedeutung für die Kinder und Jugendlichen. Im Gegenteil, je optimaler die Schule ihre Aufgabe der Wissensvermittlung und Kompetenzförderung wahrnimmt, desto kleiner wird der schulisch bedingte Anteil an der Inegalität der Lebenschancen in einer Gesellschaft. Auch wenn wir zweifellos von einer optimal individualisierten Didaktik noch weit entfernt sind, zeigen neuere Studien einen Bedeutungsverlust der rein schulischen Faktoren für die Erklärung von Unterschieden in den Lernmustern von Kindern und Jugendlichen (Hofer 1990). Unterschiede im Schulerfolg lassen sich immer weniger auf schulische Faktoren zurückführen, da die Qualität des Unterrichts inzwischen ein Niveau erreicht hat, das nur noch für wenig Varianz Spielraum bietet. Dementsprechend steigt die Bedeutung der familialen Faktoren für die Aufklärung der Restvarianz in den Schulleistungen von Kindern und Jugendlichen. Wie Fuller und Heyneman (1989) zeigen, lassen sich in industrialisierten Ländern mittlerweile rund drei Viertel der erklärten Varianz in den Schulleistungen auf *Familienfaktoren* zurückführen.⁷⁰

Die zunehmende Bedeutung des Schulerfolgs für die Zukunft heutiger Kinder und die ebenfalls zunehmende Bedeutung der Familie für den effektiven Schulerfolg stellen sich als neue Hürde der Veränderung traditioneller familialer Strukturen in den Weg. Die Verbesserung der Schulqualität macht sichtbar, wie wichtig die familiäre Unterstützung für schulischen Erfolg ist. Je aktiver sich Eltern über Lehrerkontakte, Elternabende, Schulleiterbesuche etc. in schulische Tätigkeiten einbringen, desto deutlicher ist der Fördereffekt für die Leistungsbilanz der Kinder (Engel & Hurrelmann 1989b, p. 482; Nave-Herz 1994a, p. 73; de Singly 1995, p. 39). Die Schule wird damit über ihr strukturelles Missverhältnis zur Familie hinaus zur Belastung der Familie. Eltern, die sich ihrer Funktion als Stützen des Schulerfolgs ihrer Kinder bewusst sind, unternehmen oft alles, um die in ihren Händen liegenden Bedingungen für gute Schulleistungen zu beeinflussen. Diese Bereitschaft geht im allgemeinen auf Kosten des familialen Wandels. Eltern, die ihren Kindern einen guten Schulabschluss garantieren wollen und nicht ohne weiteres Nachhilfeunterricht finanzieren können, sind angehalten, für ihre Sprösslinge Hilfslehrerfunktionen zu übernehmen. Die Familie gewinnt in einem Bereich pädagogische Bedeutung, der nicht die traditionelle familiäre Aufgabe der Erziehung, sondern diejenige des Unterrichts betrifft. Wie nicht anders zu erwarten, werden solche Unterstützungsleistungen didaktischer Art vor allem von den Müttern erbracht. Väter helfen bei Hausaufgaben kaum (Hofer, Klein-Allermann & Noack 1992, p. 190; Nave-Herz 1994a, p. 71). Im zweiten Teil unserer Untersuchung ist das Item „Dem Kind bei den Hausaufgaben helfen“ durchschnittlich von den Frauen (2.92)⁷¹ und von ihren Partnern (2.98) übereinstimmend „eher“ als Aufgabe

der Mütter dargestellt worden (vgl. Kapitel 11.1.1). Mütter fungieren insgeheim als Hauslehrerinnen, als – wie man überspitzt sagen könnte – Hilfslehrerinnen der Nation. Dadurch aber werden sie ein weiteres Mal in ihrer traditionellen Geschlechtsrolle fixiert.⁷²

Setzen die Veränderungen im Schulbereich die Familie unter einen Erziehungsdruck, „... der historisch ohne Vorbild ist“ (Rolf 1993, p. 65), so schafft umgekehrt auch die Familie Irritationen, die von der Schule nicht leicht zu verarbeiten sind. Wie wir gesehen haben (vgl. Kapitel 13.5.3), verändert sich mit der Differenzierung der Familie in familiäre Subsysteme auch die Qualität des Elternschaftssystems. Traditionelle Erziehungsziele verlieren an Bedeutung, der Autoritarismus im Verhältnis der Generationen geht seiner Legitimität verlustig, und das pädagogische Verhältnis gleicht sich immer mehr dem Partnerschaftsverhältnis an. Für die Schule bedeutet dies, dass sie nicht nur zunehmend damit rechnen muss, mit Kindern versorgt zu werden, die ganz andere Erwartungen hinsichtlich des Umgangs mit Erwachsenen haben als die Kinder früherer Generationen, es stellt sich ihr auch ein besonderes Problem, das aus der geschrumpften Kinderzahl pro Familie folgt. Während in Familien mit drei und mehr Kindern die Kinder nicht nur als Individuen angesprochen und als Einzelfälle behandelt werden (können), gilt dies für die moderne Kleinfamilie mit durchschnittlich 1.5 Kindern nicht mehr. Die Kinder sind sich praktisch von Geburt an gewohnt, als Individuen wahrgenommen zu werden und nicht als *Kindergruppe*. Es ist offensichtlich, dass demgegenüber die Schule nach wie vor und wohl auch in absehbarer Zukunft nach dem Klassenprinzip funktioniert. Im Klassenverbund werden der und die einzelne immer nur partiell als Individuen angesprochen. Zwar ist der Ruf nach Individualisierung in der Schule gross, doch das Organisationsprinzip der Schule wird es kaum erlauben, dass jemals auf die Unterrichtung von Gruppen von Schülerinnen und Schülern verzichtet wird. Wie aber geht man mit einer Gruppe um, die nie gelernt hat, als Gruppe zu funktionieren?

Die Angleichung des Elternschafts- an das Partnerschaftssystem im Kontext der Familie hat zur Folge, dass in beiden Systemen ein hoch individualisierter Umgang der Menschen miteinander gepflegt wird. Für die Schule ist es schwierig, mit dieser anspruchsvollen Form der Kommunikation zu konkurrieren. Die Schule wird kaum je im gleichen Masse individualisierbar sein wie die Familie. Es könnte sich daher als fatal erweisen, wenn auch heute noch schulpädagogische Konzepte vertreten werden, die (insgeheim) am Modell der traditionellen Familie orientiert sind. Pestalozzis „Wohnstubenpädagogik“ mag der beginnenden Moderne angemessen gewesen sein, sie ist es aber nicht mehr in einer reflexiv modernen Gesellschaft. Vielleicht wird uns erst heute wirklich bewusst, dass Familie und Schule auch in pädagogischer Hinsicht *differente* Kontexte sind. Und vielleicht wird es auch dadurch nochmals leichter

⁷⁰ Leider fehlen in der Analyse von Fuller und Heyneman Daten aus der Schweiz.

⁷¹ Die Kategorien auf der Skala zur Aufteilung von Betreuungs- und Hausarbeitsaspekten war mit Werten von 1 bis 7 codiert. Der Wert der Skalenmitte „beide gleich“ hatte den Code 4. Die Kategorie „eher die Partnerin“ wurde mit dem Wert 3 codiert.

⁷² Dabei ist zu beachten, dass erwerbstätige Mütter bei Hausaufgaben keineswegs weniger helfen als Hausfrauen (Hofer, Klein-Allermann & Noack 1992, p. 190).

möglich, eine Familienpädagogik zu entwickeln, die sich von einer Schulpädagogik unterscheidet und vice versa.

Literaturverzeichnis

- Aeberli, Christina; Oertel, Lutz: Tagesschule Feldblumen. Zürich, Pädagogische Abteilung der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich 1987.
- Aldous, Joan: Children's Perceptions of Adult Role Assignment: Father-Absence, Class, Race and Sex Influences. In: *Journal of Marriage and the Family* 1972 (34), 1, p. 55-65.
- Allerbeck, Klaus; Hoag, Wendy: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München, Piper 1985.
- Arbeiten in der Schweiz: Ergebnisse der ersten Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE 1991). Bern, Bundesamt für Statistik 1992.
- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München, Hanser 1975.
- Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Frankfurt, Suhrkamp 1980.
- Baumert, Jürgen: Langfristige Auswirkungen der Bildungsexpansion. In: *Unterrichtswissenschaft* 1991 (19), p. 333-349.
- Beck, Ulrich: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formen und Identitäten. In: *Soziale Welt, Sonderband* 1983 (2), p. 35-74.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt, Suhrkamp 1986.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt, Suhrkamp 1990.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 1993 (22), p. 178-187.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München, Beck 1988.
- Bellenberg, Gabriele: Aufwachsen in dieser Zeit. Die Familiensituation von Kindern und Jugendlichen. In: *Die Deutsche Schule* 1995 (87), 3, p. 313-326.
- Beller, E. Kuno: Untersuchungen zur familialen und familienergänzenden Erziehung von Kleinstkindern. In: Zimmer, J. (ed.): *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft*. Stuttgart, Klett-Cotta 1984, p. 207-234.
- Beller, Kuno E.: Kinderkrippe. In: Markefka, Manfred; Nauck, Bernhard (ed.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied, Luchterhand 1993, p. 535-545.
- Berger, Brigitte; Berger, Peter L.: In Verteidigung der bürgerlichen Familie. Frankfurt a.M., Fischer 1984.
- Berger, Johannes: Gibt es ein nachmodernes Gesellschaftsstadium? In: ders. (ed.): *Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4*. Göttingen, Schwartz 1986, p. 79-95.
- Bierhoff-Alfermann, Dorothee: Androgynie - Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen. Opladen, Westdeutscher Verlag 1989.
- Birg, Herwig: Differentielle Reproduktion aus der Sicht der biographischen Theorie der Fertilität. In: Voland, Eckhart (ed.): *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern*. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1992, p. 189-215.
- Blumenberg, Hans: Selbsterhaltung und Beharrung. Zur Konstitution der neuzeitlichen Rationalität. In: Ebeling, Hans (ed.): *Subjektivität und Selbsterhaltung. Beiträge zur Diagnose der Moderne*. Frankfurt, Suhrkamp 1976, p. 144-207.
- Blumenberg, Hans: *Die Legitimität der Neuzeit*. Frankfurt, Suhrkamp 1988.
- Blüml, Herbert; Schneider, Kornelia: Kleinkindererziehung - allein Sache der Familien? Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren. In: *Deutsches Jugendinstitut (ed.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute*. München, Kösel 1988, p. 291-296.

- Bolte, Karl Martin: Typen generativer Entscheidung - ein Schritt in Richtung prognosefähiger Bevölkerungstheorie? In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1980 (6), p. 5-23.
- Borer, Christine: Familie zwischen Wandel und Tradition. Mit zwei empirischen Beispielen. Pädagogisches Institut der Universität Zürich, Lizentiatsarbeit 1991.
- Borkowsky, Anna: Kinder und Jugendliche ausländischer Herkunft im Bildungssystem der Schweiz. Bern, Bundesamt für Statistik 1991.
- Bortz, Jürgen: Lehrbuch der Statistik. Für Sozialwissenschaftler. Berlin, Springer-Verlag 1979.
- Bortz, Jürgen: Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler. Berlin u.a., Springer 1984.
- Bortz, Jürgen: Statistik für Sozialwissenschaftler. Vierte, vollständig überarbeitete Auflage. Mit 72 Abbildungen und 247 Tabellen. Berlin u.a., Springer 1993.
- Bortz, Jürgen; Lienert, Gustav A.; Boehnke, Klaus: Verteilungsfreie Methoden der Biostatistik. Mit 35 Abbildungen, 247 Tabellen und 47 Tafeln. Berlin u.a., Springer 1990.
- Bowlby, John: Über das Wesen der Mutter-Kind-Bindung. In: Psyche 1959 (13), p. 415-456.
- Braunmühl, Ekkehard von: Das Kind in der Familie. In: Braunmühl, Ekkehard von; Kupffer, Heinrich; Ostermeyer, Helmut (ed.): Die Gleichberechtigung des Kindes. Frankfurt a.M., Fischer 1976, p. 11-56.
- Braunmühl, Ekkehard von: Zeit für Kinder. Theorie und Praxis von Kinderfeindlichkeit, Kinderfreundlichkeit, Kinderschutz. Zur Beseitigung der Unsicherheit im Umgang mit Kindern. Ein Lernbuch. Frankfurt, Fischer 1984.
- Brun-Feusi, Miriam; Antener Hausheer, Gabriela; Knobel, Christina: Familie, Erziehung und Betreuungsnetz. Eine Untersuchung über die Situation von Familien, die sich in der Stadt Zürich für einen Tagesschulplatz beworben haben. Pädagogisches Institut der Universität Zürich, Lizentiatsarbeit 1992.
- Brunner, Otto: Das "ganze Haus" und die alteuropäische "Ökonomik". In: Oeter, Ferdinand (ed.): Familie und Gesellschaft. Tübingen, J.C.B. Mohr 1966, p. 23-56.
- Büchler, Peter: Kinder aus unvollständigen Familien: Eine literarisch-empirische Vorstudie. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 1978 (4), 3, p. 33-69.
- Bundesamt für Statistik: Info à la carte: Studierende an den schweizerischen Hochschulen 1991/92. Bern 1992.
- Bundesamt für Statistik (ed.): Auf dem Weg zur Gleichstellung? Frauen und Männer in der Schweiz aus statistischer Sicht. Bern, Bundesamt für Statistik 1993 (b).
- Bundesamt für Statistik. Berufsausbildung 1992/93 (ed.), Bern, Bundesamt für Statistik, 1993 (a).
- Burkart, Günter: Individualisierung und Elternschaft - Das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie 1993 (22), p. 159-177.
- Burkart, Günter; Kohli, Martin: Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie. München, Piper 1992.
- Busch, Gabriele; Hess-Diebächer, Doris; Stein-Hilbers, Marlene: Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf. Weinheim, Deutscher Studien Verlag 1988.
- Christen, Mariana: Zur Genese eines Mythos: Die Schweizer Familie. In: Frauenfragen 1993 (16), 3, p. 40-50.
- Claessens, Dieter: Die Familie in der modernen Gesellschaft. In: Oeter, Ferdinand (ed.): Familie und Gesellschaft. Tübingen, J.C.B. Mohr 1966, p. 235-266.
- Claessens, Dieter: Familie und Wertesystem. Eine Studie zur "zweiten, sozio-kulturellen Geburt" des Menschen und der Belastbarkeit der "Kernfamilie". Berlin, Duncker & Humblot 1972.
- Claessens, Dieter; Menne, Ferdinand W.: Zur Dynamik der bürgerlichen Familie und ihrer möglichen Alternativen. In: Claessens, Dieter; Milhoffer, Petra (ed.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung. Frankfurt, Athenäum Fischer 1973, p. 313-346.
- Clarke-Stewart, Alisow: Daycare. Cambridge, Harvard University Press 1982.

- Clason, Christine: Die Einelternfamilie oder die Einelterfamilie? In: Nave-Herz, Rosemarie; Markefka, Manfred (ed.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Neuwied, Luchterhand 1989, p. 413-422.
- Collier, Jane; Rosaldo, Michelle Z.; Yanagisako, Sylvia: Is There a Family? New Anthropological Views. In: Thorne, Barrie; Yalom, Marilyne (ed.): Rethinking the Family. Some Feminist Questions. New York, Longman 1982, p. 25-39.
- Golombok, Susan & Tasker, Fiona: Do Parents Influence the Sexual Orientation of Their Children? Findings From a Longitudinal Study of Lesbian Families. In: Developmental Psychology 1996 (32), 1, p. 3-11.
- Criblez, Lucien: Zwischen Pädagogik und Politik. Bildung und Erziehung in der deutschsprachigen Schweiz zwischen Krise und Krieg (1930-1945). Bern, Peter Lang 1995.
- Deiss, Joseph: Aspects de la situation économique des familles en Europe. In: Familienfragen. Informationsbulletin der Zentralstelle für Familienfragen am Bundesamt für Sozialversicherung 1993, Heft 3, p. 30-39.
- Deiss, Joseph; Guillaume, Marie-Luce; Lüthi, Ambros: Kinderkosten in der Schweiz. Untersuchung über die Äquivalenzskalen der Einkommen. Freiburg CH, Universitätsverlag 1988.
- Diemer, Alwin: Die grosse Umorientierung. In: Klages, Helmuth; Kmiecik, Peter (ed.): Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt, Campus 1981, p. 573-596.
- Diserens, Marc: L'activité professionnelle des femmes en Suisse: quelques considérations statistiques et démographiques. In: Blanc, Olivier; Gilliard, Pierre (ed.): Suisse 2000. Enjeu démographique. Lausanne, Édition Réalité sociale 1991, p. 141-163.
- Dubach, Alfred: Bindungsfähigkeit der Kirchen. In: Dubach, Alfred & Campiche, Roland J. (ed.): Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. Zürich / Basel, NZZ-Buchverlag / Friedrich Reinhardt 1993, p. 133-172.
- Ehling, Manfred: Konzeption für eine Zeitbudgeterhebung der Bundesstatistik - Methodik: Stichprobenplanung, Interview und Tagebuchaufzeichnung. In: Statistisches Bundesamt Wiesbaden (ed.): Zeitbudgeterhebungen. Stuttgart, Metzler-Poeschel 1990, p. 154-168.
- Eidgenössische Kommission für Frauenfragen: Familienexterne Kinderbetreuung, Teil 1 und 2. Bern 1992.
- Eidgenössische Kommission für Frauenfragen: Wer denn? Wie denn? Wo denn? Ein Leitfaden zur familienexternen Kinderbetreuung. Bern 1993.
- Eliade, Mircea: Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr. Frankfurt, Suhrkamp 1986.
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt, Suhrkamp 1976.
- Elias, Norbert: Über die Zeit. Frankfurt, Suhrkamp 1984.
- Elias, Norbert: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsgg. von Michael Schroeter. Frankfurt, Suhrkamp 1992.
- Engel, Uwe; Hurrelmann, Klaus: Familie und Bildungschancen. In: Nave-Herz, Rosemarie; Markefka, Manfred (ed.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1: Familienforschung. Neuwied, Luchterhand ? 1989, p. 475-490 (b).
- Engel, Uwe; Hurrelmann, Klaus: Psychosoziale Belastung im Jugendalter. Empirische Befunde zum Einfluss von Familie, Schule und Gleichaltrigenengruppe. Berlin, de Gruyter 1989 (a).
- Engstler, Heribert; Lüscher, Kurt: Späte erste Mutterschaft. Ein neues biographisches Muster der Familiengründung? In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1991 (17), p. 433-460.
- Engstler, Heribert: Gründung und Erweiterung von Familien in der Schweiz. Bern, Bundesamt für Statistik 1995.
- Erikson, Erik H.: Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Frankfurt, Fischer 1971.
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt, Suhrkamp 1973.

- Erikson, Erik H.: Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Frankfurt, Ullstein 1981.
- Erikson, Erik H.: Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt, Suhrkamp 1982.
- Erikson, Erik H.: The Life Cycle Completed. A Review. New York, W. W. Norton 1985.
- Falbo, Toni; Polit, Denise F.: A Quantitative Review of the Only-Children Literature: Research Evidence and Theory Development. In: Psychological Bulletin 1986 (100), p. 176-189.
- Familien heute. Das Bild der Familie in der Volkszählung 1990. Bundesamt für Statistik (ed.), Bern, 1994.
- Familienfragen. Zentralstelle für Familienfragen, Bundesamt für Sozialversicherung (ed.), Bern, EDMZ, 1, 1991.
- Fend, Helmut: Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt, Suhrkamp 1988.
- Fend, Helmut: Bildungskonzepte und Lebensfelder Jugendlicher im sozialhistorischen Wandel. In: Wie öffnet sich die Schule neuen Entwicklungen und Aufgaben. Bericht über ein OECD/CERI-Seminar. Bonn-Oedehofen, Köllen 1990, p. 42-66.
- Ferreira, Antonio J.: Familienmythen. In: Watzlawick, Paul; Weakland, John H. (ed.): Interaktion. Bern, Huber 1990, p. 85-92.
- Fichte, Johann Gottlieb: Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre. Hamburg, Meiner 1960.
- Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliard, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Familles en Suisse. Famille nella Svizzera. Freiburg, Universitätsverlag 1991.
- Fölling-Albers, Maria: Der Individualisierungsanspruch der Kinder - eine neue pädagogische Orientierung "vom Kinde aus"? In: Neue Sammlung 1993 (33), p. 465-478.
- Forster-Wäckerlin, Matthias: Die Vaterrolle im Wandel. Vom Patriarchat zur Ungewissheit. Pädagogisches Institut der Universität Zürich, Lizentiatsarbeit 1992.
- Frevort, Ute: "Mann und Weib, und Weib und Mann": Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München, Verlag C.H. Beck 1995.
- Friedrichs, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen, Westdeutscher Verlag 1980.
- Fromm, Erich: Anatomie der menschlichen Destruktivität. Reinbek, Rowohlt 1977.
- Fthenakis, Wassilios E.: Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München, Urban und Schwarzenberg 1985.
- Fthenakis, Wassilios E.: Väter. 2 Bde. München, Deutscher Taschenbuch Verlag 1988.
- Fuchs, Werner: Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt 1983 (34), p. 341-371.
- Fuller, B.; Heyneman, S.P.: Third World School Quality, Current Collaps, Future Potential. In: Educational Researcher 1989 (18), 2, p. 12-19.
- Furstenberg, J.; Frank, F.: Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen. In: Soziale Welt 1987 (39), p. 29-39.
- Gebser, Jean: Ursprung und Gegenwart. München, Deutscher Taschenbuch Verlag 1986.
- Gelles, Richard J.: Violence toward Children in the United States. In: American Journal of Orthopsychiatry 1978 (48), p. 580-592.
- Gergen, Kenneth J.: The Social Construction of Self-Knowledge. In: Mischel, Theodore (ed.): The Self. Psychological and Philosophical Issues. Oxford, Basil Blackwell 1977, p. 139-169.
- Gergen, Kenneth J.: The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life. New York, Basic Books 1991.
- Gétaz, Marion: L'activité professionnelle des femmes: facteurs correctifs du vieillissement des ressources humaines. In: Blanc, Olivier; Gilliard, Pierre (ed.): Suisse 2000. Enjeu démographique. Lausanne, Edition Réalité sociale 1991, p. 131-139.

- Giddens, Anthony: The Consequences of Modernity. Stanford, Stanford University Press 1990.
- Giddens, Anthony: Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge, Polity Press 1991.
- Giesecke, Hermann: Vermutungen über die Zukunft der Familie. In: Pädagogik 1991 (43), 7-8, p. 6-9.
- Gilgenmann, Klaus: Romantische Liebe zum Kind. Zur Differenzierung der Codierung von Partnerschaft und Elternschaft. In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald Johannes; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (ed.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a., Springer-Verlag 1994, p. 64-82.
- Gloger-Tippelt, Gabriele: Schwangerschaft und erste Geburt. Psychologische Veränderungen der Eltern. Stuttgart, Kohlhammer 1988.
- Gloger-Tippelt, Gabriele: Der Übergang zur Elternschaft. In: Bettina, Paetzold.; Fried, Lilian (ed.): Einführung in die Familienpädagogik. Weinheim, Beltz 1989, p. 89-105.
- Gombrich, Ernst H.: Die Geschichte der Kunst. Stuttgart/Zürich, Belser 1986.
- Goode, William J.: The Theoretical Importance of Love. In: American Sociological Review 1959 (24), p. 38-47.
- Goode, William J.: Soziologie der Familie. München, Juventa 1973.
- Goodman, Nelson: Weisen der Welterzeugung. Frankfurt, Suhrkamp 1984.
- Gottfried, Adele Eskeles; Gottfried, Allan W. (ed.): Maternal Employment and Children's Development. Longitudinal Research. New York, Plenum Press 1988.
- Gottfried, Adele Eskeles; Gottfried, Allan W.; Bathurst, Kay: Maternal Employment, Family Environment, and Children's Development: Infancy through the School Years. In: Gottfried, Adele Eskeles; Gottfried, Allan W. (ed.): Maternal Employment and Children's Development. Longitudinal Research. New York, Plenum Press 1988, p. 11-58.
- Griebel, Wilfried: Aufgabenteilung in der Familie: was übernehmen Mutter, Vater, Kind (und Grossmutter)? In: Zeitschrift für Familienforschung 1991 (3), 1, p. 21-53.
- Grossenbacher, Silvia: Familienpolitik und Frauenfrage in der Schweiz. Grüşch, Rüeegger 1987.
- Grundmann, Matthias; Huinink, Johannes: Der Wandel der Familienentwicklung und der Sozialisationsbedingungen von Kindern. In: Zeitschrift für Pädagogik 1991 (37), p. 529-554.
- Gugerli, David: Das bürgerliche Familienbild im sozialen Wandel. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliard, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Familles en Suisse. Famille nella Svizzera. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 59-74.
- Gujer, Lotti; Hunziker, Edith; Hungerbühler, Ruth: Basler Frauenuntersuchung. Basel, Social Strategies Publishers Cooperaive Society 1982.
- Haug, Werner: Sterben die Schweizer aus? Überlegungen zum bevorstehenden Bevölkerungswandel. In: Ringeling, Hermann; Svilar, Maja (ed.): Alter und Gesellschaft. Bern, Haupt 1990, p. 9-30.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (ed.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart, Klett 1976, p. 363-393.
- Heinrich, Klaus: Die Funktion der Genealogie im Mythos. In: ders. (ed.): Vernunft und Mythos. Ausgewählte Texte. Frankfurt, Fischer 1983, p. 11-26.
- Hemmerich, Wera: (K)eine Chance für ein neues Geschlechterverhältnis? Bielefeld, Kleine Verlag 1991.
- Herlth, Alois; Kaufmann, Franz-Xaver: Zur Einführung: Familiäre Probleme und sozialpolitische Intervention. In: Kaufmann, Franz-Xaver (ed.): Staatliche Sozialpolitik und Familie. München, Oldenbourg 1982, p. 1-22.
- Herzog, Walter: Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen, Hogrefe 1984.

- Herzog, Walter: Der Körper als Thema der Pädagogik. In: Petzold, Hilarion (ed.): Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven. Paderborn, Junfermann 1985, p. 259-301.
- Herzog, Walter: Die Situation der Turn- und Sportlehrer. Thalwil/Zürich, Edition Paeda Media 1989.
- Herzog, Walter: Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie. Bern, Huber 1991 (a).
- Herzog, Walter: Feministische Wissenschaft - auch ein Thema für Männer? In: Herzog, Walter; Violi, Enrico (ed.): Beschreiblich weiblich - Aspekte feministischer Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Grösch, Rüegger 1991, p. 9-27 (b).
- Herzog, Walter: Schulzeit verlängern oder verkürzen? Ein Diskussionsbeitrag zur Bildungspolitik. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 145, 26./27.6.1993.
- Herzog, Walter; Böni, Edi; Guldemann, Joana; Schröder, Inge: Familiäre Erziehung, Fremdbetreuung und generatives Verhalten. Schlussbericht zuhanden des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2 Bde.). Universität Bern, Abteilung Pädagogische Psychologie 1994 (a).
- Herzog, Walter; Böni, Edi; Guldemann, Joana; Schröder, Inge: Befragte Partnerschaft. Arbeitsteilung und Erziehung bei Familien mit jüngeren Kindern. Publikation zum Schlussbericht des Nationalfondsprojekts "Familiäre Erziehung, Fremdbetreuung und generatives Verhalten". Nationales Forschungsprogramm Nr. 29: Wandel der Lebensformen und soziale Sicherheit. Universität Bern, Institut für Pädagogik, Abteilung Pädagogische Psychologie 1994 (b).
- Hettlage, Robert: Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. München, Beck 1992.
- Hofer, Manfred: Vom Bildungs- zum Erziehungsnotstand. In: Unterrichtswissenschaft 1990 (18), p. 35-39.
- Hofer, Manfred; Klein-Allermann, Elke; Noack, Peter: Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Göttingen, Hogrefe 1992.
- Hoffman, Lois W.: Maternal Employment and the Young Child. In: Permuter, Marion (ed.): Parent-Child Interaction and Parent-Child Relations in Child Development. The Minnesota Symposium on Child Psychology, Vol. 17. Hillsdale, Erlbaum 1984, p. 101-127 (a).
- Hoffman, Lois W.: Work, Family, and the Socialization of the Child. In: Parke, Ross D. (ed.): Review of Child Development Research, Vol. 7: The Family. Chicago, University of Chicago Press 1984, p. 223-282 (b).
- Hoffman, Lois W.: Effects of Maternal Employment in the Two-Parent Family. In: American Psychologist 1989 (44), p. 232-292.
- Hoffmann, Dietrich: Familienerziehungsforschung. In: Zubke, Friedhelm (ed.): Familienerziehung international. Köln, Böhlau 1988, p. 29-42.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim; Höpflinger, François: Wandel der Familie und soziodemographische Entwicklung. In: Werdt, Josef Duss von; Welter-Enderlin, Rosemarie (ed.): Der Familienmensch - Systemisches Denken und Handeln in der Therapie. Stuttgart, Klett-Cotta 1980, p. 58-72.
- Höhn, Charlotte: Demographische Trends in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Nave-Herz, Rosmarie; Markefka, Manfred (ed.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1 Familienforschung. Neuwied, Luchterhand 1989, p. 195-209.
- Höhn, Charlotte; Schubnell, Hermann: Bevölkerungspolitische Massnahmen und ihre Wirksamkeit in ausgewählten europäischen Industrieländern, Teil 1 und 2. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1986 (12), p. 3-51/185-219.
- Höhn, Charlotte (Bearb.): Mehrsprachiges Demographisches Wörterbuch. Deutschsprachige Fassung. Boppard am Rhein, Boldt 1987.
- Holenstein, Katrin; Ryter, Elisabeth: Frauen an schweizerischen Hochschulen: Zahlen und Fakten. Info à la carte. Bern, Bundesamt für Statistik 1991.

- Höpflinger, François: Zum Kinderwunsch jüngerer Schweizer Ehepaare. Erste Ergebnisse einer Befragung. Unveröffentlichtes Manuskript. Zürich, Soziologisches Institut der Universität 1981.
- Höpflinger, François: Ehe, Familie und Kinder. In: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (ed.): Planspiel Familie - Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz. Grösch, Rüegger 1984, p. 185-201 (b).
- Höpflinger, François: Kinderwunsch und Einstellung zu Kindern. In: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (ed.): Planspiel Familie - Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz. Grösch, Rüegger 1984, p. 77-181 (a).
- Höpflinger, François: Bevölkerungswandel in der Schweiz. Zur Entwicklung von Heiraten, Geburten, Wanderungen und Sterblichkeit. Grösch, Rüegger 1986.
- Höpflinger, François: Wandlungen im Lebenslauf junger Frauen - Eine stille Revolution? In: Höpflinger, François; Erni-Schneuwly, Denise (ed.): Weichenstellungen. Lebensformen im Wandel und Lebenslagen junger Frauen. Bern, Haupt 1989, p. 37-71.
- Höpflinger, François; Charles, Maria: Innerfamiliäre Arbeitsteilung: Mikro-soziologische Erklärungsansätze und empirische Beobachtung. In: Zeitschrift für Familienforschung 1990 (2), 2, p. 87-113.
- Höpflinger, François; Charles, Maria; Debrunner, Annelies: Familienleben und Berufsarbeit. Zum Wechselverhältnis zweier Lebensbereiche. Zürich, Seismo 1991.
- Hradil, Stefan: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen, Westdeutscher Verlag 1987.
- Huber, Doris: Familienpolitische Kontroversen in der Schweiz zwischen 1930 und 1984. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliland, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 147-166.
- Huinink, Johannes: Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie? In: Zeitschrift für Soziologie 1989 (18), p. 192-207.
- Hungerbühler, Ruth: Unsichtbar - unschätzbar. Haus- und Familienarbeit am Beispiel der Schweiz. Grösch, Rüegger 1988.
- Hutter, Theo; Jakob, Ursina: Tagesbetreuung für Kleinkinder - Hintergründe, Einstellungen, Bedürfnisse und Angebote. Studie Frühbereich. Zürich, Sozialamt der Stadt Zürich 1990.
- Huwiler, Kurt: Herausforderung Mutterschaft. Eine Studie über das Zusammenspiel von mütterlichem Erleben, sozialen Beziehungen und öffentlichen Unterstützungsangeboten im ersten Jahr nach der Geburt. Bern, Huber 1995.
- Illich, Ivan: Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit. Reinbek, Rowohlt 1983.
- Imhof, Arthur E.: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. München, Beck 1981.
- Imhof, Arthur E.: Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren - und weshalb wir uns heute so schwer damit tun. München, Beck 1985.
- Inglehart, Ronald: The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies. In: American Political Science Review 1971 (65), p. 991-1017.
- Inglehart, Ronald: The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics. Princeton, University Press 1977.
- Jaggard, Alison; McBride, William L.: Reproduktion als männliche Ideologie. In: List, Elisabeth; Studer, Herlinde (ed.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt, Suhrkamp 1989, p. 133-163.
- Jonas, Hans: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt, Insel 1983.
- Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: ders. (ed.): Werke in sechs Bänden. Hrsgg. von Wilhelm Weischedel. Bd. VI. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983, p. 51-61 (a).

- Kant, Immanuel: Die Metaphysik der Sitten. In: ders. (ed.): Werke in sechs Bänden. Hrsgg. von Wilhelm Weischedel. Bd. IV. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983, p. 303-634 (b).
- Kaufmann, Franz-Xaver: Kinder als Aussenseiter der Gesellschaft. In: Merkur 1980 (34), p. 761-771.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe - heute. In: Böckle, Franz; Kaufmann, Franz-Xaver; Rahner, Karl; Welte, Berhard (ed.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Freiburg, Herder 1981, p. 44-59.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Religion und Modernität. In: Berger, Johannes (ed.): Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen, Schwartz 1986, p. 283-307.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Familie und Modernität. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspau, Michael (ed.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag 1988, p. 391-415 (a).
- Kaufmann, Franz-Xaver: Sozialpolitik und Familie. In: Politik und Zeitgeschichte 1988 (13), p. 34-43 (b).
- Kaufmann, Franz-Xaver: Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München, Beck 1990.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Lässt sich Familie als gesellschaftliches Teilsystem begreifen? In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald Johannes; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (ed.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a., Springer-Verlag 1994, p. 42-63.
- Keddi, Barbara; Seidenspinner, Gerlinde: Arbeitsteilung und Partnerschaft. In: Bertram, Hans (ed.): Die Familie in Westdeutschland. Opladen, Leske + Budrich 1991, p. 159-193.
- Kellerhals, Jean; Montandon, Cléopâtre: Les stratégies éducatives des familles: milieu social, dynamique familiale et éducation des préadolescents. Paris-Neuchâtel, Delachaux et Niestlé 1991 (a).
- Kellerhals, Jean; Montandon, Cléopâtre: Les Styles d'éducation dans la famille. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliland, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 195-207 (b).
- Kellerhals, Jean; van Keep, Pieter: Normes de rôle féminin et division du travail dans la famille urbaine. In: Société suisse de sociologie (ed.): 2. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Beiträge zur soziologischen Analyse der Schweiz. Genève, SGS/SSS 1974, p. 259-270.
- Kemmler, Lilly; Heckhausen, Heinz: Mütteransichten über Erziehungsfragen. In: Psychologische Rundschau 1959 (10), p. 83-93.
- Kerlinger, Fred N.: Foundations of Behavioral Research. New York u.a., Holt, Rinehart and Winston, Inc. 1964.
- Kiefl, Walter; Schmid, Josef: Empirische Studien zum generativen Verhalten. Erklärungsbefunde und theoretische Relevanz. Boppard a.R., Boldt 1985.
- Klees, Karin: Partnerschaftliche Familien. Arbeitsteilung, Macht und Sexualität in Paarbeziehungen. Weinheim, Juventa Verlag 1992.
- Klein, Robert P.: Caregiving Arrangements by Employed Women With Children Under 1 Year of Age. In: Developmental Psychology 1985 (21), p. 403-406.
- Kob, Janpeter: Soziologische Theorie der Erziehung. Stuttgart, Kohlhammer 1976.
- König, René: Zwei Grundbegriffe der Familiensoziologie: Desintegration und Desorganisation der Familie. In: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 1945 (81), p. 522-550.
- König, René: Soziologie der Familie. In: Gehlen, Arnold; Schelsky, Helmuth (ed.): Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch. Düsseldorf, Diederichs 1964, p. 121-158.
- König, René: Familie. In: ders. (ed.): Fischer-Lexikon Soziologie. Frankfurt, Fischer 1967, p. 69-81.

- König, René: Soziologie der Familie. In: ders. (ed.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart, Enke 1969, p. 172-305.
- König, René: Die Familie der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich. München, Beck 1974.
- Korte, Hermann: Die Bevölkerung der beiden Deutschland. Auswirkungen der unterschiedlichen demokratischen Entwicklungen in Ost und West. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 302, 29./30.12.1990.
- Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt, Suhrkamp 1984.
- Krüger, Dorothea (ed.): Trends und Tendenzen in der häuslichen Arbeitsteilung unter rollentheoretischer Perspektive. Familiäre Veränderungen seit 1950, eine empirische Studie. Oldenburg, Universität 1984.
- Krüggele, Michael: Inseln der Seligen: Religiöse Orientierungen in der Schweiz. In: Dubach, Alfred & Campiche, Roland J. (ed.): Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. Zürich / Basel, NZZ-Buchverlag / Friedrich Reinhardt 1993, p. 93-132.
- Kuhnt, Martina; Speil, Wolfgang: Zeit von Kindern - Zeit für Kinder. Ein empirischer Beitrag zur Dokumentation des Betreuungsaufwandes und der Erziehungsleistung für kleine Kinder. Materialien des Instituts für Entwicklungsplanung und Strukturforchung, Nr. 131. Hannover 1986.
- Laatz, Wilfried: Empirische Methoden. Ein Lehrbuch für Sozialwissenschaftler. Thun u.a., Harri Deutsch 1993.
- Lamb, Michael E.; Sternberg, Kathleen J.: Tagesbetreuung. In: Keller, Heidi (ed.): Handbuch der Kleinkindforschung. Berlin, Springer 1989, p. 587-608.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. München/Weinheim, Psychologie Verlags Union 1988.
- Lasch, Christopher: Haven in a Heartless World. The Family besieged. New York 1977.
- Lau, Christoph: Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel. In: Luthe, Heinz Otto; Meulemann, Heiner (ed.): Wertwandel - Faktum oder Fiktion? Bestandsaufnahmen und Diagnosen aus kultursociologischer Sicht. Frankfurt a.M., Campus 1988, p. 217-234.
- Laub, Tanja: Familie: Realität - Familienroman - Mythos. Die Familie zu Freuds Zeit. In: Borer, Christine; Ley, Katharina (ed.): Fesselnde Familie. Realität - Mythos - Familienroman. Tübingen, Edition diskord 1991, p. 12-43.
- Lehr, Ursula: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes. Darmstadt, Steinkopff 1973.
- Lehr, Ursula: Die mütterliche Berufstätigkeit und mögliche Auswirkungen auf das Kind. In: Neidhardt, Friedhelm (ed.): Frühkindliche Sozialisation - Theorien und Analysen. Stuttgart, Enke 1979, p. 230-269.
- Ley, Katharina: Die neue Vielfalt familialer und alternativer Lebensformen. Verhältnisse - Verhinderungen - Perspektiven. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliland, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Familles en Suisse. Familie nella Svizzera. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 225-241.
- Ley, Katharina: Öffentliche, familienexterne Kinderbetreuung. Literaturbericht und Interpretation. In: Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (ed.): Familienexterne Kinderbetreuung. Teil 2: Hintergründe. Bern 1992, p. 39-74.
- Ley, Katharina; Borer, Christine: Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien. Tübingen, Edition discord 1992.
- Limbach, Jutta: Die Rolle des Vaters im Wandel des Rechts. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1988 (8), p. 298-308.
- Linde, Hans: Persönlichkeitsbildung in der Landfamilie. In: Rosenbaum, Heidi (ed.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt, Fischer 1974, p. 194-206.
- Linde, Hans: Theorie der säkularen Nachwuchsbeschränkung 1800-2000. Frankfurt, Campus 1984.

- Lorenz, Konrad: Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit. München, Piper 1990.
- Lübbe, Hermann: Schrumpft die Zeit? Zivilisationsdynamik und Zeitumgangsmoral: Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. In: Weis, Kurt (ed.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. München, Deutscher Taschenbuch Verlag 1995, p. 53-79.
- Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt, Suhrkamp 1982.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt, Suhrkamp 1984.
- Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung, Bd. 5. Opladen, Westdeutscher Verlag 1990.
- Luhmann, Niklas: Beobachtungen der Moderne. Opladen, Westdeutscher Verlag 1992 (a).
- Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt, Suhrkamp 1992 (b).
- Lüscher, Kurt: Überlegungen zu Witold Lutoslawskis Aleatorik. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.2.1986.
- Lüscher, Kurt: Familie und Familienpolitik im Übergang zur Postmoderne. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspau, Michael (ed.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag 1988, p. 15-36.
- Lüscher, Kurt; Engstler, Heribert: Familiengründung im Wandel. Heirat und Geburt des ersten Kindes rücken zusammen. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 198, 28.8. 1990, p. 19.
- Lüscher, Kurt; Stein, Adelheit: Die Lebenssituation junger Familien - die Sichtweise der Eltern. Konstanz, Universitätsverlag 1985.
- Lynn, D.B.; Sawry, W.I.: The Effects of Father-absence of Norwegian Boys and Girls. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 1959, 54, p. 258-262.
- Maccoby, Eleanor E.; Martin, John A.: Socialization in the Context of the Family: Parent-Child-Interaction. In: Mussen, Paul H. (ed.): Handbook of Child Psychology. Vol. IV: Socialization, Personality, and Social Development. New York, John Wiley & Sons 1983, p. 1-101.
- MacIver, R.M.; Page, C.H.: Society. An Introductory Analysis. London 1950.
- Mackensen, Rainer: Bevölkerungswissenschaft im Umbau. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1985 (11), p. 193-218.
- Mädchen-Frauen-Bildung. Unterwegs zur Gleichstellung. Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren (ed.), Bern, 1992.
- Martin, Brigitte; Pettinger, Rudolf: Frühkindliche institutionalisierte Sozialisation. In: Zimmer, Jürgen (ed.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Bd. 6: Erziehung in früher Kindheit. Stuttgart, Klett-Cotta 1984, p. 235-251.
- Marville, Pierre: Die Familie in der Schweiz des Jahres 2000. Vorstellungen von Zwanzigjährigen über das Zusammenleben in einer Partnerschaft und über Kinder. In: Bericht über die pädagogischen Rekrutenprüfungen. Aktuelle pädagogische Probleme. Bern 1991, p. 37-81.
- Maturana, Humberto: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig, Vieweg 1982.
- Mause, Lloyd de (ed.): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt, Suhrkamp 1977.
- Mayring, Philip: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München, Psychologie Verlags Union 1990.
- Mead, Margaret: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Olten, Walter 1971.
- Meister, R.: Geistige Objektivierung und Resubjektivierung: Kultur und Erziehung. In: Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie, Pädagogik 1947 (1), p. 56-72.
- Melich, Anna (ed.): Die Werte der Schweizer. Bern, Peter Lang 1991.
- Mesmer, Beatrix: Familienformen und gesellschaftliche Strukturen. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliard, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Famille en Suisse. Famille nella Svizzera. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 31-57.

- Meyer, Thomas: Der Monopolverlust der Familie. Vom Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1993 (45), 1, p. 23-40.
- Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München, Piper 1973.
- Mitterauer, Michael: Der Mythos von der vorindustriellen Grossfamilie. In: Mitterauer, Michael; Sieder, Reinhard (ed.): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München, Beck 1977, p. 38-65 (b).
- Mitterauer, Michael: Die Familie als historische Sozialform. In: Mitterauer, Michael; Sieder, Reinhard (ed.): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München, Beck 1977, p. 13-37 (a).
- Mitterauer, Michael: Funktionsverlust der Familie? In: Mitterauer, Michael; Sieder, Reinhard (ed.): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München, Beck 1977, p. 94-119 (c).
- Mollenhauer, Klaus: Familie - Familienerziehung. In: Lenzen, Dieter; Mollenhauer, Klaus (ed.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 1: Theorien und Grundbegriffe der Erziehung und Bildung. Stuttgart, Klett-Cotta 1983, p. 412-419.
- Mollenhauer, Klaus: Familienerziehung. In: Wulf, Christoph (ed.): Wörterbuch der Erziehung. München, Piper 1984, p. 208-212.
- Montandon, Cléopatre; Trouteau, Pierre-Yves: La division du travail éducatif entre les familles et l'école. In: Fleiner-Gerster, Thomas; Gilliard, Pierre; Lüscher, Kurt (ed.): Familien in der Schweiz. Famille en Suisse. Famille nella Svizzera. Freiburg, Universitätsverlag 1991, p. 209-223.
- Murdock, George P.: Social Structure. New York, Macmillan 1949.
- Myrdal, Alva; Klein, Viola: Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf. (Engl.Orig.: Women's Two Roles, Home and Work. London 1956). Köln, Kiepenheuer & Witsch 1960.
- Nadai, Eva: Akademische Laufbahn und Geschlecht. Situation und Förderung von wissenschaftlichen Nachwuchskräften an Schweizer Hochschulen. Eine Analyse der Forschungsliteratur. Bern, Bundesamt für Statistik 1992.
- Napp-Peters, Anneke: Scheidungsfamilie. Stuttgart 1988.
- Nauck, Bernhard: Elter-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. Ein interkultureller Vergleich der Werte von Kindern, des generativen Verhaltens, der Erziehungseinstellungen und Sozialisationspraktiken. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1990 (16), p. 87-120.
- Nauck, Bernhard: Fruchtbarkeitsunterschiede in der Bundesrepublik und in der Türkei. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich. In: Voland, Eckhart (ed.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern. Frankfurt, Suhrkamp 1992, p. 239-269.
- Nave-Herz, Rosemarie: Kinderlose Ehen. In: Nave-Herz, Rosemarie; Markefka, Manfred (ed.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Neuwied, Luchterhand 1989, p. 375-385.
- Nave-Herz, Rosemarie: Die Bedeutung von "dritten Partnern" für das Ehesystem. In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald Johannes; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (ed.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a., Springer-Verlag 1994, p. 139-147 (b).
- Nave-Herz, Rosemarie: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994 (a).
- Neidhardt, Friedhelm: Die Familie in Deutschland. Opladen, Westdeutscher Verlag 1966.
- Neidhardt, Friedhelm: Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend. In: ders. et al. (ed.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters. München, Juventa 1970, p. 11-48.

- Neidhardt, Friedhelm: Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: Claessens, Dieter; Milhoffer, Petra (ed.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung. Frankfurt, Athenäum Fischer 1973, p. 205-232.
- Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente. Herbst 1869 bis Herbst 1872. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Giorgi Colli und Mazzino Montinari. 3. Abteilung, Bd. 3. Berlin, de Gruyter 1978.
- Nohl, Herman: Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. Frankfurt, Schulte-Bulmke 1961.
- Notz, Gisela: "Man ist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann...". In: Beiträge zum Deutschen Soziologentag. Opladen, Westdeutscher Verlag 1991, p. 155-158.
- Oettingen, Gabriele: Cross-cultural Perspective on Self-efficacy. In: Bandura, Albert (ed.): Self-efficacy in Changing Societies. Cambridge University Press 1995, p. 149-176.
- Oettingen, Gabriele; Little, Todt: Intelligenz und Selbstwirksamkeitsurteile bei Ost- und Westberliner Schulkindern. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 1993 (24), p. 186-197.
- Offe, Claus: Die Utopie der Null-Option. In: Berger, Johannes (ed.): Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4. Göttingen, Schwartz 1986, p. 97-117.
- Ogburn, William F.: Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Otis Dudley Duncan. Neuwied, Luchterhand 1969.
- Olivier, Christiane: Jocastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. München, Deutscher Taschenbuch Verlag 1993.
- Paetzold, Bettina: Änderung von elterlichen Erziehungszielen in den letzten zehn Jahren? - Ein Vergleich. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 1986 (33), p. 137-140.
- Papousek, Hanus; Papousek, Mechthild: Intuitive Parenting: A Dialectic Counterpart to the Infant's Integrative Competence. In: Osofsky, Joy Doniger (ed.): Handbook of Infant Development. New York, John Wiley & Sons 1987, p. 669-720.
- Parke, Ross D.; Tinsley, Barbara J.: Family Interaction in Infancy. In: Osofsky, Joy Doniger (ed.): Handbook of Infant Development. New York, Wiley 1987, p. 579-641.
- Parsons, Talcott; Bales, Robert: Family, Socialization, and Interaction Process. Glencoe, The Free Press 1956.
- Partnerbeziehungen und Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen: Generatives Verhalten im sozialen und Regionalen Kontext. Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen. Heft 50. Düsseldorf 1987.
- Patterson, Charlotte J.: Sexual Orientation and Human Development: An Overview. In: Developmental Psychology 1995 (31), p. 3-11.
- Patterson, Gerald R.: Coercive Family Process. Eugene, Castalia 1982.
- Peal, Ethel: "Normale" Geschlechterrollen: Eine historische Analyse. In: Familiendynamik 1977 (2), p. 11-34.
- Pestalozzi, Johann Heinrich: Ausgewählte Schriften. Hrsgg. von Wilhelm Flittner. Frankfurt a.M., Ullstein 1983.
- Pettinger, Rudolf: Auflösung der Familie? Zur Diskussion einer beliebten These. In: Pädagogik 1991 (43), 7-9, p. 10-14.
- Peuckert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen, Leske + Budrich 1991.
- Polit, Denise F.; Falbo, Toni: Only Children and Personality Development: A Quantitative Review. In: Journal of Marriage and the Family 1987 (49), p. 309-325.
- Popenoe, David: Beyond the Nuclear Family: A Statistical Portrait of the Changing Family in Sweden. In: Journal of Marriage and the Family 1987 (49), p. 173-183.
- Priller, Eckhard: Sozialpolitik der AdW, Berlin-Ost. Methoden der Zeitbudgetforschung in der DDR. Paper zum ZUMA-Workshop "Indikatoren der Zeitverwendung" in Mannheim., n.v. 1990.

- Recum, Hasso von: Schule im sozialkulturellen Wandel. In: Die Deutsche Schule 1992 (84), p. 388-405.
- Rerrich, Maria S.: Veränderte Elternschaft. Entwicklungen in der familialen Arbeit mit Kindern seit 1950. In: Soziale Welt 1983 (34), p. 420-499.
- Rerrich, Maria S.: Kinder ja, aber ... - Was es Frauen schwer macht, sich über ihre Kinderwünsche klar zu werden. In: Deutsches Jugendinstitut (ed.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München, Kösel 1988, p. 59-66.
- Reuband, Karl-Heinz: Von äusserer Verhaltenskonformität zu selbständigem Handeln: Über die Bedeutung kultureller und struktureller Einflüsse für den Wandel in den Erziehungszielen und Sozialisationsinhalten. In: Luthe, Heinz Otto; Meulemann, Heiner (ed.): Wertwandel - Faktum oder Fiktion? Bestandesaufnahmen und Diagnosen aus kultursoziologischer Sicht. Frankfurt u.a., Campus 1988, p. 73-97.
- Rolff, Hans-Günter: Wandel durch Selbstorganisation - Theoretische Grundlagen und praktische Hinweise für eine bessere Schule. München, Junventa 1993.
- Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt, Suhrkamp 1982.
- Rosenblatt, Maja von; Rosenblatt, Bernhard von: Berufstätigkeit der Frauen, Gleichberechtigung und partnerschaftliche Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1972 (24), p. 688-706.
- Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder Über die Erziehung. In neuer deutscher Fassung besorgt von Ludwig Schmidts. Paderborn, Schöningh 1975.
- Roussel, Louis: Die soziologische Bedeutung der demographischen Erschütterung in den Industrieländern der letzten zwanzig Jahre. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspau, Michael (ed.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag 1988, p. 39-54.
- Ruprecht-Turtschi, Sylvia: Mütter- und Vaterrollen in Elternzeitschriften. Eine inhaltsanalytische Untersuchung anhand von Elternzeitschriften-Artikeln zur Kleinkinderziehung. Pädagogisches Institut der Universität Zürich, Lizentiatsarbeit 1987.
- Rutschky, Katharina (ed.): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt, Ullstein 1977.
- Rutter, Michael: Maternal Deprivation Reassessed. Harmondsworth, Penguin 1972.
- Rutter, Michael: Maternal Deprivation Reassessed. (2nd, enlarged edition). Harmondsworth, Penguin 1981.
- Ryffel-Gericke, Christiane: Männer in Familie und Beruf. Eine empirische Untersuchung zur Situation Schweizer Ehemänner (Diss. Uni Zürich). Diessenhofen, Rüeegger 1983.
- Sartre, Jean-Paul: Ist der Existentialismus ein Humanismus? In: ders. (ed.): Drei Essays. Frankfurt, Ullstein 1979, p. 7-51.
- Scarr, Sandra: Wenn Mütter arbeiten. Wie Kinder und Beruf sich verbinden lassen. München, Beck 1987.
- Scarr, Sandra; Eisenberg, Marlene: Child Care Research: Issues, Perspectives and Results. In: Annual Review of Psychology 1993 (44), p. 613-644.
- Schäfer, Dieter: Konzeption für eine Zeitbudgeterhebung der Bundesstatistik - Erhebungs- und Auswertungsprogramm: Aktivitätsklassifikation und Erhebungsinhalte. In: Statistisches Bundesamt Wiesbaden (ed.): Zeitbudgeterhebungen. Stuttgart, Metzler-Poeschel 1990, p. 169-186.
- Schaffer, H. Rudolph: ... und was geschieht mit den Kindern? Psychologische Entscheidungshilfen in schwierigen familiären Situationen. Bern, Huber 1992.
- Schelsky, Helmut: Zur soziologischen Theorie der Institution. In: ders. (ed.): Zur Theorie der Institution. Düsseldorf, Bertelsmann 1970, p. 9-26.

- Schildknecht, Urs; Strittmatter, Anton: Wie lange drücken unsere Kinder die Schulbank? In: Schweizerische Lehrerzeitung 1987, 19, p. 25-27 (a).
- Schildknecht, Urs; Strittmatter, Anton: Wie lange drücken unsere Kinder die Schulbank? (2. Teil). In: Schweizerische Lehrerzeitung 1987, 20, p. 25-27 (b).
- Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke, Bd. 1: Gedichte/Dramen I. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987.
- Schleiermacher, Friedrich: Pädagogische Schriften. Bd. 1: Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826. Hrsgg. von Erich Weniger. Frankfurt, Ullstein 1983.
- Schneewind, Klaus A.: Familienentwicklung. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (ed.): Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. München, Psychologie Verlags Union 1987, p. 971-1014 (b).
- Schneewind, Klaus A.: Familienpsychologie: Argumente für eine neue psychologische Disziplin. In: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie 1987 (1), p. 79-90 (a).
- Schneewind, Klaus A.: Familienpsychologie. Stuttgart, Kohlhammer 1991.
- Schneewind, Klaus A. et al. (ed.): Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Stuttgart, Kohlhammer 1992.
- Schröder, Inge: Zeitverwendung in Familien mit achtjährigen Kindern. Eine Zeitbudgetstudie. Forschungsbericht Nr. 10. Bern, Abteilung Pädagogische Psychologie 1993.
- Schulstatistik. Aktuelle statistische Mitteilungen der Erziehungsdirektion. Pädagogische Abteilung der Erziehungsdirektion (ed.), Zürich, November, 3, 1995.
- Schütze, Yvonne: Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, Rosemarie (ed.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart, Enke 1988, p. 95-114.
- Schütze, Yvonne: Geburtenrückgang und Kinderwunsch. In: Voland, Eckhart (ed.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern. Frankfurt, Suhrkamp 1992, p. 170-188.
- Schütze, Yvonne: Von der Gattenfamilie zur Elternfamilie. In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald Johannes; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (ed.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin, Springer 1994, p. 91-101.
- Schwab, Dieter: Familie. In: Brunner, Ott; Conze, Werner; Koselleck, Reinhart (ed.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon der politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2. Stuttgart, Klett 1975, p. 253-301.
- Schwarz, Karl: Familienpolitik und demographische Entwicklung in den Bundesländern nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Abschätzung der demographischen Wirkungen familienpolitischer Massnahmen. 2 Bde. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Wiesbaden, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1988.
- Schweitzer, Rosemarie von: Einführung in die Themenstellung. In: Statistisches Bundesamt Wiesbaden (ed.): Zeitbudgeterhebungen: Ziele, Methoden und neue Konzepte. Stuttgart, Metzler-Poeschel 1990, p. 9-22.
- Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren (ed.): Mädchen - Frauen - Bildung. Unterwegs zur Gleichstellung. Bern 1992.
- Segalen, Martine: Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt, Campus 1990.
- Seitz, Werner: Die Frau im schweizerischen Bildungswesen zwischen Gleichstellung und Diskriminierung. In: Hablützel, Peter; Hirter, Hans; Junker, Beat (ed.): Schweizerische Politik in Wissenschaft und Praxis. Festschrift für Prof. Dr. Peter Gilg. Bern, Forschungszentrum der schweizerischen Politik 1988, p. 139-161.
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt, Fischer 1983.
- Shorter, Edward: Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehungen zu Beginn der Moderne. In: Geschichte und Gesellschaft 1975 (2), p. 256-287.
- Shorter, Edward: Die Geburt der modernen Familie. Reinbek, Rowohlt 1977.

- Shorter, Edward: Einige demographische Auswirkungen des postmodernen Familienlebens. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1989 (15), p. 221-233.
- Sichtermann, Barbara: Zum neuen deutschen Mütter-Ekel. In: Freibeuter Nr. 21 1984, p. 137-139.
- Silverman, Lloyd H.; Weinberger, Joel: Mommy and I Are One. Implication for Psychotherapy. In: American Psychologist 1985 (40), p. 1296-1308.
- Singly, François de: Die Familie der Moderne: eine soziologische Einführung. (Aus dem Französischen übersetzt von Mechthild Rahner). Konstanz, Universitäts-Verlag 1995.
- Sommer, Jürg H.; Höpflinger, François: Wandel der Lebensformen und soziale Sicherheit in der Schweiz. Forschungsstand und Wissenslücken. Grösch, Rüegger 1989.
- Späth, Thomas: In Rom hatten die Väter das Sagen. Patriarchat - Männermacht in alten und neuen Gesellschaften. In: Basler Magazin, Nr. 5, 5.2.1994.
- Spitze, Glenna: Women's Employment and Family Relations: A Review. In: Journal of Marriage and the Family 1988 (50), p. 595-618.
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden (ed.): Zeitbudgeterhebungen. Ziele, Methoden und neue Konzepte. Stuttgart, Metzler-Poeschel 1990.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1990. Bundesamt für Statistik (ed.), Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1989.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1994. Bundesamt für Statistik (ed.), Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1993.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1995. Bundesamt für Statistik (ed.), Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1994.
- Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich. Statistisches Amt der Stadt Zürich (ed.), Zürich, NZZ-Fretz AG (86), 1991.
- Sturzbecher, Dietmar; Kalb, Klaus: Vergleichende Analyse elterlicher Erziehungsziele in der ehemaligen DDR und der alten Bundesrepublik. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 1993 (40), p. 143-147.
- Süssmuth, Rita: Familie. In: Schiefele, Hans; Krapp, Andreas (ed.): Handlexikon zur Pädagogischen Psychologie. München, Ehrenwirth 1981, p. 124-129.
- Süssmuth, Rita: Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch Kinderbetreuung. Wege zu einer kinder- und familienfreundlichen Gesellschaft. Referat zur Eröffnung der 9. Tagung Entwicklungspsychologie am 18. September 1989 in München (unv. Ms.). 1989.
- Suter, Christian; Meyer-Fehr, Peter: Operationalisierung von sozialer Schicht: Individualeinkommen, absolutes oder relatives Haushalteinkommen? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 1989 (15), 3, p. 525-543.
- Swaan, Abram de: Vom Ausgehverbot zur Angst vor der Strasse. In: paed.extra 1982, 2, p. 48-55.
- Taschenstatistik der Schweiz. Bundesamt für Statistik (ed.), Bern, 1995.
- Thomä, Dieter: Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform. München, Beck 1992.
- Tietze, Wolfgang: Bedarf und Nachfrage nach Tageseinrichtungen. In: 87, Caritas' (ed.): Jahrbuch des Deutschen Caritas Verbandes. Freiburg, Deutscher Caritas Verband 1986, p. 58-69.
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991.
- Touraine, Alain: Was nützt die Soziologie? Frankfurt, Suhrkamp 1976.
- Touraine, Alain: Krise und Wandel des sozialen Denkens. In: Berger, Johannes (ed.): Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4. Göttingen, Schwartz 1986, p. 15-39.
- Touraine, Alain: Critique de la modernité. Paris, Fayard 1992.
- Trotha, Trutz von: Zum Wandel der Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1990 (42), p. 452-473.

- Troutot, Pierre-Yves: La politique de la petite enfance en Suisse romande: Un état (provisoire) des lieux. In: Pavillard, Simone; Gottraux, Martial (ed.): Politique de la petite enfance. Lausanne, EESP 1990.
- Troutot, Pierre-Yves; Trojer, Juanita; Pecorini, Muriel: Crèches, garderies et jardins d'enfants: Usage et usagers des institutions genevoises de la petite enfance. Cahier no. 28. Genève, Service de la recherche sociologique 1989.
- Tyrell, Hartmann: Die 'Anpassung' der Familie an die Schule. In: Oelkers, Jürgen; Tenorth, Heinz-Elmar (ed.): Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Systemtheorie. Weinheim, Beltz 1987, p. 102-1234.
- Tyrell, Hartmann: Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspaun, Michael (ed.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag 1988, p. 145-156.
- Tyrell, Hartmann; Herlth, Alois: Partnerschaft versus Elternschaft. In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald Johannes; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (ed.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a., Springer-Verlag 1994, p. 1-15.
- van den Berg, Jan Hendrik: *Metabetica*. Über die Wandlung des Menschen. Grundlinien einer historischen Psychologie. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht 1960.
- van Stolk, Bram; Wouters, Cas: Die Gemütsruhe des Wohlfahrtsstaates. In: Gleichmann, Peter; Goudsblom, Johan; Korte, Hermann (ed.): Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2. Frankfurt, Suhrkamp 1984, p. 242-260.
- Vester, Heinz-Günter: Die Thematisierung des Selbst in der modernen Gesellschaft. Bonn, Bouvier 1984.
- Wahl, Klaus: Die Modernisierungsfalle. Gesellschaft, Selbstbewusstsein und Gewalt. Frankfurt, Suhrkamp 1989.
- Walker, Lynn S.; Wallston, Barbara Strudler: Social Adaptation: A Review of Dual-Earner Family Literature. In: L'Abate, Luciano (ed.): The Handbook of Family Psychology and Therapy. Homewood, Dorsey Press 1985, p. 698-740.
- Wallerstein, Judith; Blakeslee, Sandra: Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeitstudie. München, Knauer 1992.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie. Studienausgabe. Tübingen, Mohr 1980.
- Wehrspaun, Michael: Alternative Lebensformen und postmoderne Identitätskonstitution. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspaun, Michael (ed.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag 1988, p. 157-168.
- Weinert, Franz E.: Die Familie als Sozialisationsbedingung. In: ders. et al. (ed.): Funk-Kolleg Pädagogische Psychologie. Frankfurt, Fischer 1974, p. 355-386.
- Welsch, Wolfgang: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim, VCH, Acta Humaniora 1988.
- Young, Kathryn T.: American Conceptions of Infant Development from 1955 to 1984: What the Experts Are Telling Parents. In: Child Development 1990 (61), p. 17-28.
- Zeugin, Peter; Landert, Charles; Dahinden, Urs; Sütterlin, Joseph: Ausserschulische Betreuung in der Stadt St.Gallen. Zürich/St.Gallen, IPSO 1991.
- Zinnecker, Jürgen: Jugend 1981: Porträt einer Generation. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (ed.): Jugend '81'. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Opladen, Leske + Budrich 1982, p. 80-122.
- Zitterbarth, Walter: Postmaterialismus und Lebensorientierung. Systematische Argumentation und exemplarische Erfahrungsbildung für eine Psychologie in kulturwissenschaftlicher Absicht. Frankfurt, Peter Lang 1987.

Namenregister

- Aeberli 362
 Alberti 30
 Aldous 84
 Allerbeck 334
 Ariès 41, 76, 358, 365, 369, 376
 Bales 42
 Barthes 71, 73
 Bathurst 327
 Baumert 60
 Beck 21, 24, 25, 36, 77, 219, 300, 371
 Beck-Gernsheim 21, 24, 25, 28, 36, 57, 300
 Bellenberg 55, 64
 Beller 363, 364
 Berger 16, 297
 Berger-Schmitt 349
 Bernfeld 39
 Bierhoff-Alfermann 364
 Birg 82
 Blakeslee 297
 Blumenberg 21, 22, 36
 Blüml 353
 Bolte 350, 351
 Böni 204, 213
 Borer 71, 75, 78
 Borkowsky 34
 Borschier 219
 Bortz 222
 Bowlby 356, 357
 Brunner 42, 71
 Büchler 83
 Bundesamt für Statistik 27, 34, 38, 49, 50, 52-54, 56, 58, 64, 314
 Burkart 54, 57, 59, 60, 68, 69
 Busch 98
 Cage 36
 Cézanne 30
 Charles 325, 349
 Christen 46, 47
 Claessens 73, 79, 82, 83, 297
 Clarke-Stewart 363
 Clason 335
 Collier 75, 76, 77, 78
 Criblez 46
 D'Alembert 26
 Dahinden 355
 de Gouges 26
 de Mause 336
 de Singly 42, 56, 332, 369, 373, 379, 380
 de Swaan 61
 Debrunner 325
 Deiss 316
 Diderot 26
 Diemer 37
 Diserens 54
 Dubach 25
 Dürer 30
 Durkheim 296, 332, 370
 Eco 36
 Ehling 100, 105
 Eidgenössische Kommission für Frauenfragen 355
 Eisenberg 363, 364
 Eliade 35
 Elias 20, 21, 46, 333, 336
 Engel 66, 380
 Engstler 58, 69, 352
 Erikson 27, 39, 40, 82, 336, 356
 Falbo 84
 Fend 58, 61, 62, 63, 66, 334
 Ferreira 71
 Fichte 367, 368, 369
 Fleiner-Gerster 52, 57, 58
 Fölling-Albers 334
 Forster-Wackerlin 29, 324, 359
 Forum Helveticum 46
 Freud 356
 Frevert 46, 47
 Friedrichs 200
 Fromm 40
 Fthenakis 83, 84, 107, 108, 357, 359
 Fuchs 39
 Fuller 380
 Furstenberg 68
 Gebser 30
 Gelles 330
 Gergen 40, 333
 Gerwinus 47
 Gessner 42
 Gétaz 54
 Giddens 20, 22, 32, 37, 333
 Giesecke 84
 Gilgenmann 358, 359, 370, 376
 Gilliland 52, 57, 58
 Gloger-Tippelt 311, 352
 Golombok 84
 Gombrich 30
 Goode 45, 71, 79, 368
 Goodman 30, 36
 Gordon 337
 Gottfried 327, 360
 Griebel 316
 Grossenbacher 295
 Grundmann 54, 68
 Gugerli 41, 42, 45, 47
 Guillaume 316
 Gujer 106
 Guldemann 204, 213
 Habermas 35
 Haug 33
 Hausarbeit 327
 Hausen 47
 Heckhausen 333, 334
 Hegel 45, 71
 Heinrich 74
 Hemmerich 98
 Herlth 16, 68, 81, 296, 323, 332, 358
 Herzog 23, 27, 31, 38, 204, 206, 208, 211-213, 218, 221, 231, 244, 273, 294, 311, 319, 333, 335, 374, 376, 377
 Hess-Diebäcker 98
 Hettlage 27, 38, 39, 49, 54, 65, 68, 69, 76, 77, 296, 300, 301, 324, 325, 328, 329, 354, 372
 Heyneman 380
 Hoag 334
 Hofer 66, 85, 95, 328, 380, 381
 Hoffman 360, 363
 Hoffmann 375
 Hoffmann-Nowotny 352
 Höhn 33, 52, 69, 260, 352
 Hohenstein 53, 54
 Höpflinger 49, 54, 57, 58, 63, 318, 325, 349, 352
 Hradil 24, 219
 Huber 295
 Huinink 54, 68
 Hungerbühler 94, 106, 107
 Hunziker 106
 Hurrelmann 66, 380
 Hutter 27, 29, 54, 64, 318, 354, 355, 363

Huwiler 16, 311, 326, 327, 355
 Illich 20
 Imhof 49, 50, 51, 77
 Inglehart 60
 Jaggar 74, 358
 Jakob 27, 29, 54, 64, 318, 354, 355, 363
 Jencks 31
 Jonas 365
 Kalb 61
 Kant 22, 366, 368
 Kaufmann 15, 21, 33, 52, 54, 57-59, 62, 64-67, 69, 70, 73, 77, 78, 81, 82, 85, 95, 205, 223, 296, 316, 327, 329, 330, 335, 350, 354, 359, 369, 379
 Keddi 106
 Kellerhals 16, 106, 271, 272, 283
 Kemmler 333, 334
 Kerlinger 273
 Kiefl 350, 352
 Klee 30
 Klees 98
 Klein 51, 354
 Klein-Allermann 66, 85, 95, 328, 380, 381
 Kob 377
 Kohli 54, 57, 59, 60
 König 72, 79
 Korte 352
 Koselleck 24, 35
 Krishna 37
 Krüger 94
 Kuhnt 326, 327
 Laatz 200, 202-204, 208, 209, 222
 Laing 356
 Lamb 54, 360, 363
 Lamnek 99
 Landert 355
 Lasch 16, 77
 Lau 77
 Laub 71
 Le Corbusier 31
 Lehr 360, 363, 364
 Ley 28, 51, 68, 75, 355, 362
 Limbach 62, 335
 Linde 49, 357
 Little 61
 Loos 31
 Lorenz 38
 Lübke 37
 Luhmann 19, 22, 35-37, 46, 298, 300, 370, 377

Lüscher 17, 40, 52, 57, 58, 326, 351, 352
 Lüthi 316
 Lynn 84
 Maccoby 335
 MacIver 72
 Mackensen 49
 Malinowski 75, 368
 Martin 54, 335
 Marville 325
 Maturana 22
 Mayring 109
 McBride 74, 358
 Mead 38
 Meister 92, 379
 Melich 61, 63
 Menne 82, 83
 Mesmer 41, 48, 49, 56
 Meyer 272, 298, 299, 301
 Meyer-Fehr 220
 Miller 356
 Mitscherlich 44, 45, 357, 358
 Mitterauer 62, 69, 72, 76
 Mollenhauer 83
 Montandon 16, 318, 355, 362
 Murdock 78
 Myrdal 51
 Nadai 53, 54
 Napp-Peters 84
 Nauck 63, 336
 Nave-Herz 29, 54, 64, 65, 77, 78, 84, 271, 311, 326, 327, 374, 380
 Neidhardt 39, 73, 74, 79, 81
 Nietzsche 43
 Noack 66, 85, 95, 328, 380, 381
 Nohl 367
 Notz 98
 Oertel 362
 Oettingen 61
 Offe 37
 Ogburn 72
 Olivier 355
 Paetzold 61, 271
 Page 72
 Papousek 359, 360
 Parke 54, 359
 Parsons 42, 333
 Patterson 84, 330
 Peal 47
 Pestalozzi 297, 381
 Pettinger 54, 351
 Peuckert 16, 39, 49, 51, 54, 68, 69, 83, 85, 327, 374

Polit 84
 Popenoe 54, 57, 63, 352
 Priller 100
 Radin 107
 Raisch 359
 Rerrich 65, 66, 350, 351, 352
 Reuband 61, 62, 272
 Robinson 108
 Rogers 356
 Rolff 381
 Rosaldo 75-78
 Rosenbaum 41, 43, 45, 46, 48, 69, 71, 72, 77
 Rousseau 26, 28, 43, 297, 299, 367, 368
 Roussel 57, 58
 Ruprecht-Turtschi 357, 360
 Rutschky 43
 Rutter 327, 363, 364
 Ryffel-Gericke 95
 Ryter 53, 54
 Sartre 39
 Sawry 84
 Scarr 84, 360, 363, 364
 Schäfer 100, 105
 Schaffer 84, 312, 360, 361, 363, 369
 Schelsky 375
 Schildknecht 66
 Schiller 43
 Schleiermacher 22
 Schmid 350, 352
 Schneewind 63, 80, 81, 95, 334, 340, 352, 378
 Schneider 353
 Schröder 204, 213, 311
 Schubnell 352
 Schütze 296, 299, 329, 352, 356, 364, 371
 Schwab 42, 45, 71, 358
 Schwarz 353
 Segalen 16, 54, 311, 327, 349, 358, 371
 Seidenspinner 106
 Seitz 27
 Sennett 375
 Shorter 17, 20, 50, 72, 365
 Sichtermann 369
 Silverman 372
 Sommer 54, 58
 Sonntag 36
 Späth 62
 Speil 326, 327
 Spitze 327, 360, 364
 Stein 326
 Stein-Hilbers 98

Sternberg 54, 363
 Stolk 373
 Strittmatter 66
 Sturzbecher 61
 Süßmuth 54, 83, 360, 363
 Suter 220
 Sütterlin 355
 Tasker 84
 Tausch 356
 Thomä 366, 367
 Tietze 363
 Tinsley 54, 359
 Tönnies 338
 Touraine 24
 Troutot 318, 355, 362
 Tyrell 16, 57, 59, 68, 296, 323, 332, 358, 378

Ulich 272
 Urdze 352
 van den Berg 44
 van der Rohe 31
 van Keep 106
 Vester 333
 von Braunmühl 61, 356
 von Kürthey 84
 von Recum 298, 334
 von Rosenblatt 324
 von Schweitzer 105
 von Trotha 66, 67, 69, 297, 337, 379
 Wahl 66
 Walker 29
 Wallerstein 297
 Wallston 29

Watzlawick 356
 Weber 19
 Wehrspau 35
 Weinberger 372
 Weinert 336
 Weininger 28
 Welsch 31
 Winnicott 356
 Wouters 373
 Wright 31
 Yanagisako 75-78
 Young 356, 360
 Zeugin 355
 Zinnecker 39, 337
 Zitterbarth 60

Sachregister

- Abmachung 118, 143, 149, 342
- Adoption 77, 80, 82, 209, 214, 223, 226, 227, 229, 320, 330, 331, 345
- Alleinerziehende 26, 68, 83, 90, 95, 215, 250, 307, 311, 312, 314, 318, 322-324, 328, 330-332, 347, 348, 363, 374
- Alter (s. soziodemographische Daten)
- Änderungswunsch 114
- Arbeitsteilung 17, 46, 93, 94, 197, 199, 205, 234, 235, 253, 258, 260-262, 265, 268, 276, 278, 279, 283, 284, 286, 288, 291, 295, 296, 301-303, 305, 307, 312-314, 317, 339-341, 344-346, 354
- egalitäre 55, 236, 245, 327, 328, 349
- Erwerbstätigkeit 258, 316
- Erziehung 68, 100, 258, 313, 324, 327, 328, 359
- flexible 245, 313
- funktionale 19, 46, 82, 220
- Hausarbeit 107, 110, 115, 116, 121, 122, 132, 138, 142, 144, 156, 164, 168, 169, 209, 239, 251, 258, 298, 302, 305, 308, 309, 315, 339-341, 347-349, 359
- Idealvorstellung 47, 48, 50, 245, 254, 266, 313, 317, 325, 342
- Kinderbetreuung 68, 100, 110, 116, 117, 123, 126, 135, 139, 141, 147, 149, 159, 160, 165, 172, 175, 209, 237, 251, 258, 298, 301, 302, 305, 309-311, 313, 316, 327, 340, 341, 347-349, 360
- natürliche 46
- partnerschaftliche 29, 55, 61, 66, 107, 109, 110, 113, 114, 117, 133, 140-142, 145, 149, 151, 158, 161, 162, 165, 169, 175, 178, 232, 266, 298, 302, 305, 317, 321, 324, 339-344, 346, 347, 348
- Rollenumkehrung 29, 55, 89
- Traditionalisierung 314, 315, 342, 347, 348, 351, 352
- traditionelle 28, 51, 55, 56, 107, 109, 112, 113, 118, 119, 121, 122, 125, 126, 132, 134-136, 138, 147, 149, 155, 158, 159, 162, 232, 245, 249, 302, 316, 319, 321, 322, 328, 340, 341, 346
- ausserfamiliäre Betreuung (s. Fremdbetreuung)
- Belastung 77, 175, 193, 235, 312, 317, 343
- Arbeitsteilung 55, 209, 249, 256, 267, 281, 322, 343, 346-348
- Elternschaft 51, 210, 228, 232, 271, 279, 280, 281, 294, 320-322, 328, 330-332, 350, 351
- Erwerbstätigkeit 249
- Erziehung 62, 63, 66, 271, 277, 282, 283, 295, 321, 322, 324, 346
- finanzielle 91, 281
- Hausarbeit 249, 281
- Kinderbetreuung 65, 66
- Partnerschaft 55, 235, 257, 280, 351
- Schule 210, 380
- subjektive 249, 251, 256, 267, 277, 317
- Beruf 27, 28, 39, 40, 43, 44, 51-56, 58, 70, 77, 87-90, 301, 306, 307, 314-316, 325, 328, 335, 342, 347, 348, 354, 356, 364
- Berufsstatus 110, 112, 114, 119, 127, 129, 140, 153, 155, 164, 166, 181, 218-221, 263, 306, 307, 342, 344
- Berufstätigkeit (s. Erwerbstätigkeit)
- Bildung 27, 28, 38, 41, 47-49, 51-56, 58, 60, 61, 65, 73, 88-90, 92, 110, 112, 119, 127, 129, 131, 140, 152, 153, 166, 180, 184, 217, 219, 220, 221, 225, 262, 301, 306, 307, 313, 324, 327, 335, 342, 345, 375, 379
- Bildungssystem 15, 29, 34, 38-40, 53, 60, 65, 91, 379
- Differenzierung (s. Arbeitsteilung)
- Doppelbelastung 29, 52, 160, 249, 308, 316, 325, 342, 343, 347, 349, 374
- Dynamisierung 20, 21, 38, 40, 51
- Egalisierung 21, 26-29, 32, 39, 53, 59, 88, 89, 91, 92, 300, 327, 337, 349, 357, 377
- Ehe 15, 16, 26, 27, 29, 45, 46, 48-50, 55-60, 66, 67, 69, 75, 77, 79, 80, 81, 88, 89, 92, 296, 297, 299, 311, 325, 328, 329, 353, 358, 366, 368, 370, 372
- Funktion 91, 300, 332, 358, 376
- Liebe 45, 77, 296, 300, 329, 370
- monogame 47, 367
- Einkommen 110, 112, 114, 119, 129, 140, 141, 153, 154, 166, 182, 218-221, 262, 301, 306, 314, 342, 345
- Elternliebe 329, 376
- Elternschaft 15-17, 48, 51, 57, 58, 66-70, 73, 80, 81, 84, 85, 90, 93, 223, 235, 277, 279, 295, 298-301, 303, 319, 324, 326, 331-333, 337, 338, 353-355, 359, 366, 371, 374, 376, 377, 381
- Funktion 65, 302, 380
- Motivation 270, 279, 320, 329, 331, 351, 352, 367-369, 371
- verantwortete 67, 82, 89, 91, 93, 95, 205, 223, 224, 226, 329-332, 336, 350, 364, 368-371, 376
- Verantwortung 43, 58, 62, 67, 223, 227, 228, 263-266, 312, 319, 320, 322, 324, 329-332, 345, 352, 356, 360, 365-368
- Elternschaftssystem 295, 312, 324, 329-331, 333, 335, 337, 376, 381
- Erwerbstätigkeit 15, 27-29, 43, 47, 48, 51, 52, 54-56, 58, 66, 70, 87-91, 93, 108, 199, 209, 218, 220, 233, 240, 241, 246, 249, 258, 260, 264, 303, 306, 312, 315, 324, 328, 334, 339, 345-347, 360
- Änderungswunsch 93, 313, 347
- Arbeitszeiten 119, 140, 182, 184, 194, 343
- Aufteilung 49, 52, 110, 113, 114, 130, 141, 154, 208, 314, 326, 339, 340
- Erwerbsverlauf 112, 113, 120, 121, 130, 131, 140, 155, 156, 167, 168, 182, 340, 353
- Idealvorstellung 208, 247, 248, 255, 313, 326, 354
- Motivation 246, 314, 362
- Stellenwechsel 155, 156, 168
- Umfang 54, 55, 129, 140, 153, 154, 166, 182, 194, 306, 307, 312, 342, 344
- Unterbruch 90, 131, 156, 315, 341
- Wiedereinstieg 314, 327, 341, 343
- Erziehung 15-17, 19, 22, 25, 41-43, 46, 47, 49, 55, 61, 62, 64-67, 72-75, 78, 79, 82-84, 87-89, 91-93, 197, 199, 208, 209, 213, 215, 218, 239, 254, 270, 271, 275, 281, 282, 293, 294, 297, 299, 300, 302, 323, 325, 326, 328-331, 333, 334, 336, 337, 356, 357, 360, 361, 363, 364, 367-369, 374-378, 380
- Verantwortung 150
- Erziehungssanktionen 43, 210, 284-286, 293, 295
- Erziehungsstil 63, 271, 334
- Erziehungsverhalten 17, 49, 62, 63, 91, 93, 205, 270, 278, 283, 284, 286, 288, 291-295, 301-303, 319, 324, 378
- Erziehungsziel 61-63, 91, 93, 208, 270-274, 276, 277, 289, 291-294, 302, 319-321, 324, 334, 346, 378, 381
- Familie 15-17, 26, 29, 41, 43, 58, 59, 62, 66, 76, 79, 213, 295-302, 320, 323-325, 332, 337, 354, 358-361, 365, 368, 369, 371-373, 375, 378, 379, 381
- bäuerliche 44
- bürgerliche 15, 16, 18, 20, 29, 41-45, 47, 48, 50, 51, 55, 69, 71, 72, 77, 81, 89, 92, 93, 258, 296, 297, 319, 323, 357-359, 361, 362, 372, 373, 375, 378
- Definition 15, 42, 71, 73, 74, 78-85, 303
- Funktion 19, 22, 42, 45, 71-75, 77, 79, 90, 91, 93, 299, 300, 303, 324, 325, 327, 328, 332-334, 360, 364, 375, 378, 380
- Idealvorstellung 16, 41, 45, 46, 51, 60, 69, 71, 77, 81, 89, 92, 323
- Kleinkindfamilienphase 115, 117, 123, 125, 134, 137, 148, 155, 158, 162, 171, 176
- moderne 17-19, 28, 41, 42, 44, 45, 48, 66, 67, 69, 73, 74, 93, 296, 297, 369, 376
- Mythos 41, 42, 71, 75, 76, 78, 79, 85, 93, 331, 354-356, 365, 378
- Organisation 52, 55, 67, 173, 175, 190, 302, 312, 341, 343, 344
- partnerschaftliche 55, 260, 298, 302, 305, 316, 317, 319, 322, 324, 328, 332, 345, 348, 373
- Situation 336
- traditionelle 15, 16, 28, 29, 45, 46, 50, 77, 81, 88, 93, 260, 296, 297, 298, 305, 307, 312, 313, 316, 319, 322, 323, 326, 328, 332, 335, 345, 350, 354, 350, 354, 357, 361, 381
- Wandel 19
- Familiengründung 39, 50, 58, 90, 112, 113, 115, 116, 119-122, 125, 126, 130, 131, 133, 144, 155, 158, 167, 170, 184, 197, 205, 218, 223, 231, 301, 314-316, 340-342, 348
- Familienmodell 232
- Familienplanung 51, 93, 95, 210, 223, 224, 226, 230, 231, 263, 264, 266, 301, 320, 329, 330, 350
- Motivation 231
- Familiensituation 50, 63-65, 76, 79, 93, 205, 206, 211, 214, 215, 219, 220, 226, 234, 244, 246, 260, 273, 275, 278, 281, 285, 287, 290, 292, 343, 345, 353
- Familientyp 76, 199, 258-268, 276, 279, 281, 283, 286, 288, 291, 307
- Familienzyklus 199, 260, 262, 313, 314, 316, 340-343, 350
- Fremdbetreuung 17, 74, 90, 92, 93, 95, 112, 116, 118, 123, 124, 127, 135, 137, 140, 145, 148, 151, 159, 162, 163, 165, 168, 171, 174, 176, 179, 186, 188, 191, 242, 301, 305, 312, 316, 349, 361, 363, 364, 373
- Angebot 93, 243, 267, 317, 318, 346-349, 352-355
- Bedarf 94, 242, 267, 268, 317, 318, 354, 355, 362, 363
- Funktion 346, 364, 369, 370
- institutionalisierte 242, 243, 317-319, 332, 349, 352, 353, 355, 361, 362
- Motivation 249, 355, 362
- nicht-institutionalisierte 242, 243, 317, 318, 332
- Nutzung 93, 94, 242, 244, 267-269, 317-319, 332, 346

Organisation 244, 344
Geburt 51, 52, 58, 77, 78, 87, 95, 314, 320, 326, 327, 340, 342, 348, 350, 366, 381
Geburtenkontrolle (s. Familienplanung)
Geburtenzahl 34, 49, 51, 52, 63, 64, 67, 87, 89, 91, 296, 336, 350, 352, 353
Generation 15, 16, 22, 33, 38, 48, 49, 53, 60, 62, 65, 73, 80-85, 87, 91, 92, 303, 304, 323
Generationenverhältnis 38, 73, 81, 82, 91, 321, 334, 336, 337, 372, 377, 381
generatives Verhalten 17, 39, 51, 57, 63, 95, 301, 303, 319, 345, 350, 352, 353, 370
Geschlecht 84, 295
Geschlechterbeziehung 88, 89, 92, 93, 300, 334, 337, 338, 347, 349, 358, 366, 373, 377
Geschlechtsdifferenzen 88, 307, 314, 315
Geschlechtsrolle 15, 29, 83, 92, 300, 303, 325, 360, 371-373
männliche 29, 83, 307
Wandel 88, 90, 359
weibliche 28, 29, 54, 55, 89, 351, 372, 381
Gesellschaft 15, 16, 19, 21, 22, 24, 26, 27, 29, 31-33, 36, 38, 40, 43, 44, 50, 60, 63-65, 69, 72, 76, 77, 79, 86, 87, 89, 93, 297, 359
industrielle 23, 75, 78
mittelalterliche 20
moderne 19, 20, 23, 28, 35-37, 39, 41, 45, 48, 51, 52, 62, 64, 67, 70, 73, 91-93, 296, 298, 302, 335, 339, 357, 371, 374, 375
traditionelle 20, 35, 41, 46, 72, 87, 91, 334, 357
Wandel 24, 35, 38, 41, 48, 87, 91-93, 296, 324, 331, 333, 371, 372, 375
Gleichstellung 18, 27, 45, 46, 52, 53, 56, 59, 69,

70, 88, 92, 258, 267, 295, 325, 332, 338, 339, 345, 347, 353, 355, 364, 370, 372, 374, 377
Globalisierung 21, 32, 33
Hausarbeit 93, 107, 108, 233, 234, 240, 252, 254, 258, 260, 266, 307, 309, 312, 313, 325, 327, 341, 343, 347
Entlastung 242
Verantwortung 144, 186, 242, 307, 325, 343, 344
Herkunft (s. soziodemographische Daten)
Individualisierung 15, 20-22, 24-29, 31, 32, 40, 45, 46, 48, 69, 75, 77, 88, 89, 297, 299, 300, 301, 323, 324, 332-334, 338, 381
Kinderbetreuung 15, 17, 27, 51, 54, 55, 64, 67, 87, 91, 93, 94, 107, 108, 239, 251, 252, 254, 260, 266, 302, 303, 312, 327, 330, 331, 340, 341, 343, 347-350, 352-354, 361
Aufwand 86
Organisation 160
Schulferien 145, 147, 150, 161, 174, 177, 190, 238, 252, 310, 312, 344, 349
Verantwortung 117, 118, 125, 126, 146, 160, 161, 164, 173, 174, 178, 184, 187, 192, 194, 195, 310, 312, 325, 344
Kinderwunsch 223-226, 228, 264, 266, 320, 330, 345, 351, 352
Kinderzahl 34, 49, 51, 52, 63-65, 67, 79, 86, 87, 90, 95, 260, 261, 299, 309, 316, 318, 336, 345, 350-353, 381
Herkunftsfamilie 226
Idealvorstellung 63, 226, 351
Kindheit 64, 356, 360, 369
Konflikt
Ehe 29
Erwerbstätigkeit 256
Erziehung 62, 63, 67, 92, 93, 254, 328

Familie 28, 29, 44, 48, 66, 70, 90, 299, 311, 338, 351
Generation 45
Kinder 239, 363
Partnerschaft 29, 55, 67, 89, 235, 240, 250, 252-256, 280, 281, 299, 313, 328
Moderne 17, 20-22, 28-32, 35-39, 41, 70, 74, 303, 333
radikale 20, 21, 36-39, 41, 48, 52, 62, 67, 74, 92, 297
reflexive 18, 21, 36, 38, 70, 93, 375, 377, 381
Modernisierung 19-21, 27, 29, 36, 69, 74, 88, 94, 295, 297, 298, 300, 302, 324, 333, 338, 346, 371, 376, 377
Mutter 28, 29, 42, 51, 58, 64, 66, 67, 75, 79, 82, 84, 87, 89, 93, 323, 326, 327, 329, 331, 335, 342, 352, 355, 356, 358, 360, 361, 367, 368, 371, 373, 379
Mutterfunktion 47, 48, 51, 357, 360, 364, 374
Mutterschaftsurlaub 130, 131, 167, 168
Partnerliebe 376
Partnerschaft 15-17, 19, 29, 40, 48, 58-60, 67, 69, 70, 73, 84, 89, 90, 92, 93, 295, 298-301, 303, 306, 307, 311, 313, 319, 320, 323, 326, 328, 329, 331, 333, 338, 340, 343, 351, 353, 355, 359, 370, 371, 376, 377, 381
Funktion 302
Partnerschaftssystem 16, 89, 300, 312, 323, 324, 329, 333, 335, 337, 358, 376, 381
Pflegeeltern 80, 81, 215
Pluralisierung 20-22, 29, 31, 32, 34, 36, 49, 67, 69, 92, 324
Putzfrau 115, 121, 132, 142, 144, 157, 168, 170, 186, 307
Religion (s. soziodemographische Daten)

Sozialisation 15, 19, 42, 45, 66, 72-75, 78, 79, 82-84, 91, 93, 297, 300, 302, 303, 319, 325, 332, 333, 357, 361, 375, 378
Sozialstruktur 24, 26, 55, 368
Schichtzugehörigkeit 22, 24, 219, 221, 262, 281, 283, 321, 344, 362, 365
Status 21, 45, 79, 214, 218, 263, 275, 276, 278, 279, 284, 285, 288, 291, 301, 345, 368
soziodemographische Daten 32, 34, 50, 52, 54, 58, 60, 63, 86, 87, 109, 118, 127, 151, 165, 179, 214, 216, 217, 261, 275, 303, 333, 379
Stiefeltern 68, 77, 90, 215
Tagesschule 90, 92, 94, 301, 305, 310, 346, 348, 362, 374
Traditionalisierung 115, 123, 130, 134, 158, 171
Unterstützung 186, 188, 190, 331, 332, 354, 380
Vater 29, 42-45, 62, 64, 66, 67, 75, 76, 79, 82, 84, 89, 91, 93, 323, 326, 327, 331, 335, 352, 358, 359, 361, 367
Vaterfunktion 44, 47, 322, 334, 335, 357, 360, 364, 368, 372-374
Zeitbudget 17, 94
Zeitbudgeterhebung 100, 105, 115, 117, 122, 124, 132, 136, 143, 147, 158, 161, 169, 175, 178, 301, 308, 310, 311, 325, 343

Anhang

Tabelle 1: Datenbasis für die Zuteilung der Fälle zu den Modellen

Fall	Erwerbsbereich F/M %	Hausarbeit F/M %	Kinderbetreuung F/M %	Index
190	0 / 100	88.6 / 11.4	82.1 / 17.9	40.33
201	0 / 100	92.5 / 7.5	87.5 / 12.5	43.33
216	0 / 100	92.5 / 7.5	86.6 / 13.4	43.03
128	28.6 / 71.4	80.9 / 19.1	85.2 / 14.8	29.2
137	27.3 / 72.7	92.5 / 7.5	85.7 / 14.3	33.65
166	0 / 100	69.7 / 30.3	71.4 / 28.6	30.36
175	0 / 100	80 / 20	71.4 / 28.6	33.81
180	20 / 80	70.5 / 29.5	75 / 25	25.17
203	0 / 100	85 / 15	65.2 / 34.8	33.4
204	23.1 / 76.9	86.1 / 13.9	83.9 / 16.1	32.33
206	9.1 / 90.9	84.2 / 15.8	83.9 / 16.1	36.33
207	16.7 / 83.3	86.7 / 13.3	88.4 / 11.6	36.13
211	33.3 / 66.7	90 / 10	83.4 / 16.6	30.2
121	43.3 / 56.7	79 / 21	73.2 / 26.8	19.6
136	44.4 / 55.6	84.2 / 15.8	73.2 / 26.8	21
167	33.3 / 66.7	66.3 / 33.7	75 / 25	19.3
170	38.2 / 61.8	62.5 / 37.5	67.1 / 32.9	15.25
176	40.3 / 59.7	63.7 / 36.3	63.3 / 36.7	16.15
183	16.7 / 83.3	56.5 / 43.5	67.1 / 32.9	18.99
191	20 / 80	80.8 / 19.2	63.3 / 36.7	24.7
212	38.3 / 61.7	75.9 / 24.2	60.7 / 39.3	16.1
142	51 / 49	63.7 / 36.3	60.7 / 39.3	7.81
145	41.2 / 58.8	71.6 / 28.4	51.8 / 48.2	10.75
200	41.2 / 58.8	60 / 40	64.3 / 35.7	11.04
217	50 / 50	71.2 / 28.8	57.5 / 42.5	9.58

Tabelle 2: Zeitaufwand für die Hausarbeit bei den traditionell organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.				
		1. Werktag	2. Werktag	Durchschnitt werktags	Wochen- endtag (So)	Durchschnitt total*
190	F	490	660	575	250	467
	M	30	45	38	70	48
201	F	545	825	685	360	577
	M	225	30	128	120	125
Mittel- wert	F	**	**	630	305	522
	M	**	**	83	95	87

* Zeitaufwand der beiden Werktage und des Wochenendtages dividiert durch drei
 ** Die Durchschnittswerte werden bei den einzelnen Werktagen nicht berechnet: Da möglichst typische Tage erfasst wurden, beispielsweise ein Erwerbsarbeitstag und ein Haus- und Familienarbeitstag, und die Tage in der Reihenfolge der Erfassung aufgeführt sind, würde dies keinen Sinn machen.

Tabelle 3: Zeitaufwand für die Kinderbetreuung bei den traditionell organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.									
		1. Werktag		2. Werktag		Durchschnitt werktags		Wochenend- tag (So)		Durchschnitt total	
		aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv
190	F	365	465	160	655	263	560	175	105	233	408
	M	120	80	120	100	120	90	245	115	162	98
201	F	425	145	480	320	453	233	330	500	412	322
	M	310	45	50	20	180	33	300	350	220	138
Mittel- wert	F					358	396	253	303	323	365
	M					150	61	273	233	191	118

Tabelle 4: Zeitaufwand für die Hausarbeit bei den halbtaditionell organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.				
		1. Werktag	2. Werktag	Durchschnitt werktags	Wochenendtag (So)	Durchschnitt total
128	F	185	185	185	265	212
	M	--	--	--	--	--
137	F	325	320	323	40	228
	M	0	20	10	-	-
166	F	115	190	153	170	158
	M	10	150	80	110	90
175	F	290	130	210	65	162
	M	125	0	63	40	55
180	F	335	195	265	75	202
	M	65	40	53	165	90
203*	F	465	300	383	445	403
	M	35	75	55	80	63
204*	F	440	220	330	490	383
	M	90	70	80	225	128
206*	F	365	405	385	315	362
	M	110	30	70	100	80
207*	F	135	400	268	315	283
	M	10	35	23	275	107
211	F	325	100	213	120	182
	M	280	0	140	90	123
Mittelwert	F			271	230	258
	M			67	136	92

* Als Wochenendtag wurde der Samstag erfasst

Tabelle 5: Zeitaufwand für die Kinderbetreuung bei den halbtaditionell organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.									
		1. Werktag		2. Werktag		Durchschnitt werktags		Wochenendtag (So)		Durchschnitt total	
		aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv
128	F	195	90	230	65	213	78	185	195	203	117
	M	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--
137	F	150	365	130	230	140	298	635	310	305	302
	M	80	0	130	0	105	0	--	--	--	--
166	F	720	170	315	190	518	180	455	175	497	178
	M	140	0	240	0	190	0	645	30	342	10
175	F	205	265	180	100	193	183	405	90	263	152
	M	90	110	5	0	48	55	490	70	195	60
180	F	285	115	170	145	228	130	410	10	288	90
	M	130	40	130	30	130	35	490	145	250	72
203*	F	225	200	205	235	215	218	395	280	275	238
	M	185	20	155	70	170	45	320	80	220	57
204*	F	225	170	375	0	300	85	125	550	242	240
	M	60	80	10	0	35	40	120	280	63	120
206*	F	185	300	420	145	303	223	95	140	233	195
	M	10	0	260	0	135	0	350	110	207	37
207*	F	200	175	125	265	163	220	220	560	182	333
	M	10	60	95	100	53	80	275	415	127	192
211	F	295	105	630	50	463	78	630	30	518	62
	M	450	50	40	0	245	25	630	30	373	27
Mittelwert	F					273	169	356	234	301	191
	M					123	31	415	145	222	72

* Als Wochenendtag wurde der Samstag erfasst

Tabelle 6: Zeitaufwand für die Hausarbeit bei den halbparterschaftlich organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.				
		1. Werktag	2. Werktag	Durchschnitt werktags	Wochenendtag (So)	Durchschnitt total
121*	F	100	235	168	110	148
	M	5	25	15	10	13
136	F	255	180	218	155	197
	M	30	0	15	50	27
170	F	220	60	140	235	172
	M	15	0	8	0	5
176	F	270	165	218	305	247
	M	30	65	48	40	45
183	F	225	175	200	335	245
	M	35	155	95	125	105
191	F	520	40**	280	140	233
	M	170	330**	250	125	208
212*	F	180	90	135	60	110
	M	130	80	105	195	135
Mittelwert	F			194	195	193
	M			76	77	77

* Als Wochenendtag wurde der Samstag erfasst
 ** Als zweiter Werktag wurde der Samstag erfasst

Tabelle 7: Zeitaufwand für die Kinderbetreuung bei den halbparterschaftlich organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.									
		1. Werktag		2. Werktag		Durchschnitt werktags		Wochenendtag (So)		Durchschnitt total	
		aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv
121*	F	235	75	385	25	310	50	315	120	312	73
	M	80	0	165	0	123	0	435	155	227	52
136	F	385	160	180	125	283	143	205	150	257	145
	M	195	0	190	0	193	0	330	0	238	0
170	F	385	300	415	125	400	213	235	300	345	242
	M	105	35	90	20	98	28	295	60	163	38
176	F	190	120	206	220	198	170	275	375	224	238
	M	80	40	205	15	143	28	105	0	130	18
183	F	240	300	335	90	288	195	300	180	292	190
	M	90	200	230	90	160	145	660	70	327	120
191	F	580	70	110**	100**	345	85	180	140	290	103
	M	250	40	180**	350**	215	195	325	180	252	190
212*	F	325	85	110	110	218	98	130	20	188	72
	M	175	45	145	185	160	115	230	175	183	135
Mittelwert	F					292	136	234	184	272	152
	M					156	73	340	91	217	79

* Als Wochenendtag wurde der Samstag erfasst
 ** Als zweiter Werktag wurde ein Samstag erfasst

Tabelle 8: Zeitaufwand für die Hausarbeit bei den partnerschaftlich organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.				
		1. Werktag	2. Werktag	Durchschnitt werktags	Wochenendtag (So)	Durchschnitt total
142	F	80	320	200	150	183
	M	320	20	170	140	160
145	F	85	75	80	155	105
	M	--	--	--	--	--
200	F	--	--	--	--	--
	M	215	65	140	60	113
217	F	70	140	105	415	208
	M	305	135	220	0	147
Mittelwert	F			128	240	166
	M			177	67	140

Tabelle 9: Zeitaufwand für die Kinderbetreuung bei den partnerschaftlich organisierten Paaren (Zeitbudget)

Fall		Zeitaufwand in Min.									
		1. Werktag		2. Werktag		Durchschnitt werktags		Wochenendtag (So)		Durchschnitt total	
		aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv	aktiv	passiv
142	F	50	90	200	80	125	85	300	250	183	140
	M	45	205	50	50	48	128	440	220	178	158
145	F	115	85	245	85	180	85	345	165	235	112
	M	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--
200	F	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--
	M	230	105	45	0	138	53	380	110	218	72
217*	F	185	155	40	130	113	143	275	290	167	192
	M	250	195	125	255	188	225	105	160	160	203
Mittelwert	F					139	104	307	235	195	148
	M					124	135	308	163	186	144

* Als Wochenendtag wurde der Samstag gewählt

Tabelle 10: Aufteilung der Kinderbetreuung in Partnerschaften aus Sicht der Frau und des Mannes:

Betreuungsaspekte		Mean* (n = 318)	Std dev	„keiner“	miss.**
Kleider kaufen für das Kind	F	1.615	0.895	1	-
	M	1.798	0.846	-	71
dem Kind bei den Schularbeiten helfen	F	2.919	1.193	22	-
	M	2.983	1.106	10	70
Kind zum Arzt begleiten	F	2.142	1.156	2	-
	M	2.306	1.079	-	73
sich vom Kind Erlebnisse erzählen lassen	F	3.804	0.626	-	1
	M	3.707	0.661	1	71
Regeln und Verbote durchsetzen	F	3.726	0.806	1	-
	M	3.919	0.799	-	72
Kind unterstützen bei Konflikten mit andern K.	F	3.179	0.990	17	-
	M	3.271	0.951	10	72
Kind betreuen bei Krankheit	F	2.381	1.059	1	2
	M	2.565	0.902	-	70
Kind am Abend ins Bett bringen	F	3.554	1.237	2	-
	M	3.696	1.116	-	71
Kind am Wochenende betreuen	F	3.912	0.598	-	-
	M	3.948	0.584	-	70
Kind während den Schulferien betreuen	F	3.092	0.984	2	1
	M	3.339	0.908	-	70

Tabelle 11: Aufteilung der Hausarbeiten in Partnerschaften aus Sicht der Frau und des Mannes:

Hausarbeits-Aspekte		Mean* (n = 318)	Std dev	„keiner“	miss.**
Einkaufen von Esswaren	F	2.541	1.346	2	-
	M	2.751	1.108	1	72
Essenszubereitung	F	2.256	1.166	2	-
	M	2.324	1.041	2	72
Geschirr spülen, trocknen bzw. Maschine füllen ...	F	3.003	1.241	2	-
	M	3.237	1.153	1	72
Waschen und Bügeln	F	1.535	1.023	8	-
	M	1.603	0.843	6	73
Putzen, Aufräumen, Staubsaugen	F	2.163	1.121	15	2
	M	2.428	1.018	9	73
Unterhalt und Reparaturen (Geräte, Einrichtung)	F	5.189	1.614	11	-
	M	5.235	1.366	3	72
Pflanzen, Tiere, Gartenarbeit	F	3.272	1.613	20	-
	M	3.442	1.473	13	74
Fahrzeugpflege (Auto, Velo)	F	5.626	1.608	20	1
	M	5.797	1.353	6	75
Finanzen der Familie verwalten	F	4.130	1.795	1	2
	M	4.389	1.745	-	71
Behördenkontakte, Steuererklärung, Versicherungen	F	4.703	1.879	3	2
	M	5.000	1.723	-	71

* Der arithmetische Mittelwert wurde aus den Skalencodes (1 - 7) gebildet. Tiefer Wert bedeutet hohen Anteil durch die Frau getätigt, hoher Wert bedeutet hohen Anteil durch den Mann getätigt.

** In der schriftlichen Partnerbefragung hatten 69 Männer den Fragebogen nicht ausgefüllt.

Tabelle 12: Wichtigkeit der langfristigen Erziehungsziele (Mittelwerte und Standardabweichung aufgrund der Kategoriencodierung)*

Erziehungsziel-Item	Paare Frauen : (n = 318)	alleinl. Frauen (n = 54)	alleinl. Männer (n = 5)	alle zusam. (n = 377)	Rang
Achtung vor anderen haben	1.974 (0.952)	1.941 (1.008)	2.000 (1.225)	1.970 (0.960)	7
anpassungsfähig sein	3.132 (0.958)	3.333 (0.766)	3.600 (0.548)	3.167 (0.932)	28
anständig sein	3.039 (1.007)	3.059 (1.047)	3.200 (1.304)	3.044 (1.014)	26
aufgeschlossen sein	2.465 (0.967)	2.627 (1.058)	3.400 (0.548)	2.500 (0.981)	22
begeisterungsfähig sein	2.471 (1.069)	2.333 (0.816)	2.800 (1.643)	2.456 (1.045)	20
dankbar sein	3.306 (0.945)	3.333 (0.952)	3.400 (0.894)	3.311 (0.943)	33
durchsetzungsfähig sein	2.332 (1.016)	2.059 (0.947)	1.800 (0.837)	2.287 (1.008)	16
ehrgeizig sein	3.566 (0.711)	3.569 (0.755)	3.400 (0.548)	3.564 (0.714)	35
Einfühlungsvermögen haben	2.119 (0.925)	1.941 (0.947)	2.400 (1.517)	2.098 (0.937)	11
entscheidungsfähig sein	1.858 (0.938)	1.804 (1.020)	1.600 (0.894)	1.847 (0.947)	5
fleissig sein	3.226 (0.871)	3.529 (0.784)	3.600 (0.548)	3.273 (0.861)	31
gefühlssicher (intuitiv) sein	2.497 (1.067)	2.255 (1.055)	2.200 (1.304)	2.459 (1.069)	21
gehorsam sein	3.581 (0.754)	3.608 (0.777)	3.200 (1.304)	3.579 (0.764)	36
Gemeinschaftssinn haben	2.394 (1.008)	2.412 (1.043)	2.200 (0.837)	2.393 (1.009)	18
genussfähig sein	3.216 (0.946)	2.902 (0.964)	3.200 (0.837)	3.172 (0.951)	29
glücklich sein	1.516 (0.865)	1.725 (0.961)	1.800 (0.837)	1.549 (0.880)	2
hilfsbereit sein	2.332 (0.919)	2.490 (0.809)	1.800 (0.837)	2.347 (0.905)	17
idealistisch sein	3.261 (0.855)	3.235 (0.815)	2.600 (0.548)	3.249 (0.848)	30
kritikfähig sein	2.223 (1.051)	2.098 (1.100)	2.000 (1.225)	2.202 (1.059)	14
leistungsbereit sein	3.029 (0.901)	3.176 (0.817)	3.000 (0.707)	3.049 (0.887)	27
liebvoll sein	2.320 (0.999)	2.078 (0.977)	2.200 (1.304)	2.285 (1.001)	15
offen zu anderen sein	2.119 (0.993)	1.843 (0.946)	2.400 (0.548)	2.085 (0.985)	10
ordentlich sein	3.410 (0.865)	3.471 (0.731)	3.200 (0.837)	3.415 (0.845)	34
phantasievoll sein	2.521 (1.086)	2.510 (1.007)	2.600 (1.342)	2.521 (1.076)	23
Regeln und Grenzen anerk.	2.626 (1.056)	2.725 (1.041)	2.600 (1.342)	2.639 (1.055)	24
selbständig sein	1.731 (0.913)	2.000 (1.020)	2.400 (1.140)	1.778 (0.936)	4
Selbstvertrauen haben	1.291 (0.639)	1.294 (0.610)	1.400 (0.548)	1.293 (0.633)	1
sich selbst verwirklichen k.	2.158 (1.060)	1.980 (1.049)	1.400 (0.548)	2.123 (1.057)	12
tolerant sein	1.981 (0.914)	1.961 (1.095)	2.200 (0.837)	1.981 (0.938)	8
unabhängig sein	2.761 (0.992)	2.588 (1.062)	2.600 (1.342)	2.735 (1.006)	25
verantwortungsbewusst sein	1.729 (0.827)	1.706 (0.855)	2.200 (1.304)	1.732 (0.837)	3
Vertrauen haben	2.094 (1.002)	1.961 (0.894)	1.800 (0.837)	2.071 (0.985)	9
vorausblickend sein	3.274 (0.873)	3.353 (0.688)	3.400 (0.548)	3.287 (0.845)	32
willensstark sein	2.445 (1.015)	2.373 (1.019)	2.000 (1.000)	2.429 (1.014)	19
zufrieden sein	1.916 (0.982)	2.275 (1.002)	1.600 (0.894)	1.962 (0.990)	6
zuverlässig sein	2.087 (0.932)	2.412 (1.004)	2.800 (1.304)	2.142 (0.955)	13
miss. (alle 36 Variablen)	8-9	3	-	12-13	

(* arithmetischer Mittelwert der Kategoriencodes (von 1 = „besonders wichtig“ bis 4 = „weniger wichtig“) und Standardabweichung in Klammer)

Tabelle 13: Varianzanalyse: Erziehungseinstellung in Abhängigkeit der Familiensituation

	Partn. Frau (n = 318)	Partn. Mann* (n = 248)	Frau allein (n = 54)	Mann allein (n = 5)	mult. R
Schöne Seiten: (Schön ist es ...) (* männliche Partner nicht in Varianzanalyse einbezogen!)					
... zuzusehen, wie sich ein Kind entwickelt	1.03	1.14	1.02	1.00	.034
... mit dem Kind gemeinsame Erlebnisse zu haben	1.03	1.14	1.02	1.20	.114
... den Blickwinkel von einem Kind zu erfahren	1.17	1.53	1.19	1.00	.052
... eigene Ansichten an ein Kind weiterzugeben	1.88	1.91	1.89	2.00	.017
... von einem Kind Zuwendung zu erfahren	1.11	1.30	1.11	1.00	.037
... einem Kind Liebe zu schenken	1.04	1.22	1.00	1.00	.085
... dass ein Kind Leben und Abwechslung in den Alltag bringt	1.27	1.49	1.22	1.40	.044
... dass man durch ein Kind reifer und erwachsener wird	1.54	2.00	1.56	2.00	.065

Belastungen: (Belastend ist ...)

... dass für Kinder viel Zeit aufgewendet werden muss	2.90	2.79	2.63	2.00	.130*
... die grosse Verantwortung, Kinder zu haben	2.57	2.74	2.50	1.80	.084
... dass Kinder oft unfolgsam sind	2.67	2.78	2.72	2.20	.063
... dass Kinder viel Lärm machen	3.16	3.04	3.28	3.40	.055
... dass Kinder viel Geld kosten	3.35	3.19	3.35	3.60	.035
... dass Kinder launisch sind	3.22	3.16	3.16	3.20	.024
... das ständige Gefühl, nicht genügend für das Kind zu leisten	3.09	3.19	2.92	2.60	.080
... dass Kinder unselbständig sind	3.40	3.43	3.31	2.80	.096
... dass wegen der Kinder mehr Hausarbeit entsteht	2.94	2.93	3.02	2.80	.032
... dass durch Kinder Konflikte mit dem Partner entstehen	2.91	2.90	3.14	2.80	.083
... dass man ständig daheim angebunden ist	2.80	2.96	2.72	2.00	.091
... dass man durch die Probleme von den Kindern selber betroffen wird	2.38	2.79	2.13	2.80	.101

Gesellschaftsprobleme: (Schwierig für die Erziehung ist ...)

Einfluss von Fernsehen und Video	2.12	(nicht beh.)	1.83	1.60	.108
kinderfreundliche Umwelt	1.83	(nicht beh.)	1.80	1.60	.032
Isolation der Kleinfamilie	2.62	(nicht beh.)	2.50	2.60	.045
Uneinigkeit über richtige Erziehung	2.73	(nicht beh.)	3.06	3.00	.114
Konsumdenken in der Gesellschaft	1.86	(nicht beh.)	1.70	1.80	.062
Ungewissheit über die Zukunft	2.26	(nicht beh.)	2.65	2.00	.138 *
Verbreitung von AIDS	2.64	(nicht beh.)	2.93	2.80	.098
Ausweitung von der Drogenszene	2.02	(nicht beh.)	2.04	1.80	.028
Gewalt in der Schule	1.78	(nicht beh.)	1.57	1.40	.106

(* = sign. < .05, ** = sign. < .01)

Tabelle 14: Varianzanalyse: Erziehungspraxis in Abhängigkeit der Familiensituation

	Partn. Frau (n = 318)	Partn. Mann* (n = 248)	Frau allein (n = 54)	Mann allein (n = 5)	mult. R
Sanktionen: (Wie oft in den letzten sechs Monaten?) (* männliche Partner nicht in Varianzanalyse einbezogen!)					
das Taschengeld gekürzt oder andere Geldbusse	0.28	0.25	0.39	0.20	.048
eine beliebte Aktivität für eine gewisse Zeit verboten oder etwas vorenthalten, z.B. Fernsehen, Spielen mit anderen Kindern usw.	1.54	1.53	1.65	2.20	.046
Arbeiten im Haushalt aufgebürdet	0.55	0.69	0.78	2.20	.151*
das Kind angehalten, sich bei Drittpersonen zu entschuldigen für etwas	1.65	1.28	1.35	2.20	.080
einen Klaps, eine Ohrfeige verpasst	1.48	1.25	1.65	2.20	.062
Zimmerarrest erteilt	1.16	1.02	1.04	0.60	.047
über längere Zeit grollen, gezeigt, dass man böse ist auf das Kind	0.47	0.49	0.89	0.80	.125
eine Moralpredigt gehalten oder die „Levitik“ gelesen	3.13	2.75	3.30	4.60	.096
eine Tracht Prügel erteilt	0.10	0.11	0.19	0.20	.056

Aktivitäten: (Wie oft im vergangenen Monat?)

sportliche Aktivitäten im Freien (Ski-laufen, Schlittschuhlaufen, Schlittschuhfahren, Velofahren, Fussballsp. usw.)	3.72	3.47	3.26	3.00	.097
Spazieren in Wald, Bummeln in der Stadt, Ausflüge machen	3.82	3.27	3.76	3.60	.021
an Veranstaltung gehen (Kino, Theater, Zirkus, Konzert usw.)	1.52	1.31	1.46	1.40	.016
in ein Gemeinschaftszentrum gehen für Kurse o.ä. (Kinderwerkstatt usw.)	0.75	0.33	0.94	0.40	.059
zu Bekannten auf Besuch gehen oder diese zu sich einladen, so dass für Ihr /-e Kinder weitere SpielkameradInnen dazukommen	3.77	2.72	3.50	2.40	.109
gemeinsame Aktivitäten daheim (Spiele, Basteln, Singen)	4.34	3.61	4.06	4.00	.077
dem Kind eine Geschichte erzählen, vorlesen, vom Kind vorlesen lassen	4.27	3.37	4.35	4.40	.020

Selbständigkeit: (Kind kann selbständig ... ?)

... eine verkehrsreiche Strasse auf dem Fussgängerstreifen ohne Lichtsignalanlage überqueren	1.51	(nicht beh.)	1.50	2.00	.069
... die Schularbeiten erledigen, ohne Kontrolle durch Erwachsene	1.87	(nicht beh.)	1.65	1.60	.085
... nach der Schule 1 bis 2 Stunden alleine daheim verbringen	2.00	(nicht beh.)	1.87	1.20	.091
... einen Abend alleine ohne Eltern oder and. erw. Personen daheim sein	3.10	(nicht beh.)	2.88	3.00	.062
... mit dem Tram in die Stadt fahren	3.04	(nicht beh.)	2.78	3.20	.082
... seine SpielkameradInnen wählen	1.11	(nicht beh.)	1.09	1.40	.091

(* = sign. < .05, ** = sign. < .01)

Tabelle 15: Korrelationen zwischen den latenten Variablen der Erziehungseinstellung und dem Erziehungsverhalten der Eltern (Stichprobe: Mündliche Befragung der Frauen und alleinerziehenden Männer; n = 377)

Einstellung	Verhalten			Aktivitäten:		Selbständigkeit:	
	Sanktionen: körperlich	Einschrän- kungen	moralisch	häuslich	kulturell	zu Hause	Verkehr
<i>schöne Seiten:</i>							
emotional	-.0081	.0045	.0315	-.0248	.0139	.0125	-.0482
Kinderperspektive	.1319*	.0054	-.0005	-.0445	-.1085*	-.0936	-.0127
Erwachsenenperspektive	-.0129	.0514	-.0518	.0404	.0810	.0876	-.0593
<i>Belastungen:</i>							
Freiheitsbeschränkung	-.0216	-.0856	-.0932	.0964	.0253	-.0675	.0451
Zumutungen	-.3190**	-.0946	-.1052*	.1822**	.0670	.0244	-.0053
Verantwortung	-.1006	-.0624	-.1480**	.1296*	-.0094	-.0476	-.1064*
<i>gesellschaftl. Probleme:</i>							
Drogen / AIDS / Gewalt	-.0183	-.0291	-.0527	.0385	-.0246	.0430	-.0779
Umwelt / Konsum	.0294	-.0491	-.0454	.0398	-.0609	-.0654	.0631
Erziehungsfragen	-.0885	-.0084	-.1165*	.1177*	.0556	-.0121	-.0146
Zukunftsangst	-.0302	-.0420	.0561	-.0377	-.0083	-.0338	-.1540**

(* = sign. < .05, ** = sign. < .01)

Tabelle 16: Korrelationen zwischen den latenten Variablen der Erziehungseinstellung und dem Erziehungsverhalten der Eltern (Stichprobe: Schriftliche Befragung Partner; n = 248)

Einstellung	Verhalten		Aktivitäten:	
	Sanktionen: Einschrän- kungen	körperlich- moralisch	kulturell	häuslich
<i>schöne Seiten:</i>				
emotional	-.0487	.0965	-.0532	-.0723
Erwachsenenperspektive	.0225	.0093	-.1152	-.0074
Beteiligung	-.0040	.0764	.0003	-.1211
Kinderperspektive	-.0271	.1105	.0386	-.1507*
<i>Belastungen:</i>				
Aufwand	-.1418*	-.0287	-.0417	.0971
Zumutungen	-.1779**	-.2105**	-.0547	.1549*
Verantwortung	-.0753	.0764	-.0470	.0898
Emotionale Bel.	.0498	-.0304	.1081	-.0366
Zeitaufwand	-.0522	.0600	-.0938	.0187

(* = sign. < .05, ** = sign. < .01)

Mit dem beschleunigten gesellschaftlichen Wandel gerät die Familie unter Druck. Betroffen ist vor allem das Verhältnis von Partnerschaft und Elternschaft. Die Partnerschaft wird zum eigensinnigen, auf Liebe, Intimität und Verständigung beruhenden Teilsystem, das sich von der Elternschaft als erzieherischem Teilsystem differenziert. Mit den Spannungen, die sich daraus ergeben, ist die Familie weitgehend sich selbst überlassen. Damit stellt sich nicht nur die Frage, wie der soziale Druck von den Familienmitgliedern aufgefangen wird, es stellt sich auch die Frage, inwiefern die Modernisierung der Familie zu einem Verlust erzieherischer Leistungen führt. *Bewirken die steigenden Ansprüche an die Partnerschaft eine Schwächung der Elternschaft? Erfolgt die Bildung familialer Teilsysteme auf Kosten der Erziehung?*

Diese Fragen stehen im Zentrum des vorliegenden Buches. Es fragt nach dem Wandel der Familie, wie weit dieser bereits vorangeschritten ist und welche Auswirkungen er auf Partnerschaft und Elternschaft hat. Berichtet wird von zwei empirischen Studien, die bei städtischen Familien durchgeführt wurden. Die Ergebnisse werden im Rahmen einer Theorie der gesellschaftlichen Modernisierung analysiert. In einem Ausblick in die Zukunft der Familie werden praktische Folgerungen gezogen.